Karl Immermann.

Sein Leben und seine Werke,

aus Tagebüchern

und Briefen an seine Familie

zusammengestellt.

(Herausgegeben von Gustav zu Putlitz.)

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besserſche Buchhandlung.)
1870.

Inhalt.

Berichtigungen.

Seite	41	Zeile	6	lies	Heiligen	statt	heiligen.
=	73	=	16	=	derselben	=	der Burg.
=	98	=	7	=	Schaumsuppen	=	Schaumpuppen.
=	120	=	26	=	ihr	=	ihm.
=	169	=	22	=	Bauernfeld	=	Bauerfeld.

IXX.

Erste Mustervorstellungen und Bildung des Theatervereins. Das Reisejournal. Dürer-Fest. Sommerbeschäftigungen.

Winter 1832 — Sommer 1833.

Ganz neue Aufgaben brachte Immermann der Winter von 1832—33, in welchem er zuerst in eine praktisch künstlerische Thätigkeit für die Bühne gezogen wurde. Es bildete sich nämlich auf seine Anregung ein Theaterverein, dessen Wirkung auf die Düsseldorfer Bühne bald so bedeutend wurde, daß von ihm einige Jahre später Immermann's Leitung derselben ausging. Während des Sommers war das städtische Schauspielhaus neu und geschmackvoll ausgebaut, alle Welt interessirte sich für den Bau, aber nur Wenigen mochte einfallen, daß damit nicht viel für die Kunst gewonnen sei, wenn nicht dem hübschen Gefäß auch ein würdiger Inhalt verliehen werden könne.

Als Immermann eines Tages allein, wie er es liebte, die verschiedenen Theile des Gebäudes durchstrich, die sich anmuthig zu schmücken begannen, kam ihm die Vorstellung plötzlich ganz unerträglich vor, daß, nachdem der Architekt das Seinige gethan, die Poesie gar nichts thun solle. Die Qual dieses zu fürchtenden Contrastes rief den Gedanken in ihm hervor, einen veredelnden Einfluß auf die Bühne zu gewinnen, sonderbarer Weise zu einer Zeit, wo, wie er sagt: „Die Lust für die Bühne

selbst etwas zu arbeiten, vielleicht für immer in ihm erloschen war, und sein ganzes Wesen sich mehr der Betrachtung und dem Epischen zuneigte." Es war ein gewagtes, fast unausführbar scheinendes Unternehmen, denn er war fremd am Rhein, dem großen Publikum kaum bekannt, bei der Bühne ohne Hebel und Handhabe, und Manches was er Andere lehren wollte, das sollte er selbst erst noch lernen. Indessen er war sich bewußt, daß solche Entschlüsse, wie durch eine verborgene Nothwendigkeit ihm bisweilen kamen, und hatte schon mehrmals erlebt, daß immer aus ihnen ein Resultat hervorging. Noch an demselben Abende rief er einige Freunde zusammen, die freudig auf seinen Vorschlag eingingen, und schrieb darauf ein Programm über die Verbesserung der Düsseldorfer Bühne. Von den Vorschlägen die es enthielt, zeigten sich freilich manche für diesen Winter unausführbar, denn der Impressario war bereits zu weit in seiner selbstständigen Thätigkeit vorgeschritten und hatte Rechte erworben, die geachtet werden mußten, so unbequem sie auch waren. Namentlich konnte man nicht mehr auf die Wahl der bereits gemachten Engagements wirken, und mußte sich begnügen, auf die Leistungen der vorhandenen Kräfte, so viel als möglich Einfluß zu gewinnen.

Trotz dieser Schwierigkeiten kam dennoch ein Verein unter dem Protectorat des Prinzen Friedrich zusammen, aus fünfzehn Männern hervorragender Bildung bestehend, die zum Theil den vornehmen Kreisen angehörten. Glücklich überwanden diese allmälig den Widerstand der Freunde des Alten, und die Widersprüche des solchen Veredlungsversuchen abgeneigten Direktors; aber die schnell anwachsenden Aktenhefte zeigen, welche Energie, Immermann anwandte, um diesen Sieg zu erkämpfen. Die erste Aufgabe war, auf das Repertoir zu wirken, welches der Direktor bei jedem beginnenden Abonnement den Mitgliedern des Vereins vorzulegen versprach, und welches in einzelnen Stücken zu ändern, diesem das Recht zustehen sollte.

Am 8. December ward die Bühne mit einem Prologe von Immermann und der Donna Diana eröffnet. Für Ersteren hatte der Dichter zwei Pläne erwogen, einen humoristischen und einen ernsten, doch kam es weder zur Ausführung des einen noch des andern, da der Beginn des Theaters mit allerlei Verwirrung eingeleitet wurde und endlich über Hals und Kopf angefangen werden mußte. Schon nach den ersten Vorstellungen überzeugte man sich in erfreulicher Weise, daß achtungswürdige Künstler und jüngere Talente unter der Gesellschaft waren, welche sich in gehöriger Schule zum Bessern auszubilden versprachen. Es waren also Elemente vorhanden, aus deren geschickter Verwendung dramatische, wahrhaft künstlerische Darstellungen hervorgehen konnten. Da das Gelingen einer solchen aber nach Immermann's Ansicht wesentlich auf dem Zusammenspiel beruht, welches den vollen Gehalt eines Dichterwerks zur Erscheinung bringt, so wollte er suchen, auf eine kleine Anzahl klassischer Werke für welche ein besondres Abonnement eröffnet wurde, ein gründliches Studium und sorgfältige Vorbereitungen zu verwenden.

War gleich Immermann der eigentliche Mittelpunkt dieser künstlerischen Bestrebungen, so bedurfte er doch eines äußerlichen Rückhalts, einer würdigen Vertretung der Sache, vor dem Publikum, und diese wurde ihm im vollsten Maaße durch den Theaterverein gewährt. Einzelne Mitglieder desselben, vor Allen Uechtritz unterstützten ihn aber auch in ästhetischer und praktischer Weise. Vier Subscriptions- oder „Mustervorstellungen," wie sie im Publikum hießen, wurden im Laufe des Winters in das Repertoir eingeschoben; von diesen leitete Uechtritz die zweite: „Stille Wasser sind tief," und auf Immermann kamen: Emilia Galotti, der standhafte Prinz, und der Prinz von Homburg. Die Größe der Opfer an Zeit und Kräften, welche er für die Erreichung seines Wunsches brachte, wird Niemand begreifen, der nicht selbst einmal die Hand an eine

solche Arbeit gelegt hat. Die Eigenthümlichkeit seiner Stellung kam in diesem Falle noch als besondere Schwierigkeit hinzu; er war durch dieselbe mehr von dem guten Willen des Einzelnen abhängig, als er es in irgend einem amtlichen Verhältniß hätte sein können. Zwar waren die Schauspieler in ihren Contrakten zu den besonderen Studien verpflichtet, die ihnen jene Mustervorstellungen auferlegten, und man verhieß denen, die sich auszeichnen würden, Prämien; aber kaum glauben wird man, daß diese Aussicht wirksam war, wenn man erfährt, daß die Mittel, über welche der Verein verfügen konnte, die kleine Summe von 413 Thaler nicht überstiegen und von diesen gingen noch ungefähr 40 Thaler für Unkosten ab. Auch hatten sich die Schauspieler nicht entfernt auf solche Forderungen gefaßt gemacht, als Immermann's Eifer sie stellte. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß, wie des Dichters Werk aus einem Haupte entspringe, auch die Reproduktion desselben vernünftiger Weise nur aus einem Haupte hervorgehen könne, suchte er diese Ansicht den Schauspielern gegenüber durchzuführen. Den Satz von der künstlerischen Freiheit der darstellenden Individuen verneinte er zwar nicht ganz, ließ ihn aber nur eine sehr beschränkte Anwendung finden. Das Ueberwuchern des Freiheits-Prinzips hatte nach seiner Meinung die Verwilderung der Bühne herbeigeführt, und er hatte nicht selten große Talente das Gedicht zerfleischen sehen, dessen correct zusammenwirkende Darstellung den wahren Kunstfreund erfreuen soll. Um nun eine solche zu erreichen, las er jedes Stück den Schauspielern zuerst vor, und hielt dann mit den Einzelnen Special-Leseproben, aus denen sich die allgemeine Leseprobe aufbaute. Ertönten in dieser noch Disparitäten des Ausdrucks, so wurden die schadhaften Stellen so lange nachgebessert, und wo nichts anderes half, vorgesprochen, bis das Ganze in der Recitation als fertig gelten konnte. Die Action stellte er darauf zuerst in Zimmerproben fest, damit die Darstellenden in nackten, nüchternen Wänden

ihre Phantasie um so mehr spannen lernten, und die Dämonen des Gespreizten, Rhetorischen, oder der hohlen Handwerksmäßigkeit nicht verwirrend auf sie einwirkten. Stand das Gedicht ohne alle illusorische Nothkrücke fertig da, dann ging Immermann erst mit den Leuten auf das Theater. Gegeben wurde ein Stück nicht eher, als bis Jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, seine Rolle wenigstens so gut machte, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend verstatteten. Zu den Leseproben hatte Schadow mit freundschaftlicher Bereitwilligkeit eine kleine, klösterlich abgelegene Zelle auf der Akademie eingeräumt. Man mußte an allerhand Polterkram vorbei durch die unbesuchtesten Gänge wandern, und war in dem engen Gemache wie von aller Welt abgeschieden. Unter den Fenstern rauschte der Rhein, die Sonne röthete die weißen Wände, und bei dem Klange der Wellen und dem rosigen Schein wurden Sylben gemessen, Accente festgestellt, die Schattirungen der Rede ausgearbeitet.

Emilia Galotti war die erste Mustervorstellung, die am ersten Februar 1833 über die Bühne ging. Das Diarium zählt außer den Specialproben mit Einzelnen, nach der Vorlesung und der Leseprobe, vier Zimmer- und zwei Theaterproben. Die Vorstellung war denn auch ein Ereigniß für die Stadt. Alles war wochenlang darauf gespannt gewesen, man wußte nicht, was bei dem Dinge so eigentlich herauskommen sollte. Das Spottwort „die gelehrte Bühne," welches nachmals von Immermann's Widersachern zum stehenden Typus ihrer Angriffe gemacht wurde, ward da zuerst gesprochen.

Als der Vorhang vor dem gedrückt vollen Auditorium aufrollte, saßen die Leute anfangs ganz erstaunt darüber, daß die da droben nicht so schrien, predigten, durcheinander strudelten und stolperten, wie sonst, sondern wie Menschen sprachen und sich betrugen, und zwar wie Menschen, welche die Handlung, die sie darstellten, Etwas anginge. Nichts regte und rührte

sich im Publiko. Von dem Disput zwischen Appiani und Marinelli aber an, entzündeten sich die Zuschauer und wurden frei vom Zwange, der sie eingeschnürt gehalten hatte. Von Scene zu Scene steigerte sich der Beifall, der endlich bis zu dem Jubel stieg, in dem Alle hervorgerufen wurden. Ihr Sprecher erkannte Immermann die Ehren des Abends zu, und der Credit der Sache war gegründet.

Nachdem unter Uechtritz's Leitung am 2. März „Stille Wasser sind tief," mit großem Beifall gegeben war, wurden die Vorbereitungen zum standhaften Prinzen aufgenommen, und dabei der erhöhten Schwierigkeit der Aufgabe gemäß verfahren.

Noch ehe Immermann das Stück vorlas, suchte er die Schauspieler in einem förmlich ausgearbeiteten Vortrage auf die Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen, welche das spanische Drama überhaupt, und das vorliegende im Besondern zu beachten fordere. Er hob dabei hervor, daß das Metrum verlange, alle Töne rein, scharf und bestimmt und zugleich als ein musikalisch rhythmisches Ganzes wirken zu lassen.

„Es kommt darauf an," sagt er, „daß in dem Zuhörer das Bewußtsein erhalten werde, er höre Verse, und zwar sehr künstliche und complicirte, jedoch soll die Rücksicht auf die Betonung des Verses nicht die Deutlichkeit der Modulation in dem Sinne des Gedichtes beeinträchtigen. Den Anweisungen über die Behandlung des Ganzen, fügte er noch eine Charakteristik jeder einzelnen Rolle bei, nnd zeigte wie dieselbe in das Ensemble des Dramas eingreifen müsse, um dasselbe harmonisch zu gestalten. Er hatte das Stück für die Aufführung in fünf Akte bearbeitet, und auf seinen Wunsch componirte Mendelssohn die darin vorkommenden Musikstücke. Es waren zwei herrliche Sklavenchöre und ein ganz eigenartiger Marsch bei der Erscheinung des Geistes. Auch andere Freundeshülfe unterstützte den Dichter bei seiner Aufgabe. Schirmer entwarf

den Prospekt von Fez, Hildebrand stellte Gruppen für die Ausschiffungs- und Krönungsscenen. Die Zeichnungen des Costüms hatte sich Immermann aus Berlin zu verschaffen gewußt, wo im Jahre 1825 das Stück gegeben war. Wolf hatte damals den Fernando gespielt, und man hatte eine Einrichtung von Goethe für die Darstellung benutzt. Als am 9. April der standhafte Prinz in Düsseldorf auf die Bretter gelangte, fehlte der äußeren Ausstattung Nichts, was zu der Wirkung des Trauerspiels beitragen konnte. Alle Mitspielenden aber zeigten sich von der Größe ihrer Aufgabe durchdrungen, und die Darstellung war eine durchaus correcte zu nennen, wenn auch das freie Schöne, welches sich auf dem Boden des Regelrechten erheben soll, hin und wieder fehlte, und die Methode, der Unterricht noch durchsah. Immermann konnte mit einem sehr frohen und feierlichen Gefühle sich der Verkörperung der wunderbarsten Poesie freuen. Es war ihm gelungen, würdig ein Werk lebendig zu machen, in welchem wie er sagt: „der große Spanische Dichter nicht nur sich selbst übertroffen, sondern sich in eine Sphäre geschwungen hat, in die auch die unermeßlichen Kräfte Shakespeares nicht hineinreichen.“ Im großen Publiko war die Wirkung eine sehr verschiedene. In den ersten beiden Akten war es förmlich verduzt und litt von der Dichtung, in den folgenden ward Vielen die große Kraft derselben fühlbar, und unter lautem Beifall schloß die Vorstellung; hinterher wogten die Meinungen durcheinander, wie die Wellen nach einem Gewitter. Am meisten Auffassung für die Schönheit des Dramas bewies das Volk. Die Leute auf der Gallerie waren mäuschenstill, und hörten zu, wie bei einer Predigt.

Das Nahen des Frühlings, mit dem das Theater aufhörte, trieb zur Eile, sollte die vierte Mustervorstellung noch herausgebracht werden, und daher fing Immermann schon während der Vorbereitungen zum standhaften Prinzen an, den Prinzen von Homburg einzustudiren, den sich die Schau-

spieler als letzte Aufgabe erbeten hatten. Am 25. April wurde die Bühne mit dieser Vorstellung geschlossen, an welche sich noch ein Epilog im Charakter des Kottwitz reihte, den Immermann gedichtet, jedoch nicht so in der Form abgerundet hatte, daß er sich für den Druck eignen würde. Das Kleistsche Drama schlug durch, wie keine der früheren Aufführungen, die Wirkung war so groß und entschieden, daß davor Alles verstummte, was etwa von Zweifelsucht und Mißwollen den Bestrebungen des Theatervereins noch entgegengestanden hatte.

„Selten" schreibt Immermann, „ist wohl eine Bühne freudiger geschlossen worden. Meine Bekannten haben mir erzählt, daß noch weit durch die Straßen in den Reden der Heimkehrenden der Strom des Entzückens fortgerauscht sei. Die Richtigkeit meiner Methode steht mir jetzt unumstößlich fest, denn das Alles ist im Laufe weniger Monate mit einer zusammengelaufenen Gesellschaft, wobei sich kein einziges ausgezeichnetes Talent befand, möglich geworden."

Es war erreicht, was für diesen Winter zu erlangen war, nun galt es auf den gelegten Fundamenten weiter fortzubauen, und der Sache eine kräftigere Gestaltung zu erwirken. Wie das geschah, werden wir sehen, wenn wir zuvor Immermann zu den Beschäftigungen begleitet haben, die während des verflossenen Winters neben den Theaterarbeiten seine Zeit ausfüllten.

Schon im Frühjahre 1832 war, wie wir erinnern, in ihm der Gedanke erwacht, die Vorlesungen von dramatischen Gedichten, welche er von Zeit zu Zeit in engerem Freundeskreise gehalten hatte, einem größeren Publikum zugänglich zu machen; das geeignete Lokal, welches damals schwer zu finden schien, verschafften ihm im Beginn des Winters seine Freunde, die Maler. Ein geräumiges Atelier im alten Churfürstenschlosse, worin die Künstler sonst hausten, wurde eingeräumt, mußte aber vor jeder Vorlesung erst in den kerzenhellen Salon ver-

wandelt werden, der die beste Gesellschaft der Stadt versammeln sollte. War das Lokal nicht elegant, so war es dafür akademisch feierlich, geschmückt durch große Gemälde, die den Theil des Saales umgaben, wo sich der erhöhte Sitz des Vorlesers befand. Gute Beleuchtung durch Wand- und Hängelampen machte es sehr heiter, und der Raum war so akustisch gebaut, daß der leiseste Ton noch in der fernsten Ecke anklang. In einem gedruckten Programm zeigte Immermann an, daß er an acht verschiedenen Abenden dramatische Werke vortragen würde, und lud einen ausgedehnten Kreis von Bekannten dazu ein. Iphigenia in Tauris, der Blaubart, König Johann, der standhafte Prinz, die Geschwister, Demetrius, Romeo und Julia, der Prinz von Homburg, König Oedipus waren die zur Vorlesung bestimmten Stücke.

Es war dies Unternehmen keine Zersplitterung von Kräften in Betreff der Theatersache, denn gerade diese Vorträge erregten den Wunsch, von dem, was in lebhafter Hörbarkeit vorüberging, auch Etwas zu sehen. Einige hundert Menschen wurden allmälig die Zuhörer des Dichters, und wenn darunter gleich manche nur kamen, weil die Vorlesungen damals Mode waren, so gewannen sie doch auch den wahren Antheil Vieler, und er selbst dachte mit dankbarem Vergnügen an dieselben zurück.

„Das Recitiren eines dramatischen Gedichtes ist von Tieck zu einer Kunst gemacht, Holtei und Andere sind ihm gefolgt, ich schloß mich gleichfalls solcher Richtung an,“ sagt er im Rückblick auf seine Vorlesungen, „und hin und wieder ist mir der charakteristische Vortrag eines Werkes gelungen. Es bleibt freilich immer eine Zwitterkunst, und der Geschmack daran kann sich nur in Zeiten finden, denen die Partitur verloren ist. Die Darstellung nämlich ist die volle Instrumentalmusik, ein gutes Spiel auf dem Flügel aber eine derartige Vorlesung, und zwar im allerglücklichsten Falle, der auch nur eintritt, wenn Organ und Individualität des Vorlesers ganz besonders zum Gedichte passen.

Eine Klippe des Gelingens sind fast immer die weiblichen Rollen, bei deren Vortrag eine gewisse Affectation kaum zu vermeiden ist. Leicht wird auch die zarte Grenzlinie, welches dieses Genre von der Action scheidet, übersprungen."

Wer die Vorlesungen Immermanns oder Eines der von ihm Genannten gehört hat, wird seinem Urtheil völlig zustimmen müssen, so dankbar die Erinnerung an große poetische Eindrücke auch bewahrt bleibt. Zu den allgemeinen Schwierigkeiten gesellte sich bei unserm Dichter noch eine persönliche, die in seiner großen Reizbarkeit lag. Denn er bekannte, daß ein fades oder theilnahmloses Gesicht, welches er unter seinen Zuhörern entdeckte, ihn ganz aus der Stimmung bringen konnte; weshalb der Vortrag ihm auch immer am Besten gelang, wenn er in engster Häuslichkeit, beim Schein der traulichen Lampe den Eindruck der Dichterworte an einem empfänglichen Antlitz wiederglänzen sah. Am wirksamsten war sein Vortrag im Heroischen und Pathetischen, wo der schöne Klang seiner Stimme, die Tiefe seiner Auffassung, die edle Beherrschung des Verses zu voller Geltung kamen, und wo er kaum von Anderen erreicht ist. Unvergeßlich bleiben seine Vorlesungen von Julius Cäsar, Coriolan, Alexis und derartigen Stücken seinen Zuhörern, und ebenso können wir antike Sachen, in denen er die Chöre zu hoher Geltung brachte, als sein eigentliches Feld bezeichnen. Auch die Calderon'schen Dramen las er gut und gern, und arrangirte dieselben für den Vortrag mit sehr geschickten Kürzungen. Weniger gelangen ihm komische Sachen, obgleich er für dieselben eine besondere Vorliebe hatte, denn er überschritt dabei leicht die Grenzlinie, welche er selbst zwischen Action und Lesen zu ziehen für richtig hielt, und trug hin und wieder die Farben zu grell auf. Zwar konnte er zu erschütterndem Lachen reizen, aber selten war bei seinen humoristischen Vorträgen jenes gründliche Behagen zu gewinnen, welches Tieck ohne allen Aufwand und ohne Künstelei hervorrief, so oft mit anmuthiger

Leichtigkeit der sprudelnde Scherz seinem Munde heiter entquoll. Eigenthümlich war Immermanns Behandlung der Frauenrollen, bei denen er alles künstlich Weiche und Zarte im Tone vermied, womit andere Vorleser dieselben zu charakterisiren suchen und den allgemein geistigen Inhalt mehr als die Individualität der Personen hervorhob. Es ging dabei natürlich etwas verloren; aber die Wirkung blieb rein und würdig und der Eindruck des Kunstwerks als eines Ganzen trat immer auf das Schönste bei ihm heraus. Diesen hervorzubringen, die Composition zur Geltung zu bringen, sah er auch als das Wesentliche an, und legte weniger Werth auf die scharfe Sonderung der Persönlichkeiten als auf die rechte Betonung des Verses, und den Ausdruck der poetischen Stimmung, welche in der Dichtung herrschte.

Für die halb öffentlichen Vorträge dieses Winters nahm er jedes Stück so sorgfältig durch, daß nirgends eine Lücke in seiner geistigen Durchdringung desselben blieb. Die Theilnahme der Zuhörer erhielt sich, ja steigerte sich den ganzen Winter hindurch, so daß Immermann den vielseitigen Anforderungen genügend, am Schluß desselben dem Programm noch eine Vorlesung des Hofer hinzufügte.

Manches Zeichen von Dankbarkeit ward dem Dichter am Schlusse der Vorlesungen zu Theil. Unter Anderm verehrte ein Kreis gewogener Zuhörerinnen ihm in liebenswürdiger Weise einen schönen Engelskopf, den Stilke gemalt. Dergleichen war um so erquicklicher, als er bei manchen Bedenken, welche seine Thätigkeit für das Theater auch unter den Nahestehenden hervorrief, einer ermunternden Theilnahme sehr bedurfte.

Seine literarischen Arbeiten hatten während des Winters auch nicht geruht. Der Druck der Schriften schritt rüstig fort, und als im October der erste Band abgeschlossen war, mußte an die Redaction des zweiten gedacht werden. Den Hauptinhalt desselben sollte das Reisejournal bilden, dessen Umarbeitung im

November begonnen wurde und ihn bis gegen den Februar beschäftigte. Als der Dichter die auf der Reise geführten Tagebuchblätter und seine Briefe zur Hand nahm, schrieb er dem Bruder: „Ich wollte nur ein mäßiges Heftchen zusammenstellen, aber da drangen Anschauungen, Lectüre, Reflexion, Reminiscenz, Spitzbüberei der Erfindung so gewaltig zu, daß ein ganzer Band daraus wurde, und es steht mancherlei darin, mehr als ich verantworten kann.“ Und einige Jahre später schrieb er seiner Braut: „Das Reisejournal gewährte mir in seinem Entstehen viel Freude. Jeder innerlich ausgestattete Mensch macht die Erfahrung, daß er sein inneres Leben nicht völlig nach außen hinauszuleben vermag, sondern daß da immer Brüche bleiben. Bei meiner Lebhaftigkeit, Phantasie und Lustigkeit müßte ich eigentlich ganz erstaunlich bunte Abenteuer erleben. Nun aber steht zwischen mir und den Menschen meine Schwerfälligkeit, mein ungelenkes, heftiges und zuweilen grobes Wesen, so daß die Begegnisse ärmer ausfallen, als sie ausfallen könnten. Diesen Bruch zwischen Innen und Außen zu lösen, schrieb ich das Reisejournal, ich entfaltete mich darin gleichsam zum Immermann in der Idee, die Reise hatte wirklich Manches geboten, ich machte aus dem Manchen ein Vieles, wie es meinem innern Menschen gar leicht hätte begegnen können.“

Während des Schreibens regte sich ihm bisweilen eine gewisse Besorgniß, er möge durch die Kühnheit, mit welcher er das, was möglich gewesen wäre, als wirklich behandle, selbst denen, welche ihm nahe standen, fremd erscheinen; aber es gelang ihm doch auf diese Weise am völligsten, ein Zeugniß von der Gestalt seines inneren Lebens abzulegen, und durch eine Selbstdarstellung seines wahren Wesens hoffte er mancher üblen Nachrede zu begegnen, welche ihn im öffentlichen Urtheil gekränkt hatte. Durch diese bestimmte Absicht verloren zwar die Reisebilder etwas von der leichten Unbefangenheit, die den Reiz solcher Schilderungen ausmacht; aber das Buch gewann an

Reichthum von Gedanken und Stoff. Es zeigte den Dichter in der Vielseitigkeit seiner Interessen, und stellte in seinen Urtheilen den sittlichen Ernst seiner Natur, die Unabhängigkeit seines Charakters in umfassendster Weise dar. Kühn spricht er seinen Antheil aus, an Erscheinungen, die Andern zweifelhaft sind, und wendet sich von Dingen ab, für die er keine Sympathie besitzt, mögen sie auch noch so hoch in der Geltung stehen. Diese Freiheit des Urtheils und eine überall hervortretende Abneigung vor jeder Parteistellung, standen aber bei seinem Erscheinen dem Buche ebenso entgegen, als die mangelnde Leichtigkeit der Darstellung. Es wurde wenig günstig vom Publikum aufgenommen, zog Immermann den Ruf eines tadelsüchtigen Autors zu und rief namentlich in Süddeutschland starke Mißstimmungen wider ihn hervor. Ganz frei von Schuld war er nicht bei diesen Vorwürfen, es ist wenigstens nicht zu leugnen, daß seine Urtheile an einzelnen Stellen scharf waren, namentlich, wo er über die süddeutsche Politik redet. Als er, noch ehe das Buch erschienen, in Stuttgart in den Kreis der Männer trat, deren constitutionelles Streben er besprochen hatte, und die dortigen Zustände durch die Anschauung kennen lernte, hätte er gern einen vermittelnden Ton in seine Schilderungen gebracht, Manches gern anders ausgedrückt. Wenigstens empfand er nach der liebenswürdigen Aufnahme, die er bei Gustav Schwab gefunden, die Nothwendigkeit, diesem seine unliebsamen Urtheile über den Liberalismus der süddeutschen Kleinstaaten, den unberechtigten Preußenhaß u. s. w. persönlich zu übersenden, und die folgende Antwort desselben zeigt, daß sein Schritt richtig gewürdigt wurde.

„An Ihrem Reisejournal habe ich mich zum Theil herzlich erquickt, zum Theil (warum soll ich es leugnen) auch Aergerniß genommen. Vor das Forum dieses Briefes gehört indessen nur das, was Sie selbst davor bringen.

„Nachdem ich die Sprache, die Sie gegenüber von Paul

Pfizer führen, vernommen habe, muß ich doppelt bedauern, daß vielleicht gerade die Art, wie Sie über ihn gesprochen hatten, Ihnen seine persönliche Bekanntschaft nicht wünschenswerth machte; Sie hätten eine hohe Persönlichkeit in ihm kennen gelernt, und ihm im Herzen gewiß nicht Ihre Gegnerschaft (die wohl geblieben wäre), aber jenen Ton der Wegwerfung abgebeten, den er so wenig, und noch weniger als wir übrigen Schwaben, welche Sie alle miteinander als eine Heerde mittelmäßiger Köpfe tractiren, verdient haben. Unserem Uhland habe ich Ihren gütigen Brief und Ihr ungütiges Buch mitgetheilt. Er empfand das Nämliche darüber, wie ich, sagte trocken, daß er wünschte, Sie hätten sich genauer mit unseren Verhältnissen bekannt gemacht, ehe Sie so über uns herführen, und im Ganzen ließ sich seine Antwort in die zwei Zeilen fassen, die Sie selbst längst von ihm kennen:

„Ich trau' auf keinen einzelnen Mann,
Denn Einer bin auch ich!

„Gern sondern wir unser politisches Wesen von unserm poetischen; aber es ist unmöglich, diesen Dualismus soweit zu treiben, daß unser eines Ich ganz gleichgültig bleiben kann, wenn das andere mit Mißachtung behandelt wird. Im Uebrigen wird die Zeit zwischen uns entscheiden. Ich glaube, daß mir Ihr Buch weher gethan haben würde, wenn nicht die Hochachtung, die ich vor Ihnen als Dichter längst empfunden, durch Ihre würdige persönliche Erscheinung zur vollen Neigung gesteigert worden wäre, deswegen nahm ich auch den ungerechten Tadel nur wie aus Freundes Mund auf, und er machte mich nicht unfähig, alles Wahre und Schöne, was Ihr Journal enthält, ungetrübt zu empfinden und zu genießen."

Wir kennen den äußeren Gang der Reise, deren Schilderung uns übrigens zeigt, wie weit die Zeit, in der sie gemacht wurde, schon hinter uns liegt. Die Wichtigkeit, mit der die Fremde

sich überall geltend macht, ist unserer nivellirenden Gegenwart fast unverständlich, und wer würde jetzt romanhafte Abenteuer zu erleben glauben, wenn er von Düsseldorf bis Cöln gereist ist! Aber für den Dichter beginnt schon hier die Reihe derselben, die sich immer seltsamer um ihn schlingt, bald anknüpfend an wirklich erlebte Momente, bald in völlig freien Erfindungen der Phantasie, doch so im Einzelnen ausgeführt, daß auch Nahestehende die Wirklichkeit in den wunderlichen Begegnungen zu erforschen versuchten. Diese zeigt sich aber nur verschleiert und in sehr unsicheren Umrissen. Selbst in dem Buche, welches Heimath und Heimkehr genannt wird, liegen kaum Anklänge an äußerlich Erlebtes, außer in der Cholerafurcht, die zum Anlaß eines Boccazischen Spieles wird, in dessen Rahmen Immermann eine Reihe von Novellen, Anekdoten, Einfällen, Sagen von sehr verschiedenem Werthe fügt. Am bedeutendsten und am sorgfältigsten ausgeführt ist eine Novelle: „Die verschlossene Kammer.“ Sie behandelt das Unglück, in welches jeder gemachte, künstliche Zustand zuletzt die edelsten Naturen führen muß. Außerdem hebt sich die Erzählung vom frommen Gral unter leichteren Sachen hervor. Ein feiner poetischer Geist zeigt sich in der Besprechung der Mythe und legt uns die Bedeutung derselben auseinander.

Grillen im Wagen, aphoristische, zum Theil sehr tiefe Gedanken machen den Schluß, und bringen in vielen Einzelheiten so charakteristische Züge von Immermanns Natur, daß wir manche derselben schon angeführt haben. Klarer noch als in diesen zusammengeworfenen Sätzen spricht aber der Dichter sich über sich selbst in einer Art von geistigem Testament aus, in welchem er seine Gesammtansicht von der Strömung der Zeit und sein persönliches Verhältniß zu derselben zusammengefaßt hat.

In seiner ganzen innerlichen Selbstständigkeit tritt er in diesem Bekenntniß den Forderungen der Parteien entgegen,

und verdirbt es dadurch nach allen Seiten mit der Mehrzahl die nicht gewohnt, und nicht fähig ist, die Kraft einer solchen Unabhängigkeit zu begreifen. Von vorn herein bekennt er, daß seine Ansichten und Urtheile sich auf manchen Punkten widersprechen, führt aber zu seiner Rechtfertigung den Widerspruch an, in dem die Dinge selbst zu einander stehen. Je größer die Gewalt des Einzelnen ist, desto entschiedener tritt dasselbe dem neben ihm Stehenden entgegen; Jeder, der zum Bewußtsein kam, wird dieses Verhältnisses inne, und die geistige Physiognomie des Individuums hängt davon ab, wie dasselbe sich nach dieser Wahrnehmung faßt. Der Streit der Dinge entspringt nun aber nicht aus ihrer Verderbniß, sondern aus ihrer Selbstständigkeit, und die Tragödie der Welt liegt darin, sagt Immermann, „daß die vollkommenen Erscheinungen der Dinge einander ausschließen. Dem Denker mangelt die Anschauung, der Frömmigkeit die sinnlich-freudige Kraft; allempfängliche Humanität ist nur durch den Mangel eines besonderen Talentes möglich, und so fort. Die Betrachtung sucht wohl ihrem Wesen nach den Kreis zu schließen, aber es gelingt ihr nicht, weil die Urkraft der Realität die umfassende Linie immer zerstört. Dem aus dieser Erkenntniß sich erzeugenden Schmerze suchen die Menschen auf zwei Wegen zu entrinnen, sie werfen sich in Parteisucht oder Abstraction. Die Erste haßt und verachtet der Autor, die zweite muß er gelten lassen, obgleich ihre Anhänger der Gewalt der Wirklichkeit fremd bleiben. Was ihnen als solche erscheint, ist schon ein abgezogener Begriff, darum sind die Fehlschlüsse der Philosophie so alt als diese selbst. Tritt aber ein System an die Stelle der Realien, so entsteht daraus eine Feindschaft gegen alles Persönliche, und die Arbeit des Geistes zeigt sich als ein Nivelliren, in welchem die Geschichte ungefähr auf eine Erzählung der Culturverhältnisse hinausläuft, und vor welchem die Aesthetik verschwindet. Denn diese entsteht aus der Verbindung von Schönheit und Gefühl, und

wenn die Sachen sich richtig verhalten, so behüten Verstand und Vernunft das Rendezvous. Zeigt sich nun so die Abstraction als die Feindin der Dinge, so besinnen sich diese auf ihre Natur und Würde ihren Angriffen gegenüber, und treten mit um so größerer Entschiedenheit dem Geiste des Menschen wieder näher." Und weil Immermann kühn genug ist, der Philosophie die Nothwendigkeit einer ewigen Fortdauer nicht zuzuerkennen, so sieht er keinen Grund sich ihren Consequenzen unterzuordnen, und fühlt sich berechtigt ihr gegenüber bei seiner Denkungsweise und den aus ihr hervorragenden Widersprüchen zu bleiben.

Dieselbe Freiheit der Auffassung wendet er auch auf das politische Urtheil an, und verwahrt auch dieses gegen die Forderung der Consequenz. Auf diesem Gebiete kann er sich nur an die Facta halten, diese sucht er einzeln zu beurtheilen, auf welcher Seite sie sich auch ereignen mögen. Bereitwillig kann er in der Masse ein richtiges Gefühl anerkennen, auch wenn ihr Benehmen dabei nicht reglementsmäßig ist, und ebenso dem Gewalthaber das Recht zugestehen, wenn derselbe hier und da stark einschreitet.

Sein politisches Glaubensbekenntniß will Immermann überhaupt nur auf wenige bestimmte Punkte beschränken. Die Geschichte ist für ihn die Biographie der Helden, Könige, Genies und Propheten, denn jeder wahre Impuls, den die Menschheit bekommen, ist immer aus dem Haupte eines Einzigen geboren, nie aus der gemeinschaftlichen Wirkung der Mittelmäßigkeit. Die Masse ist da, um zu empfangen, der Idee Leib zu geben, zu verehren, oder der Willkür eine Schranke zu setzen, doch ist schon diese Aufgabe eine bedenkliche, und der Zustand, den sie hervorruft, ist fast wieder so schlimm, als der unter der Willkür. Zu dem Gewinn einer constitutionellen Freiheit hat der Dichter kein Vertrauen, er fürchtet, sie werde zu einer nüchternen Negation, oder zu einem Entbinden der untern Mächte

führen, von denen das Christenthum uns hat erlösen wollen. Indem es das Individuum, den Menschen für sich erschuf, wies es auf die Monarchie als die einzige ihm gemäße Staatsform hin. Die materiell patriotische Macht schuf im Alterthum die Republik und in ihr den Höhepunkt, den jede Gemeinschaft besitzen muß; die durch das Christenthum hervorgebrachten Persönlichkeiten konnten ihre Einheit nur in einer höchsten Persönlichkeit finden, und diese ist der König. Schranken wird er haben, dadurch ist er erst eine Person, aber sie werden mit dem Begriffsspiel, was jetzt getrieben wird, wenig zu schaffen haben. Endlich gesteht Immermann noch eine Sorge, die er für sein Volk empfindet. Kein anderes ist so tief vom Christenthum angeregt, in keinem anderen die Richtung zur Individualität so zum Wesen geworden. Alles Parteiwesen ist demselben fremd, und wo sich der Schein eines solchen zeigt, wird schnell das Bestreben hervorbrechen, zu zeigen, daß Niemand sei wie sein Nebenmann. Darum fürchtet er, daß der letzte Rest eines Gesammtwillens auf dem Wege ihn darzustellen, verschwinden werde, und daß eine Verwüstung der Geister bevorstehe, die schwer auf der Nation drücken werde. „Das ist ein trüber Gedanke, und für das Praktische bleibt fast nichts übrig, als sich an die nächste Tagespflicht zu halten." Zum Schluß sagt er: „Für die Contemplation ist ein Zeitpunkt eingetreten, wo Andre unter den Ruinen von Balbek und Persepolis umherstören. Wenn ich die Trümmerwüste deutscher Menschheit durchwandere, genieße ich eine herzliche Freude, wenn unter dem Schutte ein noch erkennbares Fragment sich findet, oder gar ein unzerstört gebliebenes Kleinod emporleuchtet. — Mit den Wölfen vermag ich nicht zu heulen, reicht das hin, um ein Ghibelline zu sein, so bin ich Einer."

Hätte Immermann wenige Jahrzehnte länger gelebt, so würde er nicht bei dem stehen geblieben sein, was in den vorliegenden Blättern ausgesprochen ist. Hier und da werden in

der Gegenwart seine Worte beschränkt und ängstlich klingen, und sie wird sich weit erhaben dünken über solche Gedanken, und doch spricht ein Geist aus ihnen, der hoch über der Menge stand, und sie tragen nur das Zeugniß in sich, daß auch der Bedeutendste in der Atmosphäre seiner Zeit befangen ist. —

Kaum hatte er sein Reisejournal vollendet, so nahm er den Hofer vor, und schrieb ihn in der Weise um, die wir schon früher besprochen haben, und in welcher wir ihn in den Schriften finden. Als er diese Aufgabe gelöst hatte, empfand er bei sich selbst eine große Befriedigung, denn er hatte nach seiner Ueberzeugung eine poetische Sünde abgebüßt. „Ich habe gestern den neuen Hofer vollendet," schreibt er an Frau von Sybel, „und bin recht froh, daß es damit gegangen ist. Er lag mir Jahre lang mehr auf dem Herzen, als ich mir habe merken lassen, und oft verzweifelte ich im Stillen, daß mir die frische Kraft kommen werde zu dieser Arbeit, wo ich zugleich Etwas und Nichts vor mir hatte. Nun ist sie über meine Erwartung rasch und leicht geglückt, und es kommt mir vor, als sei es gut gewesen, daß Anfangs allerhand Unkraut und verkrüppeltes Gebüsch das junge Wachsthum der Stämme überdeckend geschützt habe, die nun in die Höhe geschossen sind."

Um Weihnacht und Neujahr hatte er wiederholte Aufforderungen von der Redaction der Europe littéraire erhalten, für ihr Journal einen Aufsatz über deutsche Malerei zu schreiben, und die Aufgabe reizte ihn, da er in dem Blatt ein treues Bild des in Frankreich herrschenden Geistes in Kunst und Literatur fand, und dasselbe fleißig las. Noch im Winter bereitete er die Arbeit vor, die im Frühling zu einem ziemlich starken Heft anschwoll, und in französischer Uebersetzung in der Europe erschienen ist.

Das Osterfest sollte Immermann in diesem Jahre durch einen schmerzlichen Verlust getrübt werden. Am Charfreitage den 5. April erfuhr er ganz unvorbereitet aus der Hamburger

Zeitung den Tod von Michael Beer, der am Todestage Goethes in München gestorben war. Er hatte diesen Freund wahrhaft geliebt, weil er wußte, daß derselbe einen Fond edler Wärme und unverwüstlicher Gemüthskraft besaß, und weil er bei ihm der Erwiederung eingehender Theilnahme immer gewiß war, die er selbst dem Geschiedenen im vollsten Maaße zugewandt hatte. Aber die persönliche Empfindung konnte ihn doch nicht von der Theilnahme an einer Feier losmachen, welche sich in diesem Augenblicke in Düsseldorf vorbereitete.

Schon während des Winters hatten die Besprechungen über das Fest begonnen, welches Schadow zum Ehrengedächtnisse Dürers im großen Saale der Akademie geben wollte. Immermann hatte seine Mitwirkung bei demselben zugesagt. Man wollte bei dieser Gelegenheit lebende Bilder stellen und dieselben mit theatralisch musikalischen Darstellungen verbinden. Musik und Bilder zu beschaffen, wetteiferten die Maler mit großer Virtuosität, das bezügliche Festspiel: „Albrecht Dürers Traum" schrieb Immermann, und da der Künstler, welcher den Dürer spielen sollte, sich nicht recht in die Rolle zu finden wußte, so übernahm er diese selbst. Das Drama zeigt uns den Maler in den Gegensätzen von Licht und Schatten, welche dem Leben des Künstlers mehr als dem der übrigen Menschheit das Gepräge geben. Von Zweifeln an seiner Befähigung für die Aufgaben seiner Kunst bedrückt, leidet Dürer auch schwer im Kampfe mit dem materiellen Leben. Da wirft das launenhafte Glück, das ihn erst karg entbehren ließ, ihm plötzlich verschwenderisch Gut, Anerkennung und äußere Ehre zu. Aber nicht von Außen soll dem rechten Künstler die Befriedigung werden, und während der von Sorge Ermattete in Schlummer versank, ist ihm bereits die Muse genaht und hat vor seinem geistigen Auge die „Melancholie" und den „Hieronymus" erscheinen lassen. Mit der Sehnsucht nach ihrer Gestaltung erwacht, versenkt er sich völlig in das Glück des Schaffens und bemerkt

nicht wie rothes Gold, die Bürgerkrone Augsburgs und der kaiserliche Adelsbrief sich um ihn sammeln, und der Freund, der ihn gestern schwer bedrängt traf, und nun vom Silberblick aller Güter umglänzt sieht, muß erkennen:

„Du siehst sie wieder nicht, und bleibst Dir selbst Dein Glück,
Dein Schmerz von gestern war ein eitles Wähnen,
Ich glaube, fester steht Dein heut'ges Sehnen,
Der Traum der Wirklichkeit ist flücht'ger Dunst!
Und ewig wahr bleibt nur der Traum der Kunst.

Am 2. Mai wurde das Fest gegeben, über welches der folgende Brief Immermann's an Ferdinand berichtet. „Die Künstler hatten eine allerliebste Bühne hergerichtet, grüne Gardinen mit goldnen Schnüren und Troddeln verziert, bildeten die Umrahmung des Prosceniums, hinter demselben verhüllte ein schwarzer Vorhang mit dem großen goldnen, Eichenlaub umkränzten Namenszuge Dürers den Schauplatz. Sein Atelier, in welchem das Festdrama spielt, war sehr charakteristisch und phantasievoll gemalt. Gothische Zierrathen und Malergerümpel aller Art schufen eine Decoration, zu welcher sich unsere Altdeutschen Mäntel und Schauben wohl ausnahmen, und welche zu dem sonderbaren, halb märchenhaften Inhalte des Dramas eine gute Grundlage machte. Die Traumerscheinungen wurden durch große Transparente, welche aus der sich öffnenden Wand hervorleuchteten, repräsentirt. Es ging Alles gut, obgleich die Zahl der Mitwirkenden gegen achtzig Personen betrug. Die Gesellschaft war von dem Feste entzückt. Den größten Eindruck machte jedoch mein Drama, und ich glaube, daß es dieses Schicksal verdient hat, weil es von den Gelegenheitsstücken gewöhnlichen Schlages wohl ganz abweicht, und den alten Meister in voller Rundgestalt, und in einer eignen räthselhaften Be-

leuchtung vorführt. Ich kann keinen Auszug davon geben, die Behandlung ist hier, wie überall die Hauptsache. Ich spielte den Dürer mit Behagen und erregte großes Erstaunen. Ich merke, daß ich immer noch als Schauspieler mein Brod verdienen könnte.

„Dieser Abend hat denn nun die Reihe der bunten äußerlichen Erscheinungen beschlossen, die Hand und Sinn seit einigen Monaten so gewaltsam in Anspruch nahmen. Wir sind nun wieder auf den stillen Lebensgang literarischer Anachoreten verwiesen und müssen gewahr werden, daß, während wir meinten, mit unserm Schifflein auf einer und derselben Höhe zu kreuzen, wir, von der Fluth getrieben, an ganz anderer Stelle landen. — Ich habe mir gleich eine Beschäftigung zurecht gemacht und den Parcival angefangen zu lesen (nach der Heidelberger Handschrift), der mir aber nach dem heitern, vielgestaltigen Tristan dunkel und eintönig vorkommt. Ein Theil des Mißbehagens mag in der Schwierigkeit des Textes liegen, ich verstehe sehr Vieles nicht. Wahrscheinlich entscheidet sich's in mir binnen wenigen Wochen, daß ich die Epigonen vornehme, und dann daran fortschreibe, bis ich zu Ende bin. Noch erzittre ich, wenn ich diese veralteten Hefte betrachte.

„Wäret Ihr nur während meiner Arbeiten hier gewesen, oder auch nur jetzt hier. Es ist eine Pracht von Blüthen in meinem Garten und die Nachtigallen schlagen bei Tag und Nacht." —

In den Genuß dieser Frühlingsfreuden fiel leider wie gewöhnlich die Plage der Assisen und rief den Dichter aus der frisch um ihn blühenden ländlichen Umgebung in den heißen Appelhofssaal. Doch wußte er die langen Sitzungen sich noch auf seine Weise nutzbar zu machen, und las in müßigen Stunden die kürzlich erschienenen ersten Bände des Goetheschen Nachlasses durch. Zu seiner großen Freude fand er in den Weimarschen Theateraufsätzen und in dem Codex für die Schau-

spieler viel für seine Theaterbeschäftigungen Brauchbares und manche höchst angenehme Bestätigung seiner Ideen. Außerdem wirkte der älteste Goetz höchst anziehend auf ihn, während der zweite Theil von Faust ihn zwar nachhaltig beschäftigte, aber ohne ihm eine eigentliche Befriedigung zu geben. Nur Helena erschien ihm ganz eigen und schön, und er bezeichnete sie als etwas im wahren Sinne Neues, Poetisches. In den Scenen am Hofe des Kaisers trafen ihn namentlich die hübschen Einzelheiten; sonst blieb ihm Manches steril und in die Art der Lösung wußte er sich gar nicht zu finden.

Nach den Assisentagen umwehten den Dichter die Lenzeslüfte mit neuer Lust, und in rascher Folge schrieb er während des Mai den größten Theil der kleinen Gedichte, welche als „Frühlingscapriccio" im zweiten Bande seiner Schriften erschienen sind. Sie folgen dem Reisejournal und stehen nicht glücklich zwischen diesem und andern Reiseblättern, ohne wesentlichen Zusammenhang, wohl nur nach der Zeit des Entstehens hier eingeschoben. Vierzig, meist ganz kurze Gedichte zeigen in verschiedenster Stimmung bunt zusammengeworfene Bilder, und sind schon anziehend durch ihren reizenden Wechsel. Immermann eignete diese Frühlingslieder der im Mai gebornen Freundin Frau von Sybel mit einigen Versen zu, in denen es heißt:

„Die kleinen krausen Lieder
Ersann ich unter Träumen
Von Blumen und von Bäumen,
Umschwirret vom Gefieder
Der ausgelassnen Vögel."

Und wirklich spürt man das Wehen des Frühlings, die Zauberwirkung des Lenzes, von der schon Gottfried von Straßburg singt, in den „krausen Liedern," hört darin das kleine Waldvögelein und die selige Nachtigall flöten, sieht das Blumenkleid der Au' und das grünende Dach des Baumes, „den Schat-

ten bei der Sonnen, die Linde bei dem Bronnen," fühlt die sanften weichen Winde den Dichter umweben, und alle Töne des Naturlebens sich zu spielenden Kindern seiner Muse gestalten. Zwar klingt auch durch die Lenzes-Träume der Ernst und die Schwere von Immermann's Natur, und es treten zwischen leichte Genrebilder dunkle Momente; aber eine holde Gegenwart verscheucht sie bald wieder und das Ganze ist eine zwar nicht großartige, aber echt dichterische Gabe, die bekannter zu werden verdient, als sie noch jetzt ist.

Unter den Klängen des Rheinischen Musikfestes, welches in diesem Jahre in Düsseldorf unter Mendelssohns Leitung gefeiert wurde, war das Cappriccio fertig geworden, und die Festwirkung tönte in die Verse hinein:

„Geht man zu Beckers Saal hinein,
So hört man's herrlich schallen;
Doch ist das Fest am Niederrhein
Auch bei den Nachtigallen.

Der Felix in den Händen führt
Den Feldherrnstab auf's Beste,
Felicitas, die dirigirt
Die Nachtigall'n im Neste.

Der Felix, die Felicitas
Das könnt' ein Pärchen geben!
Für alles Gute wünsch' ich, daß
Sie folge seinem Leben!"

Mendelssohn's Anwesenheit war diesmal besonders bedeutungsvoll für Immermann, denn sie gab einem schon früher entstandenen Gedanken neue Nahrung. Die Wirkung der unter seiner Leitung ausgeführten Instrumentalmusik war eine so vorzügliche gewesen, daß sie dem jugendlichen Meister reiche Lorbeeren eingetragen und den Antheil an seiner liebenswürdigen Persönlichkeit zu einer wahren Begeisterung gesteigert hatte.

In Folge dieser Eindrücke sprach sich von vielen Seiten der Wunsch aus, so seltene Gaben Düsseldorf zum festen Gewinn werden zu lassen, und man trug dem Künstler die Stelle eines städtischen Musikdirektors an. Mendelssohn nahm dieselbe unter der Bedingung an, nur für einige Jahre gebunden zu sein, und verpflichtete sich für diese Zeit die katholischen Kirchenmusiken und den Singverein zu leiten. Immermann, der um diese Verhandlung wußte, suchte dahin zu wirken, daß man Mendelssohn gleichzeitig auch für das Theater zu gewinnen suche, aber es gelang ihm in der Unruhe der Festzeit weder die Sache selbst mit Jenem genügend zu besprechen, noch den Eifer der Freunde dafür anzuregen. Man behielt die weitere Entwickelung der Bühne zwar fortgesetzt im Auge, und gab Immermann darin Recht, daß sie nur in geeigneter Weise fortgehen werde, wenn es gelänge auch das Orchester und die Oper zu heben, doch versäumte man den Augenblick, in dem es möglich gewesen wäre, auf die geeignete Weise etwas dafür zu thun. Große Virtuosen konnte man nicht bezahlen, auch war von ihnen kein wahrhafter Gewinn zu erwarten; Alles mußte von der richtigen Leitung und Ausbildung mäßiger Kräfte abhängen. Wer wäre für eine solche befähigter gewesen als Mendelssohn? Trotz der augenblicklichen Versäumniß gab Immermann die Hoffnung übrigens nicht auf, diesen für das Unternehmen zu gewinnen, und betrieb um so dringender die Bildung des großen Theatervereins, auf welchen der bisherige nur provisorisch hingearbeitet hatte. Es sollte derselbe das Theater aus einem Privatunternehmen zu einer städtischen Anstalt machen, und man hoffte mit Unterstützung der städtischen Behörde eine Art von Regel und Aufschwung in das Institut zu bringen. Bei dem Interesse, welches Immermann für die Sache zeigte, lag der Gedanke nahe, ihm eine feste Stellung bei dem Theater anzubieten, und man fragte unter der Hand an, ob er sich zu einer solchen verstehen werde. Ihm schien aber

noch nicht der Augenblick gekommen, sich darüber auszusprechen, sondern er meinte, das Unternehmen müsse reifen und sich abklären, ehe er über die Ausführbarkeit eines solchen Schrittes entscheiden könne. Neben andern Gründen wirkte dabei auch das immer noch wiederkehrende Verlangen nach dem Leben in einer größeren Stadt, und es schienen sich jetzt wieder einige Fäden anzuspinnen, durch welche er hoffen durfte in Berlin eine ihm zusagende Thätigkeit zu finden. —

Im Juni hatte Immermann ein Programm zur Bildung der Bühne als einer öffentlich städtischen Anstalt ausgearbeitet, welches in einer Conferenz dem provisorischen Theaterverein vorgelegt und angenommen wurde. Man beschloß durch Aktienzeichnungen einen Theaterfonds zu bilden und im kommenden Winter wieder durch eine Reihe von Mustervorstellungen die Theilnahme des Publikums an der Bühne zu steigern, um endlich eine durchgreifende Veränderung derselben eintreten lassen zu können.

Nahmen diese Angelegenheiten Immermann gleich mannichfach in Anspruch, so füllten sie ihn doch nicht genügend aus, und er klagt in seinen schriftlichen Aufzeichnungen viel über den Mangel einer großen, ihn durchgreifend beschäftigenden Arbeit, wie über das aus diesem Mangel hervorgehende Gefühl von Unbehaglichkeit. Ritter's Geographie (Band über Afrika) und Cuvier's Umwälzungen der Erdrinde boten ihm in dieser Stimmung eine sehr anziehende Lectüre. Einige neue Dramen, die ihm dazwischen in die Hand fielen, und die Darstellungen einer in Düsseldorf gastirenden englischen Schauspielergesellschaft, die allerhand zu denken gaben, erweckten wieder dramatische Pläne, die seit lange geschlummert hatten. Es waren die Opfer des Schweigens und Erich XIV., die ihn innerlich in Bewegung setzten und zur Ausführung lockten, aber die Epigonen trugen in den Schwankungen, womit zu beginnen, den Sieg davon, und Immermann mußte, von einer inneren Nothwendigkeit ge-

trieben, endlich an die Vollendung des Werkes gehen, das ihn nun schon durch zehn Lebensjahre in mannichfach wechselnder Gestaltung begleitet hatte. Anfang August nahm er die alten Blätter wieder vor, arbeitete die beiden ersten Bücher noch einmal durch, und fing an, das dritte Buch zu schreiben, welches er bis zur Verlobung des Helden mit Cornelie fortführte und vor einer größeren Herbstreise in die Gestalt goß, in welcher es geblieben ist. Durchreisende Gäste belebten wie gewöhnlich den Spätsommer, und brachten auch in diesem Jahre manche angenehme Abwechselung und Anregung. Graf Redern, damals Intendant des Berliner Theaters, verweilte einige Tage in Düsseldorf, und forderte Immermann auf, dichterisch für seine Bühne thätig zu sein, der es an guten neuen Stücken mangele. Nach ihm kam Schinkel, dessen lebhafter Geist und Gedankenreichthum sich in vielfältig interessanten Mittheilungen aussprach, und der mit erfreulicher Theilnahme die neuesten poetischen Erzeugnisse Immermanns aufnahm. Auch Häring fand sich einmal wieder ein, zeigte sich brav und gut in seiner Weise und tauschte allerhand Literarisches aus. Zwischen diesen Besuchen gingen Schauspieler ab und zu, die sich für den künftigen Winter melden wollten, und endlich kehrte Mendelssohn aus London zurück, wohin er nach dem Musikfeste gegangen war. Er erfreute Immermann durch Jugend und Frische, und als dieser ihm bei einem Nachmittagsbesuche das Theaterproject mittheilte, zeigte er sich sehr günstig dafür gestimmt. Wenige Tage vor seiner Ankunft war in einer Generalversammlung des Theatervereins der Ausschuß gewählt worden, und die Sache also wieder um einen Schritt weiter gekommen, ehe sie durch eine längere Abwesenheit Immermanns etwas in Stillstand gerieth.

XX.

Herbstreise.

1833.

Durch die Herausgabe einer Auswahl seiner gesammelten Schriften waren Immermann in diesem Jahre so reichliche literarische Einnahmen zugeflossen, daß er sich die Erfrischung einer größeren Reise gönnen durfte. Schon sah es herbstlich aus, als er sich dazu rüstete, denn nach kühlem und windigem Sommerwetter und langer Dürre, war noch spät große Wärme eingetreten und die Blätter waren so früh abgefallen, daß Ende August die Bäume so kahl aussahen, wie sonst im October.

Schon lange hatte den Dichter die Sehnsucht nach Tyrol gezogen, wo er die Stätten begrüßen wollte, in denen er sich poetisch heimisch gemacht hatte, Tyrol ward also das Ziel seiner Wanderung und „der Blick in's Tyrol" ist das literarische Produkt derselben. Mehr als zwei Monate durften für dieselbe verwendet werden, und wurden so reich durch verschiedene Anschauungen und Erlebnisse ausgefüllt, daß einiges dazwischen laufende kleine Mißgeschick in der Erinnerung bald verschwand. Mit großer Treue führte Immermann fortgesetzt sein Tagebuch, aber der geringe Erfolg des früheren Reisejournals ließ die Veröffentlichung einer ähnlichen Arbeit nicht gerathen erscheinen, so Vieles ihm der Besprechung werth schien. Ein sonderbares Spiel des Schicksals ließ ihn, den Verächter der Themis, nicht

nur in Gesellschaft von zwei juristischen Freunden reisen, sondern führte ihn noch im Schnellwagen mit Londoner Advocaten zusammen, so daß er sich bald genöthigt sah, eine Geldstrafe auf jedes juristische Gespräch zu setzen. Nun erst wurden die Reisegefährten vortrefflich mit einander fertig, und vertrugen sich, so lange sie beisammen blieben, auf's Beste. Noch einmal fuhr Immermann den Rhein hinauf, leider bei ungünstigem Wetter, noch einmal umschwirrte der Meßtrouble Frankfurts ihn einige Tage lang, dann wandte man sich über Heidelberg und Heilbronn nach Stuttgart, und er war zum ersten Mal im Herzen Süddeutschlands, im fröhlichen Schwabenlande. Das trat ihm in seinen Persönlichkeiten zwar ein wenig derb und massiv, aber gesund und naturwüchsig entgegen, die Gegend entzückte ihn, und die hübschen Mädchen, die in Sachsen auf den Bäumen wachsen sollen, liefen hier unter den Bäumen umher.

Auch poetisch redete die Landschaft zu dem Dichter; am Rande des Kirchenbrunnens, der Heilbronn den Namen gab, begegnete ihm in der Dämmerung ein allerliebstes Abenteuer, das er folgendermaßen erzählt: „Ich stieg die Stufen hinunter zu der Quelle, und sah am Rande des Beckens ein nebelbleiches Weib sitzen, deren Gewänder in Wassertropfen zerrannen. Natürlich war es die Brunnennixe, und da sie wußte, daß ich mit ihrer Cousine, der Heidelberger Schloßnymphe, gut bekannt bin, so wurde sie gegen mich gesprächig und sagte mir, warum der Brunnen nicht mehr so reichlich fließe als ehemals. Von den sieben Röhren, aus denen er sonst strömte, sind nämlich nur noch einige gangbar. Es liegt dies auch an den Zeitläuften, die nicht blos über der Erde ihre Wirkung äußern; aber das Nähere darf ich davon nicht entdecken.“ — So poetisch ward er nicht über die Zeitläufte belehrt, als er in Stuttgart in die Ständeversammlung kam, wo er Uhland, Pfizer, Menzel reden hörte, und wo man sich über die Verbesserung der Gehalte der

Geistlichen nicht einen konnte. Die Versammlung gewährte Immermann eine Anschauung, die in ihrer Neuheit etwas unendlich Interessantes und Aufregendes, aber auch Düsteres hatte, weil die Stimmung, welche sich über die Regierung aussprach, sich nur oppositionell zeigte. Dieser Eindruck, der bei wiederholter Anwesenheit in den Versammlungen sich nur steigerte, begleitete ihn noch auf der Reise: immer wieder erschütterte ihn der Anblick eines im Innern aufgeregten Volkes, und stand wie ein dunkles Märchen vor ihm. Ein Besuch bei Gustav Schwab führte den Reisenden aus diesem ernsten Schauspiel in die freundlichste Idylle. Schwab geleitete ihn zu Dannecker in dessen Werkstatt, und lud ihm zu Ehren für den Abend die Leute ein, deren Bekanntschaft Immermann erwünscht sein mußte: Uhland, Grüneisen und Andre. Es ging unter diesen Notabilitäten so einfach, anspruchslos und natürlich zu, daß es dem etwas in der Fremde durchfrorenen Wanderer gar wohl in ihrer Gesellschaft zu Muthe ward.

Im Theater gab Seydelmann leider nur unbedeutende Rollen, in denen es dem Künstler jedoch gelang, sein Talent zu offenbaren. Bei einem Besuche, den Immermann ihm machte, wurde von dem Düsseldorfer Theaterprojecte gesprochen; Seydelmann versprach junge Talente zu recommandiren und erklärte sich mit Vergnügen bereit, Gastrollen zu geben, wenn die Sache zu Stande komme. Zuletzt suchte der Dichter noch Uhland in dem Hinterstübchen auf, welches dieser für die Dauer des Landtages gemiethet hatte. Eine unbeschreibliche Persönlichkeit trat ihm entgegen, unbeholfen, linkisch, einsilbig, und doch unendlich anziehend, weil man sah, an dem ganzen Menschen ist nicht ein falsches Haar. Die schönsten, himmelblauen Augen, die er je gesehen, schauten den Besucher an.

Mit Empfehlungen nach Ulm, Augsburg und München von Stuttgart aus versehen, wurde am 11. September die Reise fortgesetzt. Das Gefühl für die schwäbischen Kaiser, welches er

einst mit vielen Zeitgenossen theilte, war längst in ihm entschlummert, doch als der Hohenstaufen sich am Wege zeigte, dessen Kuppe freilich keinen Stein mehr trägt von der Burg des berühmten Geschlechtes, hätte Immermann dieselbe gern bestiegen, denn sie bietet die herrlichste Aussicht über einen großen Theil von Schwaben. Die Zeit war aber zu kurz für solche Abschweifungen. An lieblichen Scenen, die in poetischer Stimmung zu Idyllen geworden wären, fehlte es nicht auf dem wunderschönen Wege über die Vorberge der schwäbischen Alp; aber es kam keine dichterisch productive Anwandlung, der Reisende blieb, behaglich die Welt in sich empfangend, nur Auge und Ohr. Als Ulm passirt war, wo der Münster mit Bewunderung betrachtet wurde, trat die Gegend aus dem lieblichen Charakter des schwäbischen Landes; und indem man zum bairischen Hochplateau aufstieg, wurde Augsburg erreicht, das viel reichere Ausbeute gab, als Immermann erwartet hatte. Der Aufenthalt, den man auf wenige Stunden berechnet hatte, mußte um einen Tag verlängert werden, wollte man nur den allgemeinsten Eindruck von den hier vorhandenen Merkwürdigkeiten mitnehmen. Die Kirchen, das prächtige Rathhaus, die großen sprudelnden Brunnen mit den stattlichen Erzfiguren, Fuggers Haus und die Fuggerei, unter Allem fast am meisten die merkwürdige Straßenmalerei fesselten das Interesse, und der reiche Tag verging unter den wechselndsten Bildern. Zuletzt wurde sogar die Alpenkette im Abendstrahl am fernsten Horizont wolkenartig sichtbar. Immermann schließt den Bericht in seinem Tagebuch mit folgenden Worten:

„Nach dem Nachtessen mir selbst zurückgegeben, stand ich noch lange Zeit am Fenster und übersah bei klarem Sternenhimmel die schöne breite Straße, und die mannigfach wechselnden Giebel und Dächer. Der Mercuriusbrunnen und der Herkulesbrunnen rauschten durch die Stille, und ich gedachte der bunten Gestaltungen, die mir die deutsch-italienische Stadt bis zu dem

mit Figuren ausgelegtem Straßenpflaster gezeigt hatte. Eine Empfindung kam über mich, daß ich mich in den Abend hineinlebte, wo Heinrich von Ofterdingen mit der Mutter in das Haus seines Großvaters Schwaning gelangt. Mit einem klaren, durchsichtigen Gefühl legte ich mich zur Ruhe."

Das Stromgebiet des Rheins war nun entschieden verlassen. „Die Donau sah ich schon bei Ulm," schreibt Immermann, „grün, leidenschaftlich und strudelnd der nordöstlichen Fläche zustürzen; alle Nebenflüsse, die sie aufnimmt, eilen, zu dieser dunklen, heftigen Königin zu gelangen." Immer mehr trat die Gebirgswelt dem Reisenden näher; hatte in Augsburg die Abendsonne ihm die erste Ahnung von dem Zauber der Alpenwelt gegeben, so sah er die wunderbaren Linien auf dem Wege zwischen Augsburg und München in ihrer ganzen Größe, und sie machten einen unaussprechlichen Eindruck auf ihn. In denselben verloren, wirkte die flache Umgebung der bairischen Hauptstadt zunächst sehr ernüchternd; aber die Größe der hier entstehenden Kunstwelt fesselte bei jedem Schritte mehr, und die fünf Tage, die man für München bestimmt hatte, waren viel zu kurz, um zum eigentlichen Behagen zu gelangen. Man konnte sich während derselben nur mühsam durch die aufgestapelten Schätze durchwinden. Alles war äußerlich damals im Entstehen, an Düngerhaufen vorbei oder durch Bretterverschläge gelangte man zu Säulenhallen und Palästen, nur die Ludwigsstraße und etwa der Maxplatz waren fertig. Waren manche Mißgriffe in den Unternehmungen sichtbar genug, so empfand Immermann doch Ehrfurcht vor dem Sinn des Herrschers, der den Luxus der Majestät dem bleibend Schönen verschwenderisch zu Gute kommen ließ. Die einzelnen Dinge, die er bei seinen Wanderungen beschreibt, sind bekannt genug. Die Arkaden, die

Glyptothek, die noch im Bau begriffene Pinakothek und Residenz, die Leuchtenbergische Gallerie und die Schleißheimer Sammlung wurden betrachtet, aber Immermann gesteht seine oft eintretende Unfähigkeit ein, das Durcheinander einer großen Gallerie zu genießen. Es ist ihm häufig mehr eine Arbeit als ein Vergnügen, soll er ein Kunstwerk recht aufnehmen, so muß es für sich und allein auf ihn wirken; denn jedes echte ist eine kleine Welt. Persönliche Bekanntschaften halfen die kurze Anwesenheit in München möglichst ausbeuten; von Klenze war Immermann ein liebenswürdiger Führer durch die unter seiner Leitung entstehenden Neubauten; Melchior Boisserée und Bertram zeigten ihm ihre Schätze, Schelling empfieng ihn auf's Artigste und fesselte ihn durch inhaltvolle Gespräche. Am wenigsten vortheilhaft präsentirte sich das Theater, Immermann sah keinen der bedeutenden Schauspieler, Eßlair war auf dem Lande, die Schröder trat nicht auf, versprach aber Gastvorstellungen in Düsseldorf, obgleich sie bei dem Gespräche über die dortigen Mustervorstellungen ganz böse ward, weil man sich herausnehmen wolle, den edlen darstellenden Künstlern das Gute und Schöne einzutrichtern.

Am letzten Nachmittage, den Immermann in München zubrachte, fuhr er nach der Gruft Michael Beer's heraus, und fand das Grab von der Hand des Wächters schön mit Blumen geschmückt, von denen er einige brach.

Am 20. September trat er mit einem begleitenden Freunde, der zweite war schon früher heimgekehrt, die Reise nach Tyrol durch das bairische Hochland an. Es hatte schon einige Tage geregnet und man rieth in München ernstlich ab, unter solchen Umständen in das Gebirge zu gehen. Diesen Rath nicht achtend, hatten die Wanderer leider zu erfahren, was Wolken und Gewässer in jener Gegend vermögen, denn Tage lang fuhren sie ohne Aussicht hinter geschlossenen Wagenledern, auf oft von der Gewalt der herabströmenden Fluthen zerstörten Wegen. Trotz

dieser Hemmnisse hoben sich die in jenen Bergen verlebten Tage über den Kreis der sonstigen Reise-Eindrücke hervor. Mit der Treue und Andacht des frommen Pilgers suchte der Dichter nach den noch im Munde des Volkes lebendigen Erinnerungen an Hofer. „Die Lieder von ihm waren freilich verboten, aber die Regierung raubt dem Volk sein Epos nicht. Die Geschichten von 1809 fand ich überall in Mark und Blut übergegangen, die kleinsten Knaben wußten davon zu erzählen, freilich in den verschiedensten Lesarten. Der Eine hob den, der Andere jenen hervor, nur über Hofer war eine Stimme. Er erschien schon jetzt eine Art mythischer Person, sie nannten ihn den Herrn Sandwirth." Die Wirklichkeit des Landes und Volkes bestätigte Immermann die Ueberzeugung, daß sich von jenen sonderbaren Begebenheiten eine Geschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes gar nicht schreiben läßt; nur die Poesie vermag sie in ihrer Eigenthümlichkeit zu fassen. Alles, was sich auf Hofer bezog, war für ihn von besonderster Bedeutung, sein Grab in der Hofkirche zu Inspruck, die Reliquien auf dem Museum, unter denen er seine letzten handschriftlichen Dokumente, einige Briefe fand, welche, von den bäurischen Ausdrücken abgesehen, und mit Gefühl gelesen, dem Dichter groß, unbeschreiblich wahr, naiv und rührend erschienen. In klarem Abendlichte, mit dem der Himmel endlich die Standhaftigkeit der Wanderer belohnte, bestieg er, im Innersten aufgeregt, den Berg Isel, und empfing dort die erfreuliche Ueberzeugung, daß seine Schlacht im Wesentlichen richtig disponirt sei. Am folgenden Tage machte er in der Umgegend Versuche, eine seiner poetischen Figuren, Etschmann, den Wirth zum Schupfen, von Angesicht zu Angesicht zu sehen; aber vergeblich, er war von den Stellen verzogen, die als sein Aufenthalt angegeben wurden, und Immermann mußte sich mit dem Gedanken beschwichtigen, das Schicksal meine es vielleicht wohl mit ihm und verhülle weislich die Realitäten mit einem Schleier.

Als man von Inspruck aus in göttlichem Sonnenschein Hall

erreicht hatte, wurde die fromme historisch-poetische Wallfahrt fortgesetzt. Oberhalb Hall bei Rinn steht Speckbachers Haus, worin er die gräulichen Drangsale ausgestanden hat. Nicht ohne Schwierigkeit konnte dasselbe erreicht werden; den Weg, der hinführte, nennen selbst die Leute dort zu Lande den Katzensteig, und dem nordischen Wanderer ging auf demselben Hören, Sehen, Athem und Geist aus, ehe er im scharfen Abendwinde vor dem geräumigen Alpenhause stand, das nicht mehr im Besitz der Familie ist, in welchem er aber bei der Schwester des Wirthes gefällige Aufnahme fand. Speckbachers Grab in der Pfarrkirche wurde auf dem bequemeren Rückwege aufgesucht, dann die Wohnung der Frau Speckbacher in Hall, in der aber nur eine Tochter anwesend war, die ihm die Portraits ihrer Eltern zeigte.

Spät Abends wanderte der Dichter von hier aus einsam nach Schwatz. Es war ihm sehr wohl und harmonisch zu Muthe, als er neben dem rauschenden Inn sich selbst und seinen Gedanken überlassen dahin ging und nun so ganz und stark fühlte, daß er sich leiblich den Boden erobert hatte, der ihm bis dahin ein fabelhafter gewesen war. Um ihn standen die Berge, deren Schneehäupter im taghellen Strahl des Mondes silberbläulich glänzten. Als er um 10 Uhr Schwatz erreicht hatte, und an dem Fenster seines Zimmers stand, war der Ausblick über den Strom nach den Felsen jenseits herrlich. In dieses Bild versenkt, zogen die Erinnerungen des jüngst Erlebten durch seine Seele, noch einmal bewegte er im Gemüth, was Poesie und Geschichte in verschlungenen Zügen ihm in den letzten Tagen vertraut hatten, und ein eigenthümliches Bekenntniß entrang sich ihm: „Andere Menschen," schreibt er in seinen Gedenkblättern, „reden viel von den religiösen Empfindungen, welche ihnen die Natur einflöße. Ich habe auch diesmal wieder bemerkt, daß ich in diesem Punkte mich von Vielen unterscheide. Die Natur giebt mir immer nur ein gewisses sinnlich ästhetisches Vergnügen, oder sie erfüllt mich mit einer Art von magischem

Grauen. Für mich ist Gott nur nahe in der Geschichte, im Moralischen, in der Liebe, die ich zu Andern hege, oder die Andere zu mir hegen. Auch in dieser wunderbaren Scenerie des Alpenlandes bestätigte sich mir diese Particularität meines Wesens. Es hat mir keinen einzigen Moment gewährt, den man hätte einen frommen nennen können.“ Es sind diese Aeußerungen nicht die einzigen, in welchen wir Immermann über sein Verhältniß zur Natur reflectiren hören, und wir ersehen aus ihnen, daß er nur da von dem Zauber der Außenwelt ergriffen wird, wo sie sich ihm als der Rahmen des menschlichen Lebens darstellt, und wo er dessen Spuren in ihr findet. Er hat gestanden, daß ihn der coulissenartige Wechsel der Rheinfahrt ermüde, und daß er an der Ahr den Charakter heiterer menschlicher Gegenwart vermisse; und als er genöthigt ist, das Salzkammergut aufzugeben, ist diese Entsagung für seine Individualität weniger groß, als sie für manche andere Menschen wäre. „Jene übermächtige, aus allen Schranken tretende Natur kennen gelernt zu haben,“ sagt er, „ist mir zwar unschätzbar, doch ist sie nicht die, welche mich auf die Dauer beglückt, und ich hatte von diesem scharfen und seltsamen Reize nunmehr eigentlich genug. Einige Mal hat mich, wenn die Sonne hinter die Berge gesunken war, und die Schneegipfel nun so sonderbar leichenhaft erblaßten, eine tiefe Angst und ein Grauen, wie vor einem weiten unermeßlichen Nichts ergriffen; das, dachte ich, ist der Gott des Spinoza, ein allgegenwärtiger, ewiger und allmächtiger Todter. — Der Mensch ist dazu da, zu lieben und zu hassen, sich auf sich und seinen himmlischen Ursprung zu besinnen und den kleinen Kreis in Thun und Leiden auszufüllen, zu dem sich unser enges Selbst zu erweitern vermag, deshalb kann ich nur mit der Natur Freundschaft stiften, der ich es ansehe, daß menschliche Kräfte leicht und frei auf sie einwirken können. Was aber ist der Mensch und seine Kraft den Alpen gegenüber?“ —

In einer ähnlichen Stimmung schrieb Immermann noch kurz vor seinem Tode. „Die Natur macht mir im Allgemeinen eine heitere Freude, ich fühle mich mit ihr selbst bis zu einer Art von magischer Empfindung innigst wahlverwandt, und denke ich über sie nach, so erscheint mir in ihr etwas göttlich Festes, unergründlich Regelmäßiges, aber sie führt mich nicht unmittelbar zu Gott, nicht in das Reich der Freiheit und der Liebe, das sich mir nur in der Versenkung in mein eigenes Bewußtsein, in der Vertiefung in menschliches Sein und Handeln erschließt."

Die Wege und Stege des Tyrolerlandes, auf denen poetische und geschichtliche Gestalten Immermann begleitet hatten, lagen hinter ihm. Die tiefsten Saiten seiner Brust schwiegen, gleichmüthiger zog er die Straße weiter über Wörgl Salzburg zu. Tyrol gab ihm aber keinen freundlichen Abschied, denn als er in St. Johann, dem letzten Nachtquartier, glücklich der Nachbarschaft einer Bauernhochzeit entgangen war, die statt des gehofften Vergnügens ihm nur einen unerträglich wilden Lärm zu hören gab, weckte ihn in seiner schlechten Herberge ein empfindlicher Schmerz am rechten Fuße, vor dem er ferner kein Auge zuthun konnte. Im Pantoffel und bei fortwährenden Schmerzen fuhr er am andern Morgen nach Salzburg, und genoß die Schönheit des Weges mit etwas bewölkter Seele, weil der kranke Fuß ihm Sorge machte. Nach dem vergeblichen Versuche, noch umherzugehen, mußte in Salzburg ein Arzt gerufen werden, der das Uebel für einen Anfall von Gicht erklärte, zugleich aber die beruhigende Versicherung gab, daß der Kranke in einigen Tagen wieder hergestellt sein werde. Vom 25. bis zum 30. September mußte er aber im Bett aushalten bei Wasser, Brod, verdünnter Milch und Semmelsuppe, bei welcher Kost auch der Geist auf eine Hungerkur gesetzt war. Denn außer dem Musen-

Almanach und dem Heinrich Vossischen Briefwechsel, den Immermann bei sich hatte, war nichts zu erlangen als Komödien von Kotzebue, von denen er dann etwa zwanzig Stück durchlas. „So ein Krankenlager in einer wildfremden Stadt, wo man keine menschliche Seele sein nennt, hat etwas Fatales," schreibt Immermann von dieser Episode, „indessen bin ich doch eigentlich nie verdrießlich gewesen und ergab mich in mein Schicksal. Ein Glück war es überdies, daß ich in dem Mädchen, welches mir aufwartete, eine exemplarische Krankenwärterin hatte. Sie hat mir die vielen Dienste, deren ich bedurfte, mit der unermüdlichsten Sorgfalt geleistet, mir die Sache, wie sie konnte, erleichtert und mich in der Seele erquickt durch ihr grundgutes, hülfreiches Wesen."

Da eine volle Woche verging, ehe der Arzt die Weiterreise gestattete, und außerdem alle forcirten Touren von diesem untersagt wurden, mußte Immermann den früher gehegten Plan, nach Wien zu gehen aufgeben, und schlug den Weg über Linz und Prag nach Dresden ein, ohne von den eigentlichen Wundern der Gegend, von den großen Salzwerken bei Golling, vom Wasserfall der Schwarzbach, den Oefen u. s. w. etwas gesehen zu haben. Nur von der Stadt Salzburg und der nächsten Umgebung gewann der Genesende einen allgemeinen Ueberblick, und durfte am 1. October sich auch nach Berchtesgaden und auf den Königssee wagen, dessen herrliche dunkelgrüne Fluthen ihn entzückten. Dort sah er noch einmal zum berüchtigten Untersberge auf, in welchem der gebannte Kaiser Friedrich II. mit seinem ganzen Heere sitzt, und sich bis in die neuesten Zeiten durch Gepolter, Schießen, Waffenlärm und Feldsignale kund gethan hat. Immermann erreichte nach zweitägiger Fahrt Linz, wo er Abends das Theater besuchte, und die berühmte Klingemann in Kotzebues „Unvermählte" in der Titelrolle sah. „Ich hatte ein kleines, ärmliches Haus erwartet," schreibt Immermann, „und war nicht wenig überrascht, als ich in einen anständigen, hell beleuchteten

Saal trat, in welchem eine glänzende Damenreihe Putz und Geschmeide zur Schau stellte. Linz ist eine Stadt von 10,000 Einwohnern und hat ein so hübsches Lokal, und die Landstände erhalten das Theater, welches Jahr aus, Jahr ein, Sommer und Winter in diesem wenig volkreichen Ort bleibt. Es ist aber so; in Süddeutschland ist das Theater ein wahres Volksbedürfniß, ebenso nöthig als das tägliche Brot, und bei uns bleibt es ein künstlicher Genuß, den Jedermann zu entbehren vermag, weil er sich Abends ebenso wohl, oder vielmehr wohler fühlt, wenn er mit dem Herrn Gevatter seinen Robber Whist spielt, oder ein tiefsinniges Theegespräch zu Stande bringt. Die Freude der Leute, das Mitspielen des Publikums, der gänzliche Mangel an aller Kritik, den ich hier fand, hat etwas unendlich Kindliches und Unschuldiges. Ein dicker österreichischer Officier neben mir vergoß wie mein Riese Schlagadodro sieben Eimer Thränen, und was mich betrifft, so habe ich auch rechtschaffen geweint. Diese „Unvermählte" ist eine Art Iphigenia im schwarzseidenen Ueberrock, und ein recht gutes Stück, trotzdem, daß es Kotzebue geschrieben. Hätte Sand ihn nicht todtgestochen, so hätte er noch manches Vortreffliche geschrieben, denn gerade erst in hohen Jahren fing er an, in den paar ernstgehaltenen Sachen, die er da lieferte, das Bessere zu leisten."

„Uebrigens brauche ich nicht einmal ein so gutes Stück, um bei Kotzebue zu weinen. Ich weine fast in allen seinen Sachen, ich weine in den Stricknadeln, im Menschenhaß, in unser Fritz, worin habe ich nicht schon sonst geweint? Es giebt in jedem Menschen einen Punkt, der zum Pöbel gehört, diesen Punkt in mir trifft Kotzebue jederzeit mit Sicherheit. Der Aristokrat in mir detestirt den Mann, aber der Plebejer läßt sich von ihm rühren."

Der Eilwagen brachte von Linz aus den Reisenden quer durch Stockböhmen über Budweis und Tabor nach Prag. Als der Gebirgsstock überwunden war, der Böhmen auf dieser Seite

von Oesterreich trennt, gelangte er in den großen wellichten Kessel, in welchem sich der slavische Stamm vor grauen Jahren ablagerte, der sich noch jetzt als ein andres Volk in Sprache, Sitten und Physiognomie erhalten hat. In Kaplitz schlugen die ersten Laute der fremden Sprache an sein Ohr. Es that ihm leid in diesem höchst merkwürdigen Landstriche, dem eigentlichen Kerne von Böhmen nicht etwas verweilen zu können! Bei Tabor kam er Nachts vorüber und sah im Mondlicht die Mauern und Befestigungswerke, die Ziska auf dem Berge angelegt, glänzen. Wie gern wäre er darin umhergekrochen!

„Vier Dinge,“ schreibt Immermann aus Prag, „haben auf dieser Reise bis jetzt den Kreis meiner Anschauungen wahrhaft vermehrt; die Würtembergische Ständekammer, die große Münchener Kunst, die Alpenwelt, und nun das wunderbare Prag. Drei Wochen, nicht drei Tage hätte ich hier bleiben müssen, um den Eindruck, der einzig in seiner Art ist, zu verwinden. Bei meiner kurzen Anwesenheit ist es mir mehr wie ein seltsam-schauerliches Räthsel erschienen. Wenn man die Zeitungen nicht läse, so würde man hier glauben, man sei im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert. Die nächste Verwandtschaft hat die Stadt mit Cöln; nur mit dem Unterschiede, daß die Natur hier einen hervorstechenden Charakter zeigt, während sie dort ganz null ist, und dann, daß hier ein fremdes Mittelalter, das slavische, nur germanisirt uns entgegentritt.

„Es ist schwer, von der ganzen Stadt einen genügenden Ueberblick zu gewinnen; am besten sieht man sie vom Hradschin und vom Volksgarten. Dann liegt die große Häusermasse ausgebreitet vor den Blicken in der Tiefe da. Die Paläste der Magnaten gewähren in diesem Gewirre große solide Ruhepunkte, und ein Wald von Thürmen steigt aus dem niedrigeren

Bauwesen empor. Am schönsten zeigte sich die Stadt im Abendroth. Der letzte Strahl der Sonne brannte durch einen graurothen Dunst, und spendete den düstern Mauermassen die tiefsten Farbentinten. Alles stimmte in den wunderbaren Trübsinn, der über dem Ganzen schwebt: die kaffeebraune Moldau, die ernste Brücke mit ihren heiligen Bildern, die stumpfen melancholischen Höhen ringsumher."

Es ist erstaunlich, wie Vieles Immermann trotz des noch immer hemmenden Fußes während weniger Tage in Prag sah und beobachtete, und wie er auch noch Zeit fand, das Alles auf dem Papiere zu bewahren. Seine Aufzeichnungen bekunden wieder sein scharfes geistiges Auge, seine Fähigkeit bei Allem und durch Alles zu lernen; aber es würde vielleicht ermüden, wollten wir die dicht beschriebenen Blätter alle wiedergeben, die noch dazu zum Theil von Dingen reden, die seit mehr als dreißig Jahren ihre Physiognomie verändert haben. Die Fremdartigkeit des ganzen Zustandes erregte vor allem das Interesse des Dichters. Schon daß er überall das fremde Idiom hörte, berührte ihn auf eigene Weise und erhöhte den seltsamen Eindruck.

Wenn der Wandrer im Dome zwischen den Königs- und Kaisergräbern einherging, die ihn auf allen Seiten ernst umstanden, wenn ihm die Namen der Ottokar, der Wenzel, Sigismunde und Wratislave auf den Schildern gezeigt wurden, so entfalteten sich ihm die Geschichtsbilder der Vorzeit. Und andere Blätter derselben thaten sich auf, wenn er die Malereien der Alt-Böhmischen Schule und die Miniaturen alter geistlicher Bücher bewundernd betrachtete, oder wenn ihm auf der Bibliothek und dem Museum, Acten von Huß, ein Brief des Ziska und andere Documente vorgelegt wurden. Der Anblick des enthusiastischen Cultus, welchen Sanct Nepomuk genoß, erregte in ihm manche Gedanken über den in der katholischen Kirche noch lebendig wirksamen Heiligen-Dienst, und die dem frommen

und verschwiegenen Bischof in Prag auf so besondere Weise zu Theil werdende Verehrung. „Das Martyrium und das Wunder wirkt recht energisch nur an der Stätte, wo es geschehen ist;" schreibt er, „deshalb sollte der Heilige immer nur dort verehrt werden, wo er gelebt und gelitten. Tritt uns Weltlichen doch auch das Historische nur da nahe, wo die Steine noch umherstehen, die es mit ansahen. — In der Reihe der Heilmittel, welche die katholische Kirche verwaltet, nimmt die Ohrenbeichte für das individuelle menschliche Gefühl die wichtigste Stelle ein. Die übrigen Sacramente, Taufe, Abendmahl, Priesterweihe, selbst die Ehe beziehen sich mehr auf den Zusammenhang der Kirche im Allgemeinen oder auf die Stellung des Individuums zu einem zweiten, durch die Ohrenbeichte wird aber dem letzten tiefsten und geheimsten Bedürfnisse der Seele, sich auch mit allen Fehlern und Makeln vor dem dreimal heiligen Gotte zu zeigen, und von ihm die Reinigung und Herstellung zu empfangen, abgeholfen. Ich habe als Protestant sehr oft eine Sehnsucht nach diesem troſtreichsten aller Sacramente empfunden, wenn es nur Menschen gäbe, die es verwalten könnten!"

„Soll es aber in seiner Würde bestehen bleiben, so muß das Bekenntniß des Beichtenden im Ohre des Priesters seine unverletzliche Verwahrung finden, auf keine Weise darf das, was dem Gotte vertraut worden, von den Menschen in den Kreis der Rache und Strafe gerissen werden. Daher die Unverletzlichkeit des Beichtsiegels, würde es gebrochen, so wäre der armen hülfsbedürftigen Menschheit die letzte Zuflucht geraubt. Daher aber auch die unermeßliche Verehrung dessen, der zum Märtyrer dafür wird, der, standhaft schweigend, sich zum Opfer für ihre geheimen Wunden und Schäden darbringt."

An einem Sonntag Nachmittage ging Immermann in das Böhmische Schauspiel, wo Webers Euryanthe gegeben wurde. Das Böhmische klang wunderschön, besonders im Gesange, elastisch zart und doch kräftig. Im deutschen Theater sah er „Schillers Räuber," in denen der bekannte Schauspieler Jerrmann sein Paradestück als Franz und Carl Moor zugleich gab und eine Wiener Posse „den bösen Geist Lumpacivagabundus." Das Publikum war dabei interessanter als die Darstellung durch die Lebhaftigkeit seiner Theilnahme, die mitunter das Stück vor allem Herausrufen während der Akte, gar nicht vorwärts kommen ließ.

Mit heimlichen Seufzern, und dem stillen Gelübde, sobald als möglich wieder zu kommen, nahm Immermann am 7. October von dem herrlichen Prag Abschied, und fuhr die Nacht durch gen Sachsen. Unter dem widerlichen Zwang des Eilwagens stehend, in wenig erfreulicher Gesellschaft, sah er Nichts von der Schönheit des Weges, von Teplitz, Culm, der Nollendorffer Höhe, und war froh als er Mittags (8. October) die lieben wohlbekannten Thürme von Dresden erblickte. Von hier aus lassen wir ihn selbst in seinem Tagebuche reden, das am Besten zeigt, wie wohl es ihm in der dortigen befreundeten Umgebung erging.

„Dresden 15. October. Hier wollte ich nur drei Tage verweilen, diese sind zu acht geworden und heute habe ich mich entschlossen noch bis zum 18. zu bleiben. Ich war doch des Umherstreichens unter wildfremden Menschen müde geworden und betrat den hiesigen Boden, dem ich in der Erinnerung durch Freude und Leid angehöre, mit dem Gefühl, daß ich nun schon wieder halb zu Hause sei.

„Ich wurde wieder freundlich und gut empfangen, man sieht mich gern, jeder Tag giebt eine geistige Ausbeute, die Sammlungen überwältigen mich nicht mehr durch Neuheit, ich gehe mit ihnen, wie mit alten Freunden um, meine Seele ist in

einer stätigen, gleichmäßigen Bewegung, kurz, mir ist wohl. Ich habe daher beschlossen lieber in Berlin etwas abzukürzen, wo ich nicht weiß, was mir blüht, und den guten Tagen hier, die einem ja so selten zu Theil werden, zuzusetzen. Tieck fand ich wie immer, unveränderten Geistes. Was das Körperliche betrifft, so war er leidend. Ein heftiger Rheumatismus hatte sich auf die Zähne abgelagert, und plagte ihn mit Schmerzen. Diese hindern ihn am Vorlesen, und ich habe gestern an seiner Statt dies Amt übernehmen müssen, und seine neueste Novelle, den Tod des Camoens zum Theil vorgetragen. Diese Arbeit ist eine sehr schöne; an vielen Stellen hat mich die Gluth der Empfindung, die daraus lodert, begeistert und gerührt. Er selbst sagte nach der Vorlesung, daß er Manches darin nur mit Thränen wieder hören könne, eine Aeußerung, die bei Tieck etwas sehr Seltenes ist. Nebenbei ist in dieser Dichtung zu bewundern, die ungemeine Kenntniß der Zeit und ihrer Verhältnisse, welche daraus spricht. Ich glaube, daß es jetzt Niemand giebt, der sich mit Tieck in der Kenntniß des Mittelalters vergleichen kann. Ein gutes Gedächtniß und das Talent ein Buch im Umsehen durchzulesen, wie ihm Beides zu Gebote steht, ist wirklich eine große Gabe des Himmels.

„Ich bin alle Mittage und Abende ein für allemal eingeladen, und habe von dieser Erlaubniß fleißig Gebrauch gemacht. Neben dem Schlimmen, daß der arme Tieck leidet, hat dieser Umstand denn freilich für mich das Gute, daß der Zudrang der Gesellschaft jetzt nicht so groß ist, weil Tieck keine Fremde um sich leiden kann, und daß ich also mehr zum Zwiegespräch mit ihm komme. Dieses ist denn fleißig geführt worden und ich habe Manches daraus gelernt.

„Der letzte Band des Shakespeare ist bis auf die Noten fertig. Tieck las einen Abend daraus, die verlorene Liebesmühe, von Graf Baudissin übersetzt, vor. Ein seltsames Capriccio! Dann hat er auf meinen Wunsch ein Holbergsches

Stück: „Den politischen Kannengießer" vorgetragen, und man muß sagen, daß er aus diesen Späßen macht, was daraus zu machen ist.

„Mein Reisejournal hat seine Wirkung gethan, man spricht darüber, fragt nach, deutet aus u. s. w. Besonders giebt die Kurländerin viel zu rathen, und es wird behauptet, die könne nicht ganz aus der Luft gegriffen sein, das sei Alles zu natürlich.

„Am Sonntag Abend las ich bei Tieck meinen Hofer vor, worin ich die Scene mit dem Bairischen Degen, wozu ich in Inspruck das Motiv fand, hier umgeschrieben habe. Mich hat der Antheil Tiecks an dieser neuen Gestaltung sehr erfreut, er hat mir das Beste darüber gesagt, was ich nur hören konnte, und da er immer so spricht, wie er denkt, so habe ich wenigstens sein Gefühl vernommen. Auch die übrigen Zuhörer nahmen wirklichen Antheil, und aus ihren Bemerkungen nachher ersah ich, daß sie das Gedicht verstanden hatten.

„Bei Baudissin habe ich einen Marquis de Cubieres kennen gelernt, einen jungen, feinen, wohlunterrichteten Mann, der meinen Alexis in's Französische übersetzt. Die Arbeit ist bis zum zweiten Akt des zweiten Theils vorgeschritten, freilich nur in Prosa und sonach dem Original nicht recht adäquat.

„Zweimal bin ich in der Ständeversammlung gewesen, und zwar in der ersten und zweiten Kammer. Die Verhandlungen gehen hier einen sehr ruhigen, geschäftlichen Gang, von der Animosität der Würtembergischen Kammer keine Spur. Prinz Johann hörte ich in der ersten Kammer reden, mit Geschäftskenntniß, fließend. Dieser Prinz muß doch ausgezeichnet sein, er ist Gelehrter, Staatsmann, Dichter. Solche Prinzen lasse ich mir gefallen.

„Den 18. October. Die letzten Tage hier sind ebenso wie die früheren angenehm hingegangen, meist zwischen Gespräch im Tieckschen Hause und Lesen auf der Bibliothek. Auf

letzterer nahm ich, um doch eine Frucht von ihr zu haben, René d'Anjou's Turnierbuch, welches er für Carl von Anjou aufsetzen ließ, vor, und habe es ganz durchgelesen. Ich hoffe in meinem Gedächtniß einige Notizen gerettet zu haben, die ich in Magdeburg zu Papier bringen will. Tieck ist immer krank geblieben und ich habe wiederholt das Vorleseramt für ihn übernehmen müssen. Es ist mir aber lieb, daß ich gerade unter diesen Umständen hier war, ich habe ihm doch, wie ich gesehen, zur Erheiterung gedient.

„Vor einigen Tagen war ich in Tharand. Es war ein bewölkter Nachmittag, dennoch hat mir der Ausflug viel Freude gemacht. Die Natur ist dort so einfach und so mannigfaltig in den sanften Uebergängen der Wiesen- und Laubpartien. An der wunderschönen Stelle, den heiligen Hallen, saß ich eine Weile still und lauschte dem Leben der Natur, welches im Herbste mir immer so besonders noch an's Herz spricht. Die kleinen Meisen, die Spechte und das Erdgethier hüpfte und kroch umher und die hohen schlanken Bäume standen so durchsichtig und in den Gipfeln gelichtet da.

„Vom Theater habe ich wenig gehabt, und bin nicht viel darin gewesen, obgleich es relativ zu rühmen, und keines der von mir gesehenen sich mit ihm nur von fern vergleichen kann. Die Schröder-Devrient sah ich in einer Oper: „Des Adlers Horst." — Hut ab und Reverenz gemacht! Das ist etwas ganz Eignes und Wunderbares! Nur muß sich die Frau mit dieser gewaltigen Leidenschaftlichkeit bald hinspielen."

„Heute Mittag bin ich zum letzten Male bei Tieck, Abends sechs Uhr strebe ich auf den Rädern des Eilwagens Berlin zu, um mich von allen Seiten belehren und unterrichten zu lassen."

Vom 23. bis 30. October hielt sich Immermann in Berlin auf, und waren diese Tage gleich sehr verschieden von den in Dresden verlebten, und klagte er auch bisweilen mehr Arbeit als Genuß in dem vielseitigen Treiben der großen Stadt zu finden, welches er möglichst zu seinem Vortheil ausbeuten wollte, so werden die folgenden Blätter doch zeigen, daß er gern dort war, und viel Freundlichkeit und Anerkennung erfuhr. Vor zehn Jahren hatte er zuerst als ein junger, ganz unbekannter Mann einige Tage dort zugebracht, dann hatte ihn 1827 das juristische Examen hingerufen, als seine ersten Arbeiten ihm bereits Zugang in die literarischen Kreise der Hauptstadt verschafften, und hatte in diesen Wohlwollen und Antheil empfangen, nun kam er noch einmal, in der vollen Entwickelung des Lebens, auf der Höhe seiner Kraft, ein Mann, dessen Name im deutschen Vaterlande einen Klang hatte, der ihm überall die Thüren öffnete. In dem leichten vielseitigen Verkehr des rheinischen Lebens hatte er die Schüchternheit und Unbehülflichkeit seiner Jugend überwunden, und bewegte sich unbefangen in allen Kreisen, besonders gern in der Gelehrtenwelt, deren Vorhandensein er oft schmerzlich in Düsseldorf entbehrt hatte. „Denn die gelehrte Welt" sagt er, „ist ein nothwendiges Ingredienz eines reichen Zustandes, und der Mangel des Düsseldorfer Lebens ist, daß uns dasselbe fehlt. Es löst sich darum Alles vorherrschend in Spiel, Anschauung und Phantasie auf. Ich habe oft ein großes Verlangen nach eigentlich stoffreichen Unterredungen, solchen, nach denen die Seele wie ein wohlbelastetes Kauffahrteischiff wieder frisch in See sticht nach fernen Landen. Die menschliche Natur wächst nur wahrhaft durch einfache Nahrung und nachhaltig wirkende Eindrücke, ein buntes Mancherlei kann ihr nur bunten Schein geben."

Vergrößert und verschönert fand Immermann die Stadt außerordentlich, auch die innere und äußere Unruhe so vermehrt, daß er von dem Durcheinander der Menschen und Dinge in

den ersten Tagen sich ordentlich angegriffen fühlte, und nicht mit freiem Kopfe in leichten, verständlichen Gruppen zu zeichnen wußte, was er erlebt. Zum ersten Male auf seiner Reise war er hier in Verlegenheit, was er schreiben solle. Eine Unzahl von Einzelheiten hat er aufgelesen; aber will er sie verzeichnen, so kommt es ihm wie ein unendliches Geklätsch vor, mit dem er Papier und Zeit nicht verderben will.

„Noch immer," sagt er, „schwankt die Stadt zwischen einer großen und kleinen, woraus ein gewisses unbehagliches Gefühl hervorgeht. Sie hat keine eigentliche Physiognomie, eine Menge Richtungen laufen parallel neben einander her, oder durchkreuzen sich, und daraus entsteht zuletzt eine Art von Niveau, in welchem das Geistige seine Anerkennung nur im Wege der Verjährung erwirbt."

Wir lassen auch über den Aufenthalt in Berlin den Dichter selbst reden:

Berlin den 23. October.

„Seit einigen Tagen bin ich nun hier in der großen Stadt. Um vom Quartiere anzufangen, so hat sich dieses auf eine unerwartete Weise gemacht. Schon in Potsdam fand ich einige sehr verbindliche Zeilen des Grafen Redern, wodurch ich eine Einladung, in seinem Hause zu wohnen, empfing. Da dieselbe hier von ihm und seiner Mutter wiederholt, und mir gesagt wurde, daß meine Zimmer schon in Bereitschaft gesetzt seien, so hatte ich keinen Grund, diese Güte abzulehnen. Nun wohne ich also in einem prächtigen Palais, und sehe nach einer Seite über den Pariser Platz auf's Brandenburger Thor, nach der andern über die Linden. Vortreffliche Bedienung, Ruhe und Stille in meinen Zimmern, die Vergünstigung, die heiter und prächtig nach Schinkels Zeichnungen decorirten Säle des Hauses frei durchwandern und die Bibliothek benutzen zu dürfen; alle Abend aber ein Platz in der General-Intendanzloge, sind höchst angenehme Accessorien dieses Zustandes. Die Sitte des Hauses

läßt mir jegliche Freiheit. Nachmittags 4 Uhr wird gespeist; die Gesellschaft ist zwanglos, und auch da genügt eine bloße Anzeige bei dem Kammerdiener, wenn man nicht erscheinen will. Abends wird schon angenommen, daß man seine Gesellschaft außer dem Hause hat. Ich werde mit der zuvorkommendsten Güte behandelt. Meine Wirthe bestreben sich, mir den Aufenthalt bei ihnen so angenehm als möglich zu machen, und bitten interessante Personen zusammen. So bin ich hier mit Rauch, Schinkel, Alexander von Humboldt zusammen gewesen. Einen Mittag war auch der bekannte Decker (Adalbert vom Thale) da, der zwar ein schlechter Dichter ist, außerdem aber Manches anregte, was sein Interesse hat.

„Nebenbei lerne ich die hohe Berliner Aristokratie kennen. Eine Curiosität derselben ist, daß sie jederzeit unter sich französisch zu sprechen anfangen. Zuerst dachte ich: Du Gott, wie soll das mit Dir werden, wenn es so fortgeht? aber nach fünf Minuten hört es immer wieder auf, und sie verfallen wieder in's ehrliche Deutsch. Mit Rauch hatte ich die beste und fröhlichste Begegnung. Schon daß er ein schöner Mensch ist, setzte mich in gute Stimmung; der prächtige ovale Kopf, von weißen Locken umblüht, die herrlichen blauen Augen, die proportionirte schlanke Gestalt! In seinem ganzen Behaben war die Tüchtigkeit und Sicherheit des Genies sichtbar, wir konnten trefflich zusammen schwatzen, und waren bald vertraut. Es traf sich auch gut, daß ich ihn fast überall fand, wo ich unter Menschen kam.

„In seiner Werkstatt ist feurige Thätigkeit. Eines Tages erhielt ich die Erlaubniß, ihn arbeiten zu sehen. Es geschah an dem Basrelief zu dem Monumente des Königs von Baiern. Er kriegte den nassen Thon vor, warf Stück vor Stück gegen die Wand, knetete und strich, und siehe da, eine menschliche Gestalt war fertig. Als ich ihn so kneten und wirthschaften sah, sagte ich zu ihm, die Bildhauer hätten's von den Schwalben,

die es auch so machten, abgesehen. Er lachte und nahm sich vor, eine kleine Genreskizze zu entwerfen, worin ein junges Genie, ein Knabe, auf die Arbeit der Schwalben achten, und dieselben gleich nachahmen sollte.

„Wir sprachen über die Gegenstände der Skulptur, und kamen überein, daß, da doch nun einmal die Antike ihr hauptsächliches Terrain bleibt, die modernen Künstler die Süjets nehmen müßten, die zwischen den von den Alten ge- und verbrauchten lägen. Seine Eurydice ist schon ein solches. Auf dieses Gespräch bezogen sich folgende Zeilen, die ich ihm zum Abschiede zuschickte:

„Das Alterthum ist ein großes Buch,
Drin Viele thäten schreiben;
Die Leute rufen: „Es ist genug,
Ihr Künstler, laßt's nun bleiben!"

Du aber hast Dich zum Buche gewandt,
Furchtlos sonder Wanken und Weilen!
Und schreibst mit fester gewaltiger Hand
Gar Schönes zwischen die Zeilen.

„Wach's empfingen mich überaus angenehm. Der Bruder sagte mir durch verständiges solides Wesen sehr zu; die Schwester, Henriette Paalzow war ein Muster von freundlichem, gewinnendem Wesen. Gegen Naturen wie die ihre ist man in Deutschland immer ungerecht. Meistentheils suchen die Menschen sich bei uns geflissentlich unartig und nonchalant darzustellen, und darum werden denn diejenigen verketzert, welche, mit Sinn, Verstand und Tact begabt, einen Werth darauf legen, Anderen zu gefallen. Dies nennt man manierirt, absichtlich, übertrieben. Es ist wenigstens eine bessere Manier, als die gewöhnliche.

„Bei Schinkel sah ich endlich auch die Zeichnungen zum Museum, von welchen ich schon so Vieles gehört hatte. Diese

Zeichnungen — in Aquarell entworfen — sind ein ganz außerordentliches Werk; sie verschmelzen das Antike und Mythische mit dem Nächsten, Modernen, Sentimentalen so natürlich, sie geben dabei einen solchen Reichthum von Ideen und Motiven, daß man vor dem erfindenden Geiste dieses Meisters erstaunen muß. Ich glaube, ausgeführt würden sie eine Epoche in der Kunst machen. Daß es noch nicht geschehen, daran ist der König Schuld, der sie nicht liebt. Wenn ich mir den Schmerz des Mannes, der diese Sachen in seinem Zimmer versperrt halten muß, dachte, und dann sah, wie gefaßt er ihn zu verbergen weiß, so konnte er mir als ein Vorbild gelten. Hoffentlich wird ja der Kronprinz einmal zur Regierung gelangen, und diese, wie so manche andere Gefangene befreien.

„Ich befand mich unter den Leuten sehr wohl, ich habe doch eigentlich eine wahre Narrenneigung zur bildenden Kunst; sie kamen mir gut und zutraulich entgegen, und hätten mich wohl gerne dort behalten. Sie klagten Alle über den Mangel eines fröhlich zusammenlebenden und Productionen austauschenden Cirkels.

„Von sonstigen Berliner Portraits und Begegnungen notire ich noch Alexander von Humboldt, den ich mehrmals sah. Die enorme Gelehrsamkeit, die Eleganz der Mittheilung, das Streben, sich über Jedes, wovon er irgend eine Bereicherung für sich selbst hoffen durfte au fait zu setzen, machten mir diese europäische Figur sehr interessant. Leider ist er Mode und Höfling, diese Verhältnisse zwingen ihn in Verbindung mit seinem eigenen Naturell, oft den Unterhaltenden zu spielen, d. h. Anekdötchen zu erzählen und Späßchen zu machen.

„Eines Mittags fragte ich ihn aber, da ich wieder in meinen Gedanken auf Montezuma gefallen war, über Mexico aus, und da ergoß er sich in einen wahren Strom bedeutender Notizen und lichtvoller Andeutungen.

„Graf Redern hatte ihm vom neuen Hofer gesagt, und so-

gleich hatte er gegen ihn den Wunsch ausgesprochen, denselben kennen zu lernen. Ich nahm dies anfangs für ein Compliment und wollte die Sache ablehnen, allein Redern sagte mir, daß es Humboldt's Ernst sei, und daß er nach allem Neuen, wovon er etwas erwarte, das lebendigste Verlangen hege. Er äußerte sich nach der Vorlesung so, daß ich merkte, daß er gefolgt war.

„Humboldt's Aeußeres hatte ich mir etwas anders, höfischer, vornehmer, parlamentarischer, möchte ich sagen, gedacht. Er hat etwas, was zwischen Abbé und französischem Maitre mitten inne steht.

„Steffens ist sehr viel in Gesellschaften, war daher außer unter Vielen, wenig zu haben; doch machte ich mit ihm einen Spaziergang à deux im Thiergarten. Ein ausdrucksvoller Kopf, feine Stirn, schöne Nase, etwas norwegisch-dänischer Anflug im Sprechtone. Sehr lebendig, viel redend, docirend.

„Er sagte mir unter Anderm, daß er den jungen Leuten immer vorhalte, Philosophie sei keine Elementarwissenschaft, erst wenn man sich in der ganzen Breite der Empirie umgesehen, könne man zu ihr gelangen; sie sei der Lohn eines wohlgeführten Lebens. Das Berliner Leben hat für ihn auch etwas Unbehagliches, die trockene Hast, worin es sich umschwingt, macht ihm nicht wohl. Ich nahm auch Gelegenheit, mit ihm über seine religiöse Stellung zu reden, worüber er sich sehr ernst und würdig ausdrückte.

„Schleiermacher hörte ich über den Text: „Bittet, so wird euch gegeben“ predigen, also eine Betrachtung über das Gebet und die Art, wie dasselbe zu verrichten, anstellen. Es war eine recht gute Exegese der Texteworte, in der mir nur der Satz wieder sehr auffallend war, daß Gott auch des wahren Gebetes bedürfe, weil nur dadurch sein Reich kommen könne. Also wieder Gott in eine gewisse Sphäre der Nothwendigkeit ver-

setzt, ein Grundton vieler Schleiermacherschen Vorstellungsweisen. Steffens spricht ihm geradezu das Christenthum ab, so weit möchte ich nun nicht gehn, ich möchte nur sagen, er predige in diesem Vergeistigen und Verflüchtigen der evangelischen Momente, in diesem Friedenschließen zwischen Bildung und Religion das Christenthum der Verständigen, das einzige, was diesen zugänglich gemacht werden kann, also freilich nicht das der Demüthigen, Zerknirschten.

„Chamisso empfing mich als weiß- und langhaariger Erzvater in einer Tabackdurchräucherten Stube, und fing gleich nach den Einleitungsreden in seiner holprigen Sprechweise über den Verfall der Poesie und Literatur zu klagen an. Da mich nun diese höchst ungerechten Nänien immer aufbringen, so fuhr ich ihn eben so holpricht an. Ihr denkt immer, weil in Eurem sandigen Berlin nichts entsteht, so sei überall die Laterne ausgegangen. Hierauf versetzte er, ohne es übel zu nehmen, gutmüthig: Es ist wahr. Jeder pfeifet nur aus dem Loche, worin er sitzet! —

„v. Eichendorff, eine grundehrliche, gewissermassen schwäbische Dichternatur, muthete mich sehr an. Er hat ein Lustspiel geschrieben „die Freier," voll vortrefflicher Späße und Vorspiele, nur zu shakespearisirend."

Neben diesen neuen Bekanntschaften wurden weder die alten Freunde vergessen, noch die officiellen Besuche versäumt, Kugler, Hitzig, Streckfuß, traf Immermann in der Mittwochsgesellschaft wieder, die ihn jetzt wie früher schon freundlich aufnahm.

Der Theaterbesuch gewährte dem Dichter wenig Befriedigung. „Es steht hier schlimmer, als schlecht," schreibt er, „nämlich mittelmäßig; die Anstalt stagnirt. Leib und Glieder,

die in Bewegung zu setzen wären, sind da, es fehlt aber die Seele, der Nerv. Ein Publikum ist auch da, welches Antheil nimmt, sogar sehr lebhaften, ich fand es immer voll; aber die geistige Aristokratie (das Corpus der Gelehrten — die Wissenschaftlichen) hat sich ganz zurückgezogen, und die sind doch bei uns die faiseurs der Meinung. Ich sah Nathan leidlich, den Kaufmann von Venedig schlecht, Wallenstein kraftlos. Dazwischen das Raupachsche **Mulier taceat in ecclesia**, unbedeutende Anekdote in drei Akte versponnen. Dennoch war es mir ein rührender Abend, da ich mich bei dem Spiel der Wolff an die früheren glücklichen Stunden in Weimar erinnern konnte. Am 30. October Abends sieben Uhr schied ich mit wahrem Danke aus dem höchst gastfreien Hause, in welchem mir so viel Güte zu Theil geworden war, und verließ die Hauptstadt des preußischen Staates, den Ort worin man sehr viel lernen kann, aber schwer zum Genuß kommt."

Neue Hoffnungen für die Zukunft knüpften sich an diesen Berliner Aufenthalt. So wenig Immermann die Schattenseiten des dortigen Zustandes übersah, so lebhaft war dennoch wieder der Wunsch in ihm lebendig geworden, in eine Gemeinschaft zu treten, die seinem Geiste die reichste Nahrung geboten hatte. Aber er sah Berlin nicht wieder. Des Dichters Leben, das kaum die Mitte des Weges erreicht zu haben schien, neigte sich schon dem Ende zu; die nächsten Jahre hielten ihn anstrengende Arbeiten in Düsseldorf gefesselt, und die wenigen Reisen, die er überhaupt noch machte, hatten andere Ziele. Hätte der Tod ihn nicht wenige Wochen nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. erreicht, so wäre ihm in Berlin wohl noch eine Wirksamkeit eröffnet worden, wie sie seinen Kräften und Gaben entsprochen hätte.

Die Tage vom 1. bis zum 5. November brachte er im Schooße seiner Familie in Magdeburg zu, ruhte im häuslichen Stillleben von dem langen Umherschweifen aus, und sammelte die reichen Eindrücke der Reise. Am 6. November trennte er sich in Halberstadt von den Seinen, und wandte sich auf dem kürzesten Wege dem Rhein wieder zu. Es war eine unangenehme Fahrt, die bei schlechtem Wetter, in unerquicklicher Gesellschaft, und der aus Beidem hervorgehenden Mißstimmung zurückgelegt wurde. In Hagen sprang Immermann ungeduldig aus dem Postwagen, fuhr mit Extrapost weiter, hatte im Dunkeln den Anblick des von tausend Lichtern glühenden Wupperthals, hielt Abends eilf Uhr vor seinem Hause, bekam nach starkem Geblӓse des Postillons Einlaß, und betrat die eigne kleine Stube, sonderbar gestimmt.

XXI.

Vorarbeiten zur Umgestaltung des Düsseldorfer Theaters. Reisen nach Süd-Deutschland und Holland.

Winter 1833 — Herbst 1834.

Die Bewegung, welche einer Grundveränderung aller Verhältnisse voranzugehen pflegt, gab dem nun folgenden Winter das Gepräge, und die Unruhe, in die Immermann gerieth, war so groß, daß er Monate lang das Tagebuch ruhen ließ, welches während des vergangenen Sommers einen festen Anhalt bei der Darstellung seines Lebens bieten konnte. Als er nach langer Pause wieder das Bedürfniß empfand, sich Rechenschaft von dem Erlebten zu geben, war die Erinnerung der letzten Monate fast in ihm ausgelöscht. Doch suchte er die Bruchstücke, die wie aus einem halb vergessenen Traum auftauchten, niederzuschreiben, und die Stimmungen noch einmal zurückzurufen, welche sich seiner bei der Heimkehr im Herbst bemächtigt hatten.

„Nie habe ich den Contrast zwischen der freien weiten Welt und dem beschränkten zu Hause tiefer gefühlt," schreibt er, „als da gegen Mitternacht des 8. November das kleine Häuslein seine schmale Thür aufthat und der halb schlafende Bediente mir in das Stübchen leuchtete, wo etwas dumpfe Luft herrschte. Das Grundgefühl, was ich von der großen Reise mitbrachte, war eine gewisse Erkältung gegen eigenes Treiben und eigene Pläne, ent-

standen aus der Anschauung des vielen Wichtigen, was sich denn doch auf dem Erdkreise hin und her begiebt. Dergleichen hält nun freilich nicht lange an, und bald hält der sich selbst fühlende Stolz wieder seinen Einzug, ohne welchen man auch nichts vor sich bringt. Was soll ich von der Mißstimmung der ersten Wochen sagen? Einförmigkeit auf mannigfaltiges Wesen will nicht schmecken, das ist das Ganze. Es geht auch vorüber.

„Ich las in dieser ersten matten Zeit Folgendes: Günthers Gedichte. Eine Idee des derbfrommen Wüstlings schien mir prächtig robust. Er macht Gott darüber Vorwürfe, daß er sich nicht für zu groß halte, so einen armen Wurm, wie er sei, zu verfolgen.

„Das Buch Rahel, in dem mir eine zwiespältige verwickelte Natur entgegentrat, die mit mehr oder minder Glück versucht, ihre individuellen Zustände allgemein ve ständlich zu machen. Lauter Gegensätze; geborene Jüdin mit 'christlichem Bedürfniß, schöner Geist ohne Darstellungskraft, Demuth und Bewußtsein der Ueberlegenheit jedem Correspondenten gegenüber, endlich ohne Grazie und darum nicht liebenswürdig, mit höchstem Liebesbedürfniß. Das Ganze macht den Eindruck wie ein sehr gesundes, substantielles Lebensmittel, woran zum Unglück aus Versehen zu viel Pfeffer gethan worden ist.

„Ende November ließ ich mein Zimmer zu den Leseproben und Vorlesungen im ehemaligen Franziskaner-Kloster einrichten. Schillers und Goethes Büsten wurden aufgestellt, Gemälde an die Wände gehängt, ein Tisch gar schön drapirt, und über Berg und Thal des Fußbodens alte ausrangirte S.'sche Teppiche zu prachtvoller Schmückung gebreitet. Dergleichen Einrichtungen unterhalten mich immer sehr angenehm.

„Ich weihte den Saal mit einer Vorlesung des Egmont vor den Schauspielern, die inzwischen eingerückt waren, ein. Einige Freunde und Bekannte waren außerdem zugegen. Das Local machte sich beim Lampenlicht wirklich ganz hübsch. Die

Gesellschaft (theatralische) war traurig componirt. Die ersten Fächer ohne selbst nur leidliche Vertretung; dennoch beschloß ich, wie man zu sagen pflegt, Fuß beim Mal zu halten. Denn aller Anfang ist leicht, nicht schwer, wie das Sprüchwort sagt; die Fortsetzung, das Beharren ist das Schwierige in den menschlichen Dingen. Im Anfang reizt uns das Neue, Unbekannte selbst zu ungewöhnlicher Spannung auf, bald aber erkennen wir auch in der glücklichsten Idee ihren nur relativen Werth, und nun heißt es mit dem Gefühl der Unvollkommenheit dessen, wonach wir streben, doch dafür wirken. Hier hilft dann wieder die Natur dem zur Thätigkeit Berufenen, eine gewisse Zähigkeit, ein Eigensinn erwacht und tritt an die Stelle der ursprünglichen Wärme. Es wurde also beschlossen, auch in diesem Winter mit einer durchaus unmusterhaften Gesellschaft Mustervorstellungen zu geben."

Felix Mendelssohn, der schon im October sein Amt als städtischer Musikdirector angetreten hatte, war in den Theaterverein getreten und in den Ausschuß gewählt worden. Er und Immermann bildeten seitdem das artistische Comité zur Leitung der Mustervorstellungen, deren erste der Don Juan sein sollte. Die Proben zu dieser Aufführung wurden gleichzeitig mit denen zum Egmont betrieben, und Mendelssohn, dessen junge Autorität erst Wurzel schlagen mußte, hatte viel Tracasserien mit den Sängern. Als diese überwunden waren und die Oper auf's Sorgfältigste vorbereitet zur Aufführung kam, brach bei der Vorstellung am 19. December in stürmischer Weise der Widerwille hervor, den ein höheres Streben immer in der Masse finden wird, die sich nicht in ihrer hergebrachten Indolenz und Behaglichkeit stören lassen will. Die Erhöhung der Preise, die man für die Mustervorstellungen eingeführt hatte, gab den äußerlichen Vorwand zu den gemeinen Demonstrationen, welche die Aufführung störten. Pfeifen, Trommeln und Geschrei aus dem Publikum beim Beginn des zweiten Aktes nöthigten den

Regisseur zu verschiedenen Malen, den Vorhang wieder fallen zu lassen, so daß Mendelssohn schon im Begriff war, den Taktirstock niederzulegen. Da gelang es endlich beim fünften Aufziehen den ordentlichen Leuten durchzudringen und die Ruhe so wieder herzustellen, daß unter tiefer Stille und bei steigendem Applaus weiter gespielt werden konnte. Als am Schluß Alle gerufen wurden, erschien dennoch Niemand. Mendelssohn erklärte, er werde die Oper, zu deren nächster Vorstellung alle Billets schon verkauft waren, nicht dirigiren, wenn nicht zuvor das Personal und er selbst Satisfaction erhielten; wiederum erklärte das Orchester, es werde nicht spielen, wenn er nicht dirigire; der Schauspieldirektor jammerte über den Ausfall der gehofften Einnahme, Immermann war empört gegen das Publikum. Die allgemeinste Verwirrung herrschte und die zweite Aufführung der Oper wurde vor der Hand ausgesetzt. In den nächsten Tagen war in Düsseldorf von Nichts die Rede als von dem Theaterskandal, die halbe Zeitung war voll Anzeigen darüber. Endlich nannte sich der Urheber der Störungen; es war ein Regierungssecretair, der vom Präsidenten stark gerüffelt wurde, eine Maßregel, die auch von anderen Chefs angewandt wurde, wo ihre Untergebenen der Theilnahme überführt oder verdächtig waren. Nachdem auf der anderen Seite der Verein zur Beförderung der Tonkunst ein Manifest erlassen, worin er um die Wiederholung der Oper bat, zeigte das Theater-Comité an, daß es sich sogleich auflösen werde, wenn wieder die geringste Unterbrechung in seinen Vorstellungen stattfände, kündigte aber die verlangte Oper an, die auf das Glänzendste vor sich ging. Mendelssohn wurde mit vielem Applaus empfangen, das Publikum rief nach einem Tusch, der dreimal gebracht ward; dann folgte fast andächtige Stille, nur von dem lebhaften Beifall unterbrochen, der alle einzelnen Nummern begleitete.

Der arme Immermann war leider nicht Zeuge des Sieges einer Sache, die Niemand sonst so lebhaft beschäftigt hatte als

ihn. Von einer Erkältung und von der gehabten Alteration hatte er schon am 21. December gegen Abend Fieberbewegungen verspürt, aber Anfangs dieselben nicht beachtet. Er trieb sich noch im Sturm umher, trank Wein, und verfiel darauf in ein heftiges Fieber, was einen nervösen Charakter annahm, und in welchem er zehn Tage lang lag. Namentlich seine Kopfnerven waren stark afficirt, so daß er sich, auch als die Genesung eintrat, noch lange vor der kleinsten geistigen Anstrengung zu hüten hatte, und überhaupt nur mit großer Vorsicht wieder seine Arbeiten beginnen konnte.

„Weihnachten und Neujahr gingen unfreundlich und dumpf meinen glühenden Sinnen vorüber," schreibt er. „Ich hatte mehrere Nächte hindurch die Phantasie: es läge Jemand bei mir im Bett, der eigentlich krank sei und schwitze, ich selbst wäre ganz gesund. In einer Nacht grub ich die Erde um in Griechenland am Olymp und wiederholte beständig die Worte: „„ἔργα καὶ ἡμέραι."" („Werke und Tage") didaktisches Gedicht des Hesiodos.

„Viel Liebe und Theilnahme wurde mir in dieser Krankheit zu Theil. Meine Freundin pflegte mich auf's Treulichste, an den Arzt geschahen von den verschiedensten Seiten Nachfragen wegen meines Zustandes; als er dazu Erlaubniß gab, hatte ich täglich, trotz des furchtbaren Wetters, Besuch. Als ich wieder erstand, war meine Stimmung, wie immer nach Krankheiten, eine sehr milde; ich konnte mich darüber freuen, wenn mich Jemand auf der Straße grüßte. In jenen kranken Tagen hatte ich mich entsetzlich über meine finanziellen Verlegenheiten, die immer das Glück zum neuen Jahre bilden, geängstigt, mir auch Vorwürfe über manche Härte und Ungerechtigkeit gegen Andere gemacht. Schade, daß solche Genügsamkeit nicht lange anhält, und daß Leben und Menschen, wenn wir wieder mit ihnen compacter zusammenhangen, uns bald wieder in die schlimme

Laune hineintreiben, weil sie uns auch die gerechten Wünsche versagen."

„Während der Krankheit und Reconvalescenz kam auch von außen viel Angenehmes. — Der Kronprinz sandte ein paar artige Danksagungszeilen für das ihm übersandte Reisejournal, Seydelmann, den ich zum Gastspiel aufgefordert hatte, sagte zu. — Am Neujahrstage konnte ich den schönen Weihnachtskasten öffnen, der mir von Hause geschickt war, und durch meine noch umflorten Sinne drang der Glanz der Liebe. — Prinz Friedrich schenkte mir in den Tagen der Herstellung die Bildnisse Hofers, Speckbachers und Haspingers mit schriftlichen, wohlwollenden Worten. — Varnhagen sandte mir das Buch Rahel nebst Auszügen aus Angelus Silesius und St. Martin, die viel Bedeutendes enthielten. Im Angelus Silesius fand ich folgenden Spruch, der meine ganze Seele tröstet:

„Hab keinen Unterschied! Heißt Gott, den Mist verführen,
Der Engel thut's so gern, als ruh'n und musiciren."

„Das Wichtigste aus der Periode meiner Krankheit ist mir die Erinnerung an einen religiösen Moment, an dem ich dumpfe, verzagende Zeiten hindurch festhalten will. Ich will, da mein Inneres voll Schlacken ist, mich nicht zu den Frommen, sondern lieber zu den Sündern stellen, und daher nur wie Cromwell sagen: Ich weiß, daß ich nicht verloren gehen kann, denn einmal wenigstens habe ich mich im Stande der Gnade befunden.

„Es war kurz nach meiner Herstellung. Ich ging gegen Mittag auf der Chaussee nach Hause. Da fühlte ich auf einmal, ohne vorher an Gott gedacht zu haben, seine unmittelbarste Gegenwart in mir, so daß ich nun ganz bestimmt wußte: Er ist. Und zwar nicht als Begriff, Idee, sondern sein Dasein ist ein ganz reelles. Diese Anschauung saß nicht im Kopfe, sondern

mehr im Herzen, und ich wußte in jenem Augenblicke auch, daß wir niemals Gott schauen werden, sondern daß die Seligkeit darin bestehen werde, daß Gott in uns, wie ein ewiges Pulsiren der Güte, Unschuld und Schönheit, die Stelle unseres fleischlichen Herzens einnehmen werde. Alles dieses war keine Phantasie, keine Speculation, sondern eine fast sinnliche Gewißheit. Es dauerte nur wenige Sekunden, auch kann ich den Moment nicht näher beschreiben, denn es würde doch nur auf ausschmückende Trivialitäten hinauslaufen; aber es war ein wahres Gemüthswunder."

Immermann, dessen Schriften immer Confessionen des innerlich Erlebten sind, hat auch diesen Moment einer geistigen Offenbarung in die Epigonen übergehen lassen. Fast mit denselben Worten, mit welchen die noch frische Erinnerung denselben in seinem Tagebuch verzeichnete, finden wir jene Gemüthserfahrung in den Bekenntnissen des Arztes ausgesprochen. Aber erst viel später verflocht sich das eigene Leben mit der Dichtung, in diesem Winter ruhte überhaupt die Production, und während im Vorhergehenden Alles, was Immermann angriff, sich leicht und gut ineinander fügte, und zu gegenseitiger Förderung diente, schien jetzt Alles zu stocken, woran er die Hand legte. Er hatte Mühe, an den Dingen festzuhalten, die nur durch strenge Ausdauer fortzuführen waren, und im Sturm auf den Sonnenschein zu hoffen, der nach demselben wieder folgen werde. Selbst die atmosphärischen Einflüsse deprimirten ihn, und um die etwas herben Stimmungen dieses unliebsamen Winters zog sich auch von außen ein seltsamer Rahmen. November, December, halber Januar brachten furchtbare Stürme, Regen und gewaltigen Wasserstand. Der Rhein trat in alle niedrigen Gegenden der Stadt. Im Februar war anfänglich das schönste Frühlingswetter, Veilchen und Männertreu blühten, dann folgte strenge Kälte.

„Sobald meine Kräfte wieder gesammelt waren," schreibt

Immermann im Rückblick auf die ersten Monate des Jahres 1834, „ging ich an Wiederaufnahme der durch die Krankheit unterbrochenen Vorbereitungen zum Egmont. Ein guter Kerker wurde dazu gemalt, Mendelssohn probirte die complete Beethovensche Musik sorgfältig ein, der Regisseur sorgte für geschmackvolles, selbst brillantes Kostüm und mit diesem Apparate lieferten wir am 18. Januar, also am loyalsten aller Tage, die tragisch-demokratische Schlacht. Es ging im Ganzen, wie es mit so mangelhaften Kräften gehen konnte. Eine gute Schularbeit, größtentheils correct, das, was sich mit Methode und Anleitung zwingen läßt, sogar vortrefflich, in der Hauptfigur leider schwach. Die Volksscenen waren besser, als ich sie je gesehen habe, das Publikum verhielt sich lau.

„Am 2. Februar begann ich meine Vorlesungen vor etwa achtzig Personen mit Calderons Leben ein Traum. Ich hatte das Stück dazu eingerichtet, und nach der Bearbeitung, die den Luxus wegschneidet, soll es hier einmal gegeben werden. Es machte viel Wirkung. Darauf bearbeitete ich Wallenstein nach einem längst durchdachten Plane. Ich zog das Mark der Piccolomini, welches mir im fünften Akt derselben liegt, in das Stück, schnitt aus dem ferneren das Ueberwuchernde, Sentimentale weg, und brachte es dadurch auf die Theaterlänge. Der gestiefelte Kater, den ich noch vor dem Wallenstein vortrug, brachte große Fröhlichkeit hervor, Wallenstein schien dagegen nur auf Apathie zu stoßen.

„Am 6. Februar kam Seydelmann an, und trat sieben Mal auf. Carlos im Clavigo war ein großes Meisterstück zu nennen, die reinste, feinste, präciseste Zeichnung. Im Königsbefehl und als Cromwell in den Royalisten gab er frappante historische Masken, Mephistopheles im Faust faßte er nicht fein, diplomatisch Marinellisch, sondern schwer, erdig, zähe, mit einem knarrenden, diabolisch thierischen Tone. In den Scenen mit dem Schüler, bei der Ausstellung des Pacts, mit Martha vor-

züglich, wundersam bizarr. Das Spiel bekam auf die Länge etwas Drückendes, was aber nicht an ihm, sondern am Gedicht lag, welches in den Motiven knapper zugeschnitten werden mußte, wenn man es geben wollte. Die Figur war den Leuten zu derb, welche sich des guten Freundes in dieser Gestalt schämen mochten. Sie fiel aber auch, wegen des schwachen Spiels der Uebrigen, aus dem Rahmen.

„Auch bei der dritten Mustervorstellung: dem Nathan, betheiligte sich der Künstler. Er nahm den ganzen Charakter sehr weich, mir fast zu weich, der ich ihm gern etwas Judenwitz beigemischt sehe, wodurch er auf eine andere Art, aber doch wie Shylock zu einer Art von Rächer seiner unterdrückten Nation an dem Uebermuthe bevorrechteter Kasten wird. Das Stück wurde in drei Tagen zweimal gegeben; machte jedesmal volles Haus, erregte viel Reden hinüber, herüber, und gab den strengen Katholiken und denen, die sich gern so anstellen möchten, viel Aergerniß. Der Patriarch sollte ernsthaft, nicht komisch sein, meinten Einige.

„Als vierte Mustervorstellung wurde am 2. März unter Mendelssohns Leitung der Wasserträger gegeben, ging sehr gut und machte viel Glück; dann bereitete ich für die fünfte die Braut von Messina vor. Ich kürzte in meiner Bearbeitung Manches an den Reden der handelnden Personen und der Chöre, worin wirklich hin und wieder leerer Luxus ist. Bei der Vertheilung der Chorstimmen richtete ich mich meistentheils nach der Schillerschen Disposition, ohne mich jedoch ängstlich an jene zu binden. Von einigen Stellen, wo der Schall von der Einzelrede bis zu zwölfstimmigem Unisono anwächst, hoffte ich guten Effect. Am 6. April las ich das Stück vor den Schauspielern vor, kam sehr hinein und hatte selbst großes Vergnügen von dem inhaltschweren wohlberechneten Gedichte. Die Chöre gingen bei den Proben früher gut, als ich es dachte, wovon wohl die Ursache , daß alle Mitglieder musikalisch waren. — Aber ein

besonderer Unstern schwebte über dieser Vorstellung. Mehrere Mitwirkende wurden krank, so daß ich noch zwei Tage vor der Vorstellung die Chorführer anders besetzen mußte. Endlich war noch zu allem Unglück am Tage der Vorstellung am 19. April zum ersten Male schönes warmes Frühlingswetter, ein Diner und ein Fackelzug, so daß das Stück vor halbleerem Hause gespielt ward, und irdisch zu reden, einmal wieder der Krug im Fasse der Danaiden ausgeleert worden war.

„In der Osterwoche stürmte der bekannte Schauspieler Unzelmann herbei und supplicirte um Engagement, welches ich ihm für den Rest der Saison verschaffte. Dieser Mensch ist mir eine sonderbare, ordentlich tragische Erscheinung. Vor zwanzig Jahren eine Zierde der Weimarischen Bühne in ihrer damaligen höchsten Blüthe, ward er von uns jungen Leuten höchlichst venerirt; wir schätzten uns glücklich, wenn er unserem Gruße mit leichtfertigem Nicken dankte. Und nun? herabgekommen, verwildert, in Mißcredit, sucht er meine Protection.

„Da er aus der alten Goetheschen Schule ist, und ich immer der Meinung bin, daß die Jugendrichtungen nie ganz aus der Seele zu tilgen sind, so will ich es mit ihm im guten Glauben versuchen, ihn auch für den nächsten Winter behalten und mein epigonisches Werk mit ihm beginnen. Die hiesige künftige Bühne ist eine Epigonie der Weimarischen und es scheint daher zweckmäßig sie mit einem Weimarischen Ueberständer auszustatten.

„Am 26. April schloß Andreas Hofer die Reihe der Mustervorstellungen. Schirmer hatte dazu die Farbenskizze eines Tyroler Prospectus geliefert, den vier junge Landschafter unter seiner Leitung ausführten, und der sich sehr hübsch ausnahm. Das Stück erfreute mich durch seine frische Gestalt und ein wirklich fortschreitendes Leben. Es brachte viel Wirkung im Publikum hervor, nämentlich der Schluß des vierten Aktes machte sich sublim. Nach der Vorstellung wurde Weymar, der den Hofer als Gast gab und ganz gut gespielt hatte, gerufen; und

als er erschienen war und sich herkömmlich bedankt hatte, riefen mehrere Stimmen meinen Namen. Nun machte ich, daß ich fortkam, lief auf die Straße und trieb mich dort, vom Instinkt gefesselt, wohl fünf Minuten umher. Als ich auf das Theater zurückkehrte, kam mir eine Schauspielerin (Mad. Meisinger) mit einem Lorbeerkranze entgegen, und reichte mir denselben mit einigen Worten, die ich in der Ueberraschung und Verwirrung nicht verstand. Stückweise, nach und nach, zum Theil erst zu Hause, erfuhr ich den Hergang, der sich zugetragen hatte, während ich auf der Gasse gewesen war. Auf allgemeinen Ruf meines Namens hatte der Vorhang unter einem Tusch von Trompeten und Pauken sich gehoben, Mad. Meisinger war mit einem Lorbeerkranze aufgetreten, und hatte nachstehende Verse recitirt:

„Dem Dichter weihet heut des Dankes Lohn,
Der eines treuen Volkes treues Bild
Euch aufgestellt im frischen Farbenglanz!
Er ist euch nah — des Vaterlandes Sohn!
Und eines Jeden Wunsch glaub' ich erfüllt,
Bring ich in eurem Namen ihm den Kranz.

„Der Auftritt erschien Manchen nicht ganz schicklich, allein ich konnte nicht darauf schelten, weil sich doch in ihm ein Zeichen regte, daß die Masse einmal von etwas Edlerem als gewöhnlich bewegt war, und mir war der Abend ein sehr erfreulicher gewesen."

Der Winter war in seinem ganzen Verlauf arm gewesen an geistigen und gemüthlichen Bereicherungen. Immermann hatte wieder erfahren, daß ihm der äußere Trouble nicht viel geben konnte, und daß der wahre Gewinn eigentlich nur in stiller Einsamkeit zu machen sei. Die öffentlichen Vorlesungen,

die er am 2. April mit Oedipus in Kolonos beendigt hatte, waren in diesem Jahre von weniger Theilnahme begleitet worden als im vergangenen. Der Saal war wiederholt nicht gefüllt gewesen und blieb auch das letzte Mal nur mäßig besetzt. Er nahm sich demnach vor, wenn in Zukunft einmal wieder dergleichen zu Stande käme, zu jeder einzelnen Vorlesung einzuladen, da ihm aus dieser Erfahrung hervorzugehen schien, daß die Menschen nichts zu schätzen wissen, was ihnen mit vollen Händen geboten wird. Um einen festen Halt in dem Wirrwarr des Augenblicks zu gewinnen, beschloß der Dichter am zweiten Osterfeiertage, wieder Hand an die Epigonen zu legen, und keinen Tag ohne eine Zeile hingehen zu lassen und befolgte diesen Vorsatz treulich. Die Arbeit behagte ihm, schritt kräftig vorwärts, und am 11. April, gerade am Hermannstage verlobte er seinen Helden Hermann mit Cornelie. Durch die zerstreutesten Arbeits-, Schreib- und Sorgen-Monate des Sommers schlich diese Beschäftigung wunderbarer Weise weiter, und in den ersten Tagen des Juli war das vierte Buch des Romans fertig geworden.

Sehnsucht nach Einsamkeit, das Verlangen sich an selbstständigem Lernen und Arbeiten aufzuerbauen, und dann wieder Niedergeschlagenheit über Mangel an Erfolg bei Mühen und Anstrengungen treten in den Briefen und Notizen dieser Zeit hervor. Es ist darin nicht zu verkennen, daß eine erhöhte Reizbarkeit die unvermeidliche Folge der widerstrebenden Elemente war, durch welche sich Immermann hindurcharbeitete, und daß diese in dem Verkehr mit seinen Freunden zu manchen kleinen Mißstimmungen führte. Namentlich trat dieselbe denen gegenüber hervor, welche mit Sorge seine Thätigkeit für das Theater betrachteten, und ihre warnende Stimme dagegen hören ließen.

„Mein näherer Umgang," schreibt er dem Bruder, „ist zur Zeit nur auf Frauen beschränkt. Die Männer, die nicht

schwach und unbedeutend sind, sind so starke Egoisten wie ich selbst einer bin, was denn keine Harmonie geben kann. Wenn ich von Egoismus spreche, so will ich unter dem meinigen verstanden wissen, daß man das, was mit meinem Wesen zusammenhängt, verstehen, nicht von fremdartigen Gesichtspunkten herab, ansehen, und wo es Noth thut, in meine guten Absichten eingehen soll, und solchen Antheils kann ich mich nicht gerade erfreuen. Es thut aber nichts. Ist man auch einmal streckenweis allein, so findet sich nachher doch wieder Gesellschaft."

Die Freundschaft der Frauen, besonders der Frauen in reifern Jahren erschien Immermann überhaupt als ein Segen seines Lebens, und er gedachte gern vieler rührender Beweise von Aufmerksamkeit und Zuneigung, die ihm von Solchen zu Theil wurden, welche durch seinen Ernst und seine Gedankenschwere nicht eingeschüchtert, durch sein verschlossenes äußeres Wesen drangen und das eigentliche Bedürfniß seiner Seele erkannten. Auch an seinem diesjährigen Geburtstagsfeste, an welchem er das achtunddreißigste Jahr erreichte, verbanden sich Frauen zu besonderen Feier des Tages, und anmuthige Ueberraschungen begrüßten ihn schon beim Erwachen. Als er in der Morgenfrühe durch das Fenster sah, war der Garten mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, Verse flatterten an den Bäumen, selbst die ehrwürdigen Häupter des Plato und Aristoteles, die unter denselben standen, trugen frischen Schmuck, Geschenke bedeckten den Gartentisch, von Blumentöpfen umgeben. Visitenkarten, wodurch Apoll, Grazien, Musen ihren Besuch anmeldeten, lagen den griechischen Weisen zu Füßen, und unter ihnen eine Karte der Themis mit dem Zusatze: u. A. z. n.

Das Verhältniß zu dieser Göttin machte aber gerade Immermann in diesem Augenblicke viel zu schaffen. Schon Anfang März war von Seiten des provisorischen Theatervereins unter der Hand bei ihm angefragt, ob er die Intendanz einer zu bildenden städtischen Bühne übernehmen werde. Auf seine

im Allgemeinen zustimmende Antwort hatte sich der Verein definitiv constituirt und ein Statut festgestellt, nach welchem die Stadt, welche die Eigenthümerin des Hauses war, das Theater als städtische Anstalt gründete. Die Mittel zu dieser Gründung sollten durch ein Actiencapital von mindestens 10,000 Thalern beschafft werden, die Dauer des Unternehmens, an dessen Spitze ein Verwaltungsrath stand, wurde vorläufig auf fünf Jahre festgesetzt, und seine artistische Leitung sollte außer dem Intendanten einem Musikdirector anvertraut werden.

Von vorn herein mußte darauf verzichtet werden die Theilnahme der Düsseldorfer für die Bühne auch während der Sommermonate in Anspruch zu nehmen, und die nächste Aufgabe war für die Dauer derselben sich mit einer der Nachbarstädte zu verbinden, theils um die Kosten der Erhaltung zu ermöglichen, theils auch um die Schauspieler in fortlaufender Thätigkeit zu erhalten. Als man die Frage an Immermann stellte, ob er sich dazu verstehen werde, nur eine bestimmte Anzahl von Schauspielern und Sängern fest zu engagiren, das übrige Bühnenpersonal aber jedesmal nach beendigter Theaterperiode zu entlassen, hatte er erklärt, daß eine solche Maßregel ihn auf die ihm zugedachte Ehre der Intendanz müsse verzichten lassen. Er sprach aus, daß es unmöglich sei mit Eifer und Erfolg seine Aufgabe durchzuführen, wenn die Bühne sich jedes Jahr in dem Augenblick auflösen müsse, wo sie nach dem bekannten Laufe der Dinge erst anfinge das zu sein, was man etwa ein gutes Theater nennen dürfe. Ein solides Repertoir könne nur entstehen, wenn eine Gesellschaft mit einem Vorrathe wohleinstudirter Stücke in die Theaterperiode einträte und hierdurch die Muße gewönne, während derselben sich Neues „ohne Uebereilung gründlich anzueignen.“ Auch fürchtete er selbst bei den bleibenden Mitgliedern „den Mißmuth, welcher für den wahren Künstler nie ausbleibt, wenn er sich zur Unthätigkeit verurtheilt sieht. Seine Kunst ist ihm das Leben,

und er geht wirklich zurück, wenn er nicht in ununterbrochener Uebung bleibt."

Nachdem durch diesen Ausspruch die Frage über die Bildung eines stehenden Personals erledigt war, und Mendelssohns Betheiligung dem Unternehmen gesichert schien, mußte Immermanns Verhältniß zu demselben definitiv geordnet werden. Es schien ihm kaum möglich in seinem bisherigen Dienstverhältnisse zu bleiben, wenn er sich entschloß die Leitung des Düsseldorfer Theaters zu übernehmen, und fand sich kein Ausweg diese Entscheidung wenigstens hinauszuschieben, so hatte er zu wählen, ob er einer äußerlich gesicherten Zukunft oder den Interessen entsagen wolle, mit denen ein Stück seines innern Lebens eng verschlungen war. Viele warnende Stimmen wurden laut, alle seine Freunde verbündeten sich gegen ihn, als er von dem Vorsatz sprach den Staatsdienst zu verlassen, und bestimmten ihn, den Antrag abzulehnen: die Intendanz des Theaters auf fünf Jahre definitiv zu übernehmen.

Nach reiflicher Ueberlegung schien es auch selbst im Interesse der Sache gerathener, vorläufig einen provisorischen Zustand eintreten zu lassen. Er erklärte sich bereit ein Jahr lang die Intendanz des Theaters im Auftrage des Verwaltungsrathes zu führen, und wünschte seine feste Anstellung als Städtischer Beamter von dem Erfolge des Unternehmens in diesem Zeitraume abhängig gemacht zu sehen. Es war wahrscheinlich, daß sich während desselben erweisen werde, ob das Unternehmen ein äußerlich haltbares sei, und wenn das nicht der Fall war, so wünschte er sich den Rücktritt in sein Staatsamt offen zu halten. Auf diese Weise wurde dem Theaterfonds im Falle des Mißlingens die Last seines fortlaufenden Gehaltes, ihm selbst das widrige Gefühl erspart, von fremdem Gelde leben zu müssen, ohne etwas dafür zu leisten. Der Verwaltungsrath stimmte dem Vorschlage Immermanns bei; zu dessen Ausführung nun der Dichter versuchte einen einjährigen Urlaub

zu erhalten. Er wandte sich an den Justizminister und bat um die Erlaubniß sein Staatsamt ein Jahr lang durch einen Stellvertreter versehen zu lassen. Sein Gesuch wurde durch den Prinzen Friedrich dem Minister Kamptz zur besonderen Befürwortung bei dem Könige übergeben, und nach längerem Warten lief die Bewilligung ein.

Kaum waren die Verhandlungen mit dem Verwaltungsrathe beendigt, so nahm für Immermann ein wahres Hetztreiben seinen Anfang. Beständiger Zulauf von Menschen, Zudrang von Briefen, Engagements, Unterhandlungen und Konferenzen gaben ihm beinah das Gefühl, als habe sich seine Seele gänzlich in die äußere Haut gezogen. Deshalb verbannte er auch Specialia aus dieser trocknen, vielbewegten Zeit von seinen Erinnerungsblättern, und nur bisweilen drang ein Seufzer in die Aufzählungen seiner Beschäftigungen ein. „Könnte man doch," sagt er einmal, „den Strom des Geschäftslebens durch einen Filtrirstein zu sich heranleiten; aber man muß alle Unreinigkeiten mit ausschlürfen. Ein solches Leben ist wie ein Rausch mit seinen Folgen. An jedem Tage hat man eine Art von Katzenjammer, den man dann wieder für kurze Zeit dadurch vertreibt, daß man sich von Neuem in das Getriebe begiebt."

Die alten Freunde Kortüm und Kohlrausch brachten durch erfreuliche Besuche angenehme Unterbrechung in die Arbeit, die bei furchtbarer Hitze im Juni und Juli besonders schwer auf Immermann lastete. Indessen schrieb er doch dazwischen „Düsseldorfer Briefe" über das Buch Rahel und die ersten Bände des Goethe-Zelterschen Briefwechsels für Härings Journal; ordnete die Aufsätze „Ahr und Lahn" und „Blick in's Tyrol" für die gesammelten Schriften, arbeitete die „Verschollene" um, und las vierundfünfzig Theaterstücke der allerverschiedensten Art, von denen sich auch eine ziemlich große Anzahl nach und nach zur Aufführung qualificirt zeigte.

Einige Engagements neuer Schauspieler wurden noch im Juli gemacht, und gleichzeitig viele Bücher gekauft, alphabetisirt und katalogisirt. Dann reiste Immermann am 29. Juli von Düsseldorf ab, theils um noch einige Theater kennen zu lernen, theils um auch auswärts Kräfte für sein Institut zu gewinnen. Er hatte dem Justizminister sein Vorhaben in Betreff der städtischen Bühne mitgetheilt, und um einen dreimonatlichen Reiseurlaub gebeten, welcher ihm mit einem schmeichelhaften Handschreiben gewährt worden war. Ohne diesen würde es unmöglich gewesen sein, den Anforderungen der nächsten Monate zu entsprechen, in denen die äußerlichen und praktischen Vorbereitungen für seine Aufgabe zu bewältigen waren.

Die Reise führte zuerst nach Aachen, wo Immermann kaum angelangt war, als die Schauspieler förmlich zu ihm strömten, und wo möglich nicht nur sich selbst, sondern auch Vettern, Basen und Schätzchen anbringen wollten. Von Aachen ging er nach Wiesbaden, und es gelang ihm in Frau Lauber-Versing eine erste Liebhaberin zu gewinnen, welche allen künstlerischen Ansprüchen zu genügen fähig war, und unter Immermann's Leitung eine der Zierden der Düsseldorfer Bühne wurde. In Karlsruhe, dem nächsten Reiseziel, gerieth er abermals ganz zwischen die Comödianten und Musikanten, unter denen die schöne Gestalt der noch blühenden und reizenden Madame Haitzinger sich aus den geringeren Persönlichkeiten sehr entschieden hervorhob. Die Künstlerin berührte durch anmuthige Frische des Wesens Immermann höchst angenehm; bezeigte sich ihm freundlich und liebenswürdig, und sagte ihm unter Anderem in einer gütigen Laune: er sei der schönste Dichter, den sie gesehen.

Immermann hatte auf der bisherigen Reise fortwährend unter dem Drucke der stechendsten Sommerhitze gelitten, und fand sich auf's Wohlthuendste in reine balsamische Luft versetzt, als er das Thal erreichte, in welchem zwischen den sanftesten

schönsten Hügeln Baden liegt. Wie einen erquickenden Trank schlürfte er diese Luft ein und genoß die Reize der Gegend; nur mit dem Theater fuhr er schlecht, denn der Intrigant, dem er bis hierher nachgegangen, spielte nur in einer Wiener Farce.

Nachdem der Reisende vierzehn Tage lang ausschließlich mit Schauspielern verkehrt hatte, und alle Gespräche sich um einen Punkt bewegt hatten, war es ihm sehr erquicklich, bei der Rückreise auf Burg Rheinstein wieder in den Kreis alter Freunde zu treten. Prinz Friedrich, welcher ihn auf die Burg geladen, war zwar abwesend; aber der Hofmarschall von Pritzelwitz führte ihn durch die einzelnen Theile der Burg, die auf schmalen Felsvorsprüngen erbaut, durch Gänge, Treppen und Stufen verbunden sind. Als er die schmalen Treppen erstieg und die kleinen Räume durchwanderte, die ganz vollgestopft sind von allerhand hübschen mittelalterlichen Sachen, war es ihm, als würde das vierte Buch der Epigonen um ihn lebendig. Der abgesperrte, einsame, zum Theil unbequeme Zustand in der Nähe der Adler und Geier wollte ihm aber wie eine seltsame mythische Dynastenlaune des Herrn scheinen; und als sich ihm auf einer Fahrt nach Kreuznach das Bild des fruchtbaren gesegneten Wein-, Acker- und Obstbaulandes aufthat, erquickte ihn die einfache Größe der Natur wundersam. Es däuchte ihm lieblicher im Thale zu bleiben, als mühevoll jene luftig hohe Spitze zu erklimmen, auf welcher das Leben für sein Gefühl ein künstliches blieb.

Tief in der Nacht erreichte Immermann am 15. August Düsseldorf wieder. Sein ganzer Schreibtisch war mit Theaterbriefen bedeckt, und sein erstes Geschäft war die Uebernahme des Theaterinventars, dessen Bücher und Musikalien in einem Zustande gräulicher Unordnung waren, und mit viel Geduld und Mühe in leidlicher Weise zum Gebrauch restaurirt werden mußten. Darauf wurde mit Mendelssohn das erste Repertoir ent-

worfen, es wurden Einkäufe eingeleitet und viele andere äußerliche Geschäfte geordnet. Bei allem diesen war er unermüdlich, hielt auch das Kleinste nicht der Beachtung unwerth, freute sich jedes Erfolges und machte mit praktischem Blicke die verschiedensten Menschen an der richtigen Stelle nutzbar. Zwischen Sammt und Zindel, Decorationen und Setzstücken vergraben, von den widersprechendsten Anforderungen hin- und hergezerrt, blieb er in sich gesammelt, und war z. B. fähig, den eben erschienenen zweiten Theil von Ranke's „Fürsten und Völker von Südeuropa" zu lesen und ausführlich zu excerpiren. Auch die Epigonen rückten gemessen fort, und gediehen bis zu der Erscheinung Medons im fünften Buche. Als aber unter diesen Beschäftigungen die zweite Hälfte des August und die erste des September verstrichen war, nahm Immermann noch einmal den Wanderstab in die Hand. Seit Jahren war eine Reise nach Holland projectirt, die jetzt freilich nur im Fluge zur Ausführung kommen sollte, da nicht mehr als sieben Tage für dieselbe bestimmt werden konnten. Gräfin Ahlefeldt und eine Freundin derselben begleiteten den Dichter, und am 18. September führte das Dampfboot ihn rheinabwärts. Noch nie war Immermann in dieser Richtung über die nächste Umgegend hinausgekommen, denn wenn er sich einmal hatte frei machen können, so war der Zug nach Süden immer noch stärker gewesen als die Anziehungskraft des seltsamen Niederlandes. Jetzt wurde innerhalb weniger Tage das Unglaubliche in Ausbeutung desselben geleistet; Rotterdam, der Haag, Amsterdam, waren die Hauptpunkte, auf welchen man wenigstens einen Eindruck von ihrer Physiognomie und dem Werth ihrer Sammlungen zu gewinnen suchte. In Rotterdam hatte Immermann zum ersten Mal den prächtigen Anblick großer Kauffahrteischiffe, und in den Docks bei Amsterdam sah er Kriegsfahrzeuge, freilich nur im Bau begriffen, die ihn so interessirten, daß sein Reisetagebuch lange dabei verweilt. Hatte ihn im vergangenen Jahre in den Bergen Tyrols die Gestalt

seines Hofer begleitet, so wurde er hier die Gedanken an seinen Czar Peter nicht los, und er konnte nun erst recht fühlen, welche mächtige Wirkung der Anblick dieser großen, geregelten Marine-Arbeiten auf einen starken, heftigen Geist machen mußten, der seinem ungeheuren Reiche Luft am Meere machen wollte. Er empfand eine große Sehnsucht nach Saardam, der Wohnstätte jenes gewaltigen Mannes. Sie mußte aber unerfüllt bleiben bei der Eile, welche das Gesetz dieser Reise war. Unter den Eindrücken derselben hob sich ihm aber ein Moment über alles Sonstige hinaus, das war der Anblick des Meeres, welcher ihm bei Scheveningen zum ersten Mal zu Theil wurde.

„Wir fuhren, da schon der Abend herannahte, Scheveningen und dem Meere zu," heißt es in seinem Reisejournal. „Auf einem Sandwege zwischen Bäumen kamen wir in ein ärmliches Dorf, hinter welchem sich Sandberge erheben. Der Wagen fuhr einen derselben hinan, und der Ocean lag vor mir. Der erste Gedanke, den ich bei diesem geradezu unbeschreiblichen Anblick hatte, war mehr ein Gefühl, daß nun das Land zu Ende sei, und daß eine ganz neue Welt unendlicher Beziehungen beginne. Es strömte, obgleich ruhig, mit gewaltiger Majestät gegen die Küste, die Bewegungen dieser Schaumwellen waren langsam, groß und graziös, der Ton war ein aus unendlicher Ferne anwachsendes Brausen. Es hatte eine schwärzlich-graue Farbe und über dieser weiten Fläche und den Dünen ruhte ein windiger, wolkengrauer Abendhimmel. Den Blick zur Seite wendend, beschaute ich die Kette der Dünen, welche hier Holland beschützen. Diese weit sich streckende Reihe von Sandbergen sah aus, wie versteinerte Meereswogen. In diesem wüsten Boden keimt Nichts als Ginster, so liegen die Wasser- und Landwüste nebeneinander da, und in meinem Leben wüßte ich keinen Eindruck, der mit einer so erhabenen Traurigkeit in mein Herz gezogen wäre. Aus den Fenstern unseres Wirthshauses hatte ich den Blick auf das große Meer, und zu den-

selben ertönte sein Brausen. Ich trieb mich den Abend, nachdem es dunkel geworden war, noch viel im Freien umher. In den Dünen sind vom Winde tiefe Kessel geweht, darin hätte ich gern geschlafen, um recht mit dem erstaunlichen Naturphänomen zusammenzuwachsen. Man bekommt wie von selbst dabei die Vorstellung, diese Wogen strömen vom Eismeer und gehen nach dem Südpol; das Bild der ganzen Erde steigt vor Einem auf. Zugleich dachte ich, dem sonst der Selbstmord widersteht, daß es leicht sein müsse, sich in das Meer zu stürzen und an dieser Unendlichkeit sein Dasein auszulöschen.

„Am andern Morgen war es windig und nebelgrau, das Meer aber hatte in seiner Mitte und am Saume des Horizontes eine silbergrünliche Farbe. Die Fluth warf Muscheln, Seekrebse, Tang aus, welches Alles sorgfältig gesammelt wurde. Schon um 11 Uhr Vormittags mußte ich von einer Stelle scheiden, an welcher ich gern einige Tage festgewachsen wäre. Im vorigen Jahr sah ich fast um dieselbe Zeit die Alpen; sie haben mir Ehrfurcht und Bewunderung eingeflößt, aber doch eigentlich nur wie ungeheure Gewichte in meiner Brust gelastet. Das Meer hat mich dagegen wie ein uralter Bekannter unbeschreiblich angezogen. Heine's Leidenschaft für die Nordsee fiel mir bei, und ich bin versucht, in ihm, in dem so Vieles nur willkürliche Aneignung ist, doch dieses Gefühl für wahr zu halten."

Mit sehr erschöpften Kassen, denn man hatte die Theuerung, auf die man vorbereitet zu sein glaubte, doch über alle deutschen Begriffe gefunden, würgte man sich von Arnheim aus mit der Schnellpost, durch zum Theil unergründlichen Sand schneckenartig gen Düsseldorf durch, und langte dort am 25. September wieder an.

„Jenes sonderbare Land, wenn auch nur so flüchtig gesehen zu haben, ist mir sehr viel werth," schreibt Immermann, „denn es gehört einmal wieder zu den Dingen, von welchen uns auch

die beste Beschreibung kein Bild giebt. Es reizt, beschäftigt, unterhält auf jedem Schritt, aber man empfindet nicht die geringste Sehnsucht, dahin zurückzukehren. Jeder Schmelz und aller poetische Duft fehlt, ich hörte nicht eine einzige Sage erzählen. Ihre Befreiungsgeschichte ist ihre Sage."

XXII.

Eröffnung des Theaters. Mendelssohns Rücktritt. Grabbe.

1834.

Bei seiner Rückkehr aus Holland fand Immermann Briefe aus der Heimath, die ihn schwer bedrückten, und ihn zugleich dankbar empfinden ließen, daß er von dem Vorwurf völlig frei war, in der Begeisterung für die Bühnenthätigkeit die Sorge für seine Zukunft versäumt zu haben. Mutter und Geschwister zeigten sich voller Sorge um ihn. Neben den Bedenken, welche die Mutter über die künftige äußere Existenz des Sohnes hegte, waren in dem ernsten Gemüth Ferdinands auch innerliche Zweifel über den Schritt des Bruders erwacht. Er durfte diese nicht verschweigen, obgleich er sich bewußt war, daß er jenem leicht wehe thun werde, wenn er die Schatten der Verhältnisse hervorhob, in welche derselbe einzutreten gewillt war. Die äußere Trennung hatte das Verhältniß der Familie zwar im tiefsten Grunde unberührt gelassen; aber leider gab es einen Punkt in Immermanns Leben, den man in den letzten Jahren gar nicht, oder nur schüchtern berührt hatte. Aus diesem Schweigen ging eine wunde Empfindung hervor, und ein leiser Zwang ließ alle persönlichen Verhältnisse mit einer Befangenheit behandeln, die sich auch in den Besprechungen geltend machte, zu denen in diesem wichtigen Augenblicke die Pflicht

der Liebe zu treiben schien. In einem ausführlichen Briefe an Ferdinand suchte Immermann die Seinen zu beruhigen, als er am 11. September schrieb:

„Der Plan zu einer neuen kunstmäßig organisirten Anstalt, und der Entschluß, die Intendanz derselben zu übernehmen, hat in mir nicht etwa das Alter weniger Wochen oder Monate, sondern er wurde von mir seit anderthalb Jahren Tag für Tag unverrückt verfolgt, bis er im Laufe dieses Sommers zur Ausführung gedieh. Ich schwieg davon gegen Jeden, der nicht darum wissen mußte, weil man bei Dingen, die nicht im gewöhnlichen Geleise geschehen, und für die man sich gleichwohl mit Bestimmtheit entschieden hat, den Kummer, der in der Regel bei der Entdeckung eintritt, Anderen und sich so lange als möglich ersparen muß. Es war mit jenem Entschluß anfänglich auch der verbunden, meine Justizstelle niederzulegen. Nach mancher Ueberlegung habe ich aber gefunden, daß auch die außerordentlichen Schritte (wie nun der meinige, freilich mir nicht recht erklärlich in den Augen der Welt sein soll) am ehesten gerathen, wenn man sie so allmälig als möglich thut. Ich habe daher zwar das Intendanzgeschäft übernommen, aber in Betreff meiner Stelle mir vorläufig ein Jahr Urlaub erbeten und darf auf eine Gewährung hoffen, die mir den Rücktritt möglich macht.

„Es liegt mir nun ob, mein Verfahren zu rechtfertigen, und ich glaube dies zu können, wenn ich an meine Individualität und Lebensstellung einestheils erinnere, anderentheils über das Allgemeine der Sache, der ich einen bedeutenden Theil meiner Kräfte zu widmen beabsichtige, meine Ueberzeugung darlege.

„Seit mehreren Jahren ist mein innigster, Tag und Nacht genährter Wunsch gewesen, mein Justizamt zu verlassen. Ich habe dasselbe keineswegs gewählt, sondern dieser sogenannte Beruf ist mir durch den Tod meines Vaters und die Nothwendigkeit, mein Brod zu verdienen, aufgezwungen worden.

So lange die leichtsinnige Jugend, welche alle Gegensätze sich verbirgt, dauerte, ging es damit leidlich, als aber die Jahre erschienen, in denen der Mensch nicht mehr zum Schein, sondern ernstlich fragt: Was bist du? Was treibst du? Wie steht es mit dir? da wurde es anders. Ich will über diesen Punkt, der mir bittere Qualen bereitet hat, von denen Niemand etwas wissen kann, der nicht auf eine ähnliche grausame Art geprüft worden ist, nicht weitläufig werden und meine Fassung behalten. Es genüge Dir zu wissen, daß ich schon seit zwei Jahren und seitdem stündlich mir sagte: Es geht nicht mehr. Dies ist ein Wort, das, wenn es kein Schwächling ausspricht, sondern ein Mann, der seine Vernunft und seine Jahre beisammen hat, der Andere glauben muß, wie ich Dir glaube, wenn Du sagst: Ich habe Schmerzen. Das Recht ist eine Sache, die mich nicht beschäftigen konnte und kann, meine ganze Natur beruht auf dem Bestreben, praktisch und dichtend etwas hervorzubringen, was den Zustand der Welt und der Menschen erhöht. Dieses Productive in mir, welches das Beste in mir ist, stieß sich aber beständig an jenem äußeren Berufe wund, die Kräfte arbeiteten nicht, wie es sein soll, im Einklang, sondern wider einander, das leblose trockene Geschäft begann mich innerlich zu erkälten und auszutrocknen. Die Spezialia, welche gerade hier die Unleidlichkeit steigerten, verschweige ich gern und muß von denselben nur den einzigen Umstand anführen, daß ich verurtheilt war, während der Zeit, welche die Assisen währten, in Sitzungen, die oft von 8 Uhr Morgens bis 12 Uhr Nachts dauerten, als todter Figurant dazusitzen.

„Das, was der Mann nach Außen scheint, soll er innerlich sein, und ein Richter, der mit unbesieglichem Widerstreben im Herzen sein Amt versieht, ist kein rechter Richter. Das geschilderte Verhältniß war daher nicht ein Kreuz, wie Du es geduldig zu tragen anräthst, sondern ein unsittlicher Zustand, welchen aufzuheben, sobald es möglich war, die Pflicht gebot.

Dieses Gefühl der Pflicht ist bei der eingetretenen Wendung der Dinge weit mehr in mir thätig gewesen, als Du vielleicht meinst.

„Auf mannichfache Weise habe ich versucht, mich zu befreien. Meine Schriften legten das Zeugniß ab, daß ich allenfalls im Stande sei, von großmüthiger Hand richtig verwendet, mir zum Genügen, Andern zum Nutzen, etwas zu leisten. Jedes Staatsamt wäre mir willkommen gewesen, welches mir eine liberale Beschäftigung gewährt hätte. Ich ließ meinen Wunsch, im auswärtigen Departement angestellt zu werden bei St.... fallen, ich äußerte gegen mehrere Männer, welche in diesen Dingen Einfluß haben, daß mir jeder Posten an einer öffentlichen Sammlung oder Bibliothek erwünscht wäre. Meine Gedanken flogen nicht hoch, ich hätte mit Vergnügen inventarisirt und catalogisirt, weil ich doch da Gegenstände vor mir hatte, zu denen ich in einem Bezuge stand.

„Indessen war Alles vergebens, es fand sich kein Helfer und Gönner und ich mußte es Thorheit nennen, noch auf einen Hochgestellten zu warten, der Lust hatte, mich in einen mir gemäßen Lebenskreis zu versetzen. Ich war also auf mich zurückgewiesen und hatte mir selbst zu helfen. Ich habe in der Verbindung der Umstände den Fingerzeig des Schicksals wahrzunehmen geglaubt und ihm mit Muth und Glauben zu folgen ist meine Religion gewesen.

„Niemand, der mich recht kennt, wird den Schritt, den ich thue, außer Zusammenhang mit meinem Wesen und meinen Fähigkeiten finden. Ich habe viel Dramatisches gearbeitet, auch reflectirend und beobachtend habe ich immer das Praktisch-Technische im Auge gehabt, mir Erfahrungen gesammelt, ein mimisches Talent, nicht hinreichend für den Schauspieler auf den Brettern, aber geeignet, der Sache den Impuls durch das Beispiel zu geben, cultivirt, meine Neigung zu dem jetzt so verachteten Institute ist immer dieselbe geblieben. Mit diesen

Richtungen und Eigenschaften erhalte ich die Gelegenheit, meinen Ueberzeugungen die Stätte in der Wirklichkeit zu bereiten; was soll mich denn nun eigentlich abhalten, sie zu benutzen? Entweder ist ein ganzer großer Theil meines Wesens Schein und Lüge, dann werde ich meiner Strafe nicht entgehen, wofern Du aber das Gegentheil annimmst, so wirst Du auch glauben, daß das, was Natur und Wahrheit ist, sich Raum schaffen werde. Davor, darüber, daneben zu stehen, einmal zum Spaß es zu treiben, dann wieder vornehm davon abzulassen, räthst Du mir nicht im Ernste; ein solches junkerhaftes Benehmen widerstrebt zu sehr Deiner eigenen gründlichen Gesinnung. Ich bin ein Bürger nach Sinn und Gemüth; wem ich einmal die Hand gab, vor dem schäme ich mich auch an einem anderen Orte nicht, und was mir einmal nicht zu schlecht war, um es anzufassen, das kann ich auch öfter berühren.

„Es bleibt mir nur noch Weniges über die allgemeine Stellung der Bühne in der Gegenwart zu reden übrig. Es ist Mode geworden, sie auf das Aeußerste herabzusetzen; ich mache diese Mode nicht mit. Ich finde nicht, daß alle Keime so erstorben sind, daß keine Wiederbelebung möglich wäre; ich würde es für ein großes Unglück halten, wenn dem so wäre. Die Bühne, richtig geführt, ist und bleibt ein wichtiges Kulturmittel, eine ganze Reihe von Menschen empfängt durch sie einen gewissen Aufschwung über ihren kleinen dumpfen Kreis, und auch der Hochbegabte erbaut sich auf eine heitere Weise in jenen Räumen. Seitdem sich eine üble Laune über die Sache verbreitet hat, ist eine große Lücke in unserem geistlich-sittlichen socialen Leben bemerkbar geworden, welche kein Surrogat ausfüllen will. Man besieht des Abends Zeichnungen, oder macht etwas Musik, oder spricht gelehrt und klug, und kein Mensch hat von so einem Abend etwas. Wenn aber eine Gesellschaft zusammen ein bedeutendes Dichterwerk gut dargestellt gesehen hat, so vergeht hernach die halbe Nacht unter Gesprächen, ohne

daß Einer es merkt, und Jeder blickt auf solchen Abend, wie auf einen hellen Punkt seines Lebens zurück. Ich weiß um beide Arten von Abenden Bescheid. Uebrigens ist das allgemeine Mißreden nicht das schlimmste Zeichen, es verräth wenigstens ein Bedürfniß nach der Sache; denn wenn in der neueren Zeit in einer Richtung der völlige Tod eingetreten war, dann glaubte man immer im Besitze zu sein. Aus der Literaturgeschichte weißt Du, daß man zur Zeit der Neukirche, Besser u. s. w. vortreffliche Dichter zu haben meinte, und ich kann Dir aus der Geschichte der bildenden Kunst erzählen, daß Niemand im achtzehnten Jahrhundert an der hohen Künstlerschaft der Oeser, Hackert, Angelica Kaufmann, Mengs gezweifelt hat. Jetzt täuscht sich doch wenigstens kein vernünftiger Mensch über den Raupach, und es verlangt also eigentlich ein Jeder nach dem Besseren.

„Die Bühnen siechen, darin hast Du Recht. Aber warum siechen sie? darüber hast du keine Beobachtungen anstellen können. Ich kenne jetzt die Theater von Berlin, Dresden, München, Prag, Stuttgart, Frankfurt, Carlsruh, ihre Vorstände und die Art, wie sie die Angelegenheiten anfassen. Ich muß sagen, daß ich den Hauptgrund, weshalb es überall nicht flecken will, darin sehe, daß ihren Leitern wesentliche Eigenschaften abgehen. Ein Intendant muß mit dem Sinn und der Einsicht für das Wahre, Wesentliche, Höchste, die unbefangene Lust auch am Kleinsten verbinden, daneben muß er eine große praktische Rüstigkeit besitzen. Die Zeit wird es lehren, ob diese Eigenschaften mir beiwohnen, sagen kann ich ohne Ruhmredigkeit, daß mir Manches schon gelungen ist, was Anderen unmöglich vorkam.

„Du hältst mir die Kleider-, Farben- und Leinewand-Rechnungen als Gegengewicht der Assisen vor. Ich sage Dir, daß ich in diesen geringen Dingen nicht sie, sondern die Mittel erblicke, die verklärten Gestalten meiner hohen Dichter in die

Sichtbarkeit zu rufen, daß ich nach meinem Naturell glücklich bin, wenn mich eine Idee hebt und trägt, und daß in einem solchen Falle keine Arbeit lästig genug ist, um mich zu ermüden.

„Du willst mich mit dem Undank der Menge schrecken. Als ob ich auf ihren Dank rechnete, als ob ich mich in allerhand goldenen Träumen verspänne! Ich werde der Menge von Anfang an geben, was ihrem Standpunkte gemäß ist, dadurch aber mir die Gefälligkeit von ihr verdienen, daß sie dann auch hin und wieder das Vortreffliche hinnimmt. Diese Gefälligkeit hat sie, wie ich weiß, und damit ist mir genug gethan. Ich bin seit vierzehn Jahren Schriftsteller, und in so langer Zeit habe ich einigermaßen den Dank der Menge entbehren gelernt. Glaubst Du, daß es keine Spuren in der Seele zurückläßt, Tromlitzens und Spindlers Schriften, und die Briefe eines Verstorbenen Auflage nach Auflage erleben, und den Merlin sparsam dünn abgehen zu sehen? Ich versichere Dir, daß meine Stimmung gegen die Welt im Ganzen still und gleichgültig geworden ist, ich habe mich daran gewöhnt, daß öffentlich ohne irgend eine Anerkennung von mir geredet wird. Wenn mich Welt und Zeit verzogen hätten, dann müßtest Du allerdings Besorgnisse hegen.

„Somit habe ich alle Punkte berührt, und wünsche nur herzlich, Dir damit genügt zu haben. Ich hoffe von diesem Schritte weder Ruhm noch Glück, sondern lediglich das Bewußtsein, was ich seit meinen Schülerjahren entbehrte, das zu treiben, wozu ich Neigung und Beruf habe. Daß darin ein Rückschritt liege, daß die Beschäftigung mit den Einzelheiten, der Verkehr mit neuen Menschen meinem Innern schaden werde, kann ich nun gar nicht einsehen. Immer werde ich aus der Zerstreuung zur Einsamkeit mich flüchten, und Du darfst dem Ernst meiner Natur zutrauen, daß sie nicht durch Leichtfertigkeiten in Gefahr gebracht werde.

„Was nun endlich das Religiöse betrifft, so erkenne ich auch darin Dein brüderliches Herz, daß Du den Strudel der Weltlichkeit fürchtest, in welchen Du mich irrthümlich verstrickt glaubst, während ich mich in meiner einsamen Derendorfer Zelle mit den strengsten Arbeiten beschäftige. Ich spreche äußerst ungern über diesen delikatesten aller Punkte, weil ich immer denke, das ist etwas, was man den Menschen muß mit seinem Gott allein ausmachen lassen, indessen will ich mich überwinden und Dir mein Glaubensbekenntniß in folgenden wenigen und wahrhaftigen Worten ablegen. Jeder Strohhalm und jeder Papierschnitzel predigt mir den allgegenwärtigen Gott, es giebt keinen Augenblick, in dem ich ihn nicht fühlte. Meine Gaben gebrauche ich und suchte ich auszubilden, und am wohlsten ist mir, wenn auch Andere etwas von mir haben. Noch niemals aber habe ich mir eingebildet, daß ich sie mir geschaffen habe, sondern seit ich zur Besinnung gekommen, weiß ich, daß sie mir nur geliehen sind. Auf Gott traue ich daher hauptsächlich in allen Stücken und auf ihn verlasse ich mich auch zumeist (so sonderbar Manchem das klingen mag) daß er mir wird die Comödie zu Stande bringen helfen. Wenn ich mir aber den unendlichen Abstand zwischen seinem ewigen Wesen und meiner Gebrechlichkeit denke, so fühle ich, daß eine Vermittelung nothwendig war, durch welche ich auch erst seiner theilhaftig werden kann. Betrachte ich nun aber das große Weltwunder, welches allein Christi Erscheinung möglich machen konnte, und die Heiligkeit der letzteren, so bin ich überzeugt, daß darin jene Vermittelung gesetzt sei. Lese ich das letzte Gebet des Heilandes im Johannes, so ergreift mich eine süße Hoffnung, daß er auch für mich es empor geschickt hat. Vom Nichtigen und Flüchtigen der menschlichen Dinge bin ich mehr als zu viel durchdrungen, und daß Witz und Talent in der letzten schweren Stunde nicht Stand halten, braucht mir auch kein Dritter zu sagen. Die Gnade und Barmherzigkeit Gottes muß helfen, sie aber ist

größer und liberaler als unsere eingeschränkten menschlichen Begriffe.

„Von diesen Ueberzeugungen sind meine Schriften voll, mein ganzes Handeln, Wirken und Leben spricht sie aus. Ich weiß also nicht, wozu ich mich bekehren sollte, glaube aber den Punkt gefunden zu haben, welcher Deinen und meinen religiösen Standpunkt aufklärt.

„Dir, der Du dem Geistlichen zustrebst, muß die Religion Object werden, es ist für diesen Standpunkt gerade das Rechte und Gemäße, sie gegenständlich zu behandeln, sie zum Thema des Daseins zu machen. Uns Anderen ist sie, oder kann sie wenigstens unbewußtes Agens sein, welches die Form und den Gehalt unseres Wesens bestimmt, ohne daß uns zu unserem Seelenheil jene bewußte Religiosität nothwendig wäre. Ich glaube, daß ich auf diesem Standpunkte stehe, und daß eine Anforderung von jenem jenseitigen nur immer meinem Wesen Unrecht thun wird."

Mit diesem Briefe nahm Immermann seiner Familie zwar nicht alle Sorge; aber sie erkannten, daß eine innere Nothwendigkeit, der nicht zu widerstehen sei, ihn zu dem gefürchteten Schritte trieb, und folgten fortan mit warmer Theilnahme dem Fortgange des Unternehmens. Und wie er den Seinen gegenüber sich das Vertrauen zu seinem Vorhaben erkämpfte, so gelang es ihm, allmälig die Freunde, unter denen er lebte, und unter denen sich auch manches Bedenken gezeigt hatte, für dasselbe zu gewinnen. Besonders ängstlich hatte sich anfänglich Gräfin Ahlefeldt erwiesen. Sie hatte durch ihres Vaters Leidenschaft für das Theater die schlimmsten Vorstellungen vom Verkehr mit demselben; und erst als ihre poetische Empfänglichkeit durch die künstlerischen Erfolge der Bühne reiche Nahrung erhielt, wurde sie die treue Besucherin und eifrige und opferwillige Beförderin des Instituts. Ihr und Anderen gegenüber standen aber auch von Anfang an Solche, welche des

Freundes Schritte mit vertrauendem Antheil begleiteten, vor Allen Frau von Sybel, deren Mann auch als Mitglied des Verwaltungsraths die in demselben nicht selten aufsteigenden Bedenken zu beschwichtigen suchte. Diese traten zuerst auf, als noch vor Eröffnung der Bühne die Ausgaben zu unerwarteter und unerfreulicher Höhe gelangt waren. Einige Bauten waren nicht fertig geworden, und man suchte sich durch provisorische Einrichtungen zu helfen, deren Kosten den ersten Anschlag vergrößerten. Ferner zeigte die Durchsicht der übernommenen Theaterbibliothek wenig Brauchbares, und es mußten Bücher und Rollen neu angeschafft werden, auch erforderte die Garderobe einen nicht geringen Aufwand. Endlich waren schon seit dem Juli Maschinist und Decorateur mit Decorationsarbeiten beschäftigt, und es waren fast dreitausend Thaler verausgabt, ehe die geringste Einnahme gemacht worden war. Wie konnte unter solchen Umständen die Sorge ausbleiben, daß man sich verrechnet habe, und wie natürlich war die Sehnsucht nach dem Momente, in welchem dieser Zustand sich ändern sollte! Immermann selbst kam nicht zum Nachdenken in dem unruhigen Getriebe äußerlicher Anforderungen, über die ein treu geführtes Theaterdiarium genau referirt. „Ich reflectire nicht, sehe nicht vor — und rückwärts,“ sagt er einmal, „sondern vermahle mein Korn, welches mir alle Tage auf die Steine geschüttet wird. Das Gefühl, seine Pflicht zu thun, ist in einem problematischen, unsicheren, doppeldeutigen Zustande des Menschen einziger Halt.“ —

Bis auf einzelne Mitglieder war die Gesellschaft um die Mitte October beisammen und gut zusammengesetzt. Mehrere hübsche frische Talente fanden sich darunter, kein einziges großes Genie, aber auch kein einziger Unfähiger. Der Prinz von Homburg, von der früheren Mustervorstellung in guter Erinnerung, war das erste Stück, welches Immermann den Schauspielern vorlas; Leseproben schlossen sich daran und die Rollen

des ersten Repertoirs wurden vertheilt. Leider begannen schon in dieser Zeit die Differenzen mit Felix Mendelssohn, die zu dem Rücktritt desselben von der Bühne führten, mit welchem für Immermann eigentlich die Blüthe von dem Unternehmen abgestreift wurde, ehe seine Knospen noch aufgebrochen waren. Mendelssohn hatte von vorn herein weniger Eifer für die Sache gehabt als Immermann; außerdem fehlten ihm die praktischen Erfahrungen, die diesen unterstützten. Manches war während des Sommers versäumt, was zur Vorbereitung für die Oper nothwendig gewesen wäre, und Nichts fand sich auf diesem schwierigen Gebiete ganz in Ordnung, als die Proben beginnen sollten. Bei den Verhandlungen über die Art, wie diesen Mängeln abzuhelfen sei, traten die Verschiedenheiten in den Charakteren beider Männer, und die Folgen ihrer ungleichen Lebensführung schroff hervor. Mendelssohns glückliche Jugend hatte ihn auf ebenem Pfade nie genöthigt, mit Resignation seine Kraft an Dingen zu üben, die unmittelbar keinen Genuß gewähren, Immermann war im Kampf zwischen Neigung und Nothwendigkeit gereift. Gewichtiger noch aber war, daß Mendelssohn nicht die Sache selbst warm und voll anzog, sondern daß er bald gestand, er habe sich dem Theater in Düsseldorf nur um Immermanns und seines Wunsches willen gewidmet. Darin lag der eigentliche Grundfehler, denn Niemand ist im Stande, sich rein um eines Andern willen auf die Dauer mit einem schwierigen und verdrießlichen Geschäfte zu befassen. Immermann hatte Mendelssohns Beitritt zu der Sache auch nie als ein Opfer begehrt, vielmehr ihn dazu in der Meinung aufgefordert, daß ihm die Ausführung der Idee einer künstlerischen Bühne selbst Vergnügen machen würde, und in der Ueberzeugung, daß es vortheilhaft für den jungen Künstler sei, wenn er sich bei den Hervorbringungen eines bedeutenden Zweiges seiner Kunst so bethätigte, wie es hier der Fall war. Das einzige Persönliche, was dabei mit

im Spiel war, bestand in der Hoffnung durch gegenseitige Achtung und Zuneigung das gemeinsame Wirken zu fördern. Vor der Hand kam man zwar noch zu einer Verständigung, doch blieb Immermann schon jetzt von der Sorge nicht frei, daß die individuell persönliche Art, in welcher Mendelssohn die öffentlichen allgemeinen Verhältnisse nahm — ohne böse Absicht von seiner Seite — zu manchem Verdruß führen könne. Indessen er schob solche Gedanken zurück und baute darauf, daß die Liebenswürdigkeit und Güte, welche er als Grundzüge in des Freundes Natur ansah, immer wieder die auftauchenden Schwierigkeiten überwinden würden und gab sich alle Mühe, ihm bei der Organisation der Oper behülflich zu sein.

Bedrängt von vielen nahe liegenden Sorgen traten Immermann auch in der Ferne ebenso unerwartete als niederschlagende neue Hemmnisse entgegen. Der Verwaltungsrath hatte beim Oberpräsidio in Coblenz um die Erlaubniß gebeten, dort und in Bonn während der Sommermonate Vorstellungen von der Düsseldorfer Theatergesellschaft geben zu lassen, und erhielt in Betreff von Coblenz völlig abschlägigen Bescheid. In Bezug auf Bonn ward gesagt, daß in Universitätsstädten in der Regel kein Theater, jedenfalls ein solches nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln geduldet werde, und daß der Oberpräsident sehr bezweifle, es werde in diesem Falle eine Ausnahme von der Regel gemacht werden können. Damit waren die Aussichten zur Erhaltung des Personals während eines Theils des Jahres bedeutend geschmälert, und es trat die Nothwendigkeit ein, neue Schritte zu versuchen, um dieselbe zu ermöglichen.

Immer näher rückte indessen der 28. October, der Tag, welcher zur Eröffnung der Bühne festgesetzt war. Webers Jubel-Ouvertüre, ein Vorspiel von Immermann: Kurfürst Johann Wilhelm im Theater, die Fest-Ouvertüre von Beethoven und der Prinz von Homburg bildeten das Programm der ersten

Vorstellung; für die zweite war eine Oper: der Templer und die Jüdin, bestimmt.

Erst am 20. October gelangte Immermann dazu sein Vorspiel zu schreiben, das schon am nächsten Tage an die Schauspieler vertheilt wurde. Unter großen Anstrengungen vergingen die folgenden Tage. Neben den Proben, die von früh bis spät gehalten wurden, mußten die Arbeiter getrieben werden, denn trotz frühzeitiger Bestellung und unzähliger Erinnerungen war man überall im Stich gelassen, und es wurde noch an den Guirlanden und Festons gehämmert, als die Leute sich schon vor dem Theater versammelten. — „Endlich war Alles vollendet" heißt es im Theater-Diarium, „die Musik begann, das Vorspiel nahm seinen Lauf und wurde beifällig aufgenommen." Als aber am Schluß desselben sich die Hinterwand erhob, als das Gemälde Raphaels, der Parnaß in lebenden Figuren sichtbar ward und einen wirklich entzückenden Anblick gewährte, brach der Beifall laut hervor. Der Prinz von Homburg ging im Ganzen recht gut; in einzelnen Scenen war die Aufführung beinah vollkommen. Das Publikum beklatschte die Hauptmomente, rief aber Niemand heraus, das Haus war nicht übermäßig besetzt und im Allgemeinen war dieser Eröffnungstag nicht geeignet die gehabte Mühe zu belohnen, oder neuen Muth anzufachen.

Auch in den folgenden Aufführungen zeigte sich der Antheil des Publikums leider nicht besonders ermuthigend, die Vorstellungen waren nicht stark besucht, die Zeichen der Anerkennung schwach, effectvolle Abgänge wurden bisweilen beklatscht, sonst gab man keiner feinen Nüance, keinem durchdachten Spiele besondern Beifall zu erkennen. „Für mich", fügt Immermann diesen Beobachtungen hinzu, „der ich die Sache um ihrer selbst willen treibe, und nie auf die wohlwollende Wärme der Menschen ein Calcül gegründet habe, ist dies freilich nicht wesentlich; aber nicht so ist das der Fall

hinsichtlich der Schauspieler, die offenbar durch die Kälte des Publikums niedergehalten werden, und schon viel freier und lebendiger sein würden, wenn nicht die leisen Hauche, deren sie mächtig sind an den gefrornen Gesichtern ihnen gegenüber gleichfalls gefroren niederfielen. — Die Geschwister von Goethe, die in der Theaterprobe vortrefflich gegangen waren, blieben bei der Aufführung wesentlich hinter jener Probe zurück, was zum Theil darin seinen Grund hat, daß in derselben die Spielenden an meinem Gesichte sehen konnten, daß jeder gefühlte Accent anschlug, bei der Vorstellung dagegen wieder Alles in edler, stiller Haltung empfangen wurde". Als zweite Oper sollte der Oberon gegeben werden, und es wurden für denselben viele Anschaffungen verlangt; zum Theil so spät, daß die Herstellung mancher Dinge gar nicht auszuführen war. Immermann bewilligte Alles was möglich, und den Kräften der Bühne gemäß war; aber theils traten ihm wirklich von dem klingenden und singenden Theil der Bühne viel Prätensionen, Dünkel und Grillen entgegen, theils war die „Musik mit ihrem Silberklang" doch nicht eigentlich sein Element, und der Unmuth über die Oper und ihre Kosten mehrte sich unverkennbar in ihm. Das Härteste stand jedoch von dieser Seite noch bevor, denn am Abend der Oberon-Aufführung, also kaum vierzehn Tage nach der Eröffnung der Bühne erklärte ihm Mendelssohn, daß er sich von den Geschäften der Intendanz befreit zu sehen wünsche, weil seine Gesundheit und seine übrigen Arbeiten darunter litten. Zwar hatte er in der jüngsten Zeit wiederholt geäußert, daß ihn das Theater niemals interessirt habe, und daß er demselben nur um Immermann's Willen beigetreten sei; dennoch war dieser völlig durch die Mittheilung überrascht. Aber Mendelssohn's Vorsatz stand ganz fest, und in einer Versammlung des Verwaltungsraths am 10. November kündigte er denselben an, indem er zugleich vorschlug, das laufende Repertoir durch den Musikdirector Julius Rietz ausführen zu lassen, und das Ver-

sprechen gab in Zukunft noch einzelne Opern zu dirigiren. — Der Verwaltungsrath genehmigte diesen Antrag und damit war das geistig künstlerische Zusammenwirken Immermanns mit einem befreundeten Talente, das ihm so reizend erschienen war, das gemeinsame Ringen und Schaffen, worauf er sich lange gefreut hatte, zu Ende. Emil Devrient bezeichnet den Grund dieses raschen Bruches in seiner Geschichte des Theaters in wenigen treffenden Worten: „Immermann's herbe und eisenstirnige Natur und Mendelssohns verwöhnte Reizbarkeit stießen zusammen. Immerman war gewohnt, allen Widerstand zu besiegen, Mendelssohn keinen zu ertragen". —

Die Anziehungskraft, welche Mendelssohns Persönlichkeit und seine Leitung der Oper hatte geben, und wodurch er diese zu einer wichtigen Unterstützung des Unternehmens hatte machen sollen, war nun verloren; es war Glück genug, daß Julius Rietz voll Talent, Fleiß und Eifer für die eigentlich musikalischen Leistungen eintrat.

„Aber statt der Freude", schreibt Immermann, „wurde mir nun die Last mich um ein mir ganz fremdes Gebiet bekümmern zu müssen, damit nur das Gebäude nicht schon während des Aufbaues zusammenstürze. Zur Direction des Schauspieles hatte ich mich anheischig gemacht, die Oper fiel mir als herrenloses Gut daneben zu, mir, der ich auf solche Erwerbung durchaus nicht gefaßt war. Indessen hatte ich keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen. Der Tag drängte den Tag, ja die Minute die Minute. Ein solches Geschäft hat, zumal im Beginn einer Anstalt, eigentlich kein Ende; es würde immer noch zu thun geben, auch wenn die Stunden ihre Dauer verdoppelten. Bald lag das Erlebte hinter mir, und zugleich trat ein neues Verhältniß in die Lücke, wodurch ich mannigfach beschäftigt und angeregt wurde, der Düsseldorfer Bühne aber ein Antheil zuwuchs, frisch, herb, seltsam, wie ihre Jugend selbst. Unerwartet empfing ich nämlich an einem Tage, der abwechselnd

Sturm, Sonnenblicke und Schneegestöber brachte, sich also zur Einleitung der nachfolgenden Verhältnisse wohl eignete, von Grabbe aus Frankfurt einen Brief, worin er mir den Bruch seiner Verhältnisse und seine Noth anzeigte, sagte, daß er nach Düsseldorf kommen wollte, und mich um Hülfe ansprach".

Es ist bereits einer Begegnung Immermann's mit Grabbe Erwähnung geschehen, welche in Westphalen durch einen gemeinsamen Bekannten herbeigeführt war, und wir mögen uns erinnern, daß das sonderbare Auftreten des begabten, aber in allen seinen Aeußerungen excentrischen Menschen Immermann's Theilnahme erregt hatte, so wenig eine solche Natur Neigung hervorrufen konnte. Seit jenem halbstündigen Zusammensein war weder Wort noch Brief gewechselt worden, und es erschreckte Immermann der Gedanke nicht wenig, zu allen ihn fast überwältigenden Obliegenheiten neue Verwickelungen herbeizuführen, die das Gefolge des Heimathlosen, Unstäten zu sein pflegen. — „Alle Zweifel und Bedenklichkeiten mußten jedoch vor der Betrachtung der Noth weichen, in welcher sich ein Talent und eins von den wahrhaften befand", fährt Immermann fort. „Was ich konnte, sagte ich ihm in meinem Antwortschreiben zu, nämlich Bezahlung der Miethe, Beschäftigung durch Schreibarbeit und meine Vermittelung, ihm für seine Sachen einen Verleger zu schaffen. Hierauf kam er Anfangs December an. Ich traf ihn durch einen Zettel von seinem Hiersein unterrichtet, im Hemde auf einer kalten Stube in einem Hotel, und werde nie unsre erste barocke Entrevue vergessen. Er kam mir geradezu vor, wie ein Mensch, welcher vom Monde auf die Erde gefallen ist, oder wie der gemischte Metallkönig im Märchen Goethes.

„Nachdem ich ihn in seinem Quartiere installirt hatte, verhinderten mich meine Geschäfte während einiger Tage ihn zu sehen. Als ich mich wieder nach ihm umthat, hörte ich von der Wirthin gewaltige Klagen über seine Völlerei, und sah in

seinem Zimmer leider das Corpus delicti, nämlich das große Rumglas, welches er täglich unglaublich oft leerte. Ich las ihm nun gehörig den Text und erklärte, daß ich mich von ihm zurückziehen müsse, wenn er den Rum nicht ließe. Er hörte diese Strafpredigt wie ein Kind an, versprach Gehorsam und genießt seitdem nichts als Bier, freilich auch in gewaltigen Quantitäten. Um ihm eine Zerstreuung zu verschaffen, gab ich ihm ein Freibillet in's Theater, von welchem er auch fleißigen Gebrauch macht. — Seine Briefe, deren er in der Woche mehrere an mich zu schreiben pflegt, enthalten die barockften Einfälle, aber auch die klügsten, wahrsten Gedanken. Ein Urtheil im Ganzen über ihn zu fällen, ist sehr schwer. Er kommt mir vor wie der westfälische Bauer par excellence, scharfsinnig, einfach, urgermanisch, geradezu auf das Rechte losgehend, aber auch sehr roh, vielleicht sogar undankbar."

Es konnte Immermann's scharfem Blick nicht lange verborgen bleiben, daß er es mit einer Natur in Trümmern zu thun habe. Zwar nennt er diese Trümmer Granit und Porphyr, und ihre Größe schien ihm selbst in dem zerfallenen Baue sichtbar; aber so lebhaft der Verkehr beider Männer während der nächsten sechs Monate war, und so viel Anregung er Immermann bot, so war ihr Wesen doch zu verschieden, als daß sie hätten Freunde werden können.

Grabbe gehörte zu den Ersten, welche die Eigenthümlichkeit der werdenden Bühne begriffen; er erkannte, worauf es Immermann ankam, und welche Mittel er wählte seine Ueberzeugung durchzuführen. Während des Winters schrieb er für ein Lokalblatt verschiedene Kritiken über einzelne Aufführungen, die nachher nebst einem Aufsatz über die Düsseldorfer Bühne im Allgemeinen, als ein eignes Heft erschienen sind. Er wünschte und verlangte damals Nichts, als sich Immermann nützlich zu zeigen; später veränderte sich aber diese Stimmung

und Grabbe ging Wege, auf denen Immermann ihm nicht folgen konnte.

Einige Jahre nach Grabbes Tode hat Jener in dem Taschenbuch dramatischer Originalien unter der Ueberschrift: „Bruchstück dramatischer Erinnerungen", eine Charakteristik des unglücklichen Dichters, wie eine Geschichte seines Verhältnisses zu ihm gegeben, und durch eine Reihe Briefe und Zettel von Grabbe vervollständigt, die lebendig in das „unruhige und reizende Quirlen jener Tage" einführen. Grabbe war damals Immermann dankbar für die materielle und mehr noch geistige Hülfe, die dieser ihm gewährte, wie es anfangs schien, nicht ohne Erfolg; aber seine zerrüttete Natur ertrug nicht lange die Anstrengung, durch welche es ihm allein möglich war, sich aufrecht zu halten. Als Immermann nach einer längeren Abwesenheit im Herbst 1835 wieder mit ihm anknüpfen wollte, fand er ihn sehr verändert, körperlich verfallen und geistig abgeschwächt. Grabbe entzog sich sichtlich seinem Einflusse, versaß einen Theil seiner Tage im Wirthshause, und sah mit ruhiger Sicherheit bei zunehmender Schwäche seinem Tode entgegen. Die Theaterkritiken, welche er in dem zweiten Winter seines Düsseldorfer Lebens schrieb, zeugen von enger Verdrießlichkeit; gegen den darauf folgenden Herbst verließ er still, ohne Abschied zu nehmen Düsseldorf und ist bald darauf in seiner Heimath in einem Alter von noch nicht 35 Jahren gestorben.

Auch Immermann's Verfahren gegen Grabbe gehört zu den Dingen, über welche er fälschlich bescholten und in das Journalgeklätsch gezogen ist, so edel und rein er sich gegen einen Mann zeigte, dessen ganze Natur der seinen unsympathisch war. Man hat sich nicht gescheut ihm nachzusagen, daß er Grabbe herbeigezogen, um eine rühmende Stimme für sein Theater zu gewinnen und ihn dann genöthigt habe, zu seinem Unterhalte Rollen abzuschreiben. Thatsache ist allerdings, daß Grabbe einst während einer Unpäßlichkeit aus dem Bedürfnisse nach einer

mechanischen Arbeit Töpfers Hermann und Dorothea abschrieb, jedoch ist diese Copie die Einzige, die er in dieser Weise und zwar auf dringendes Begehren seinerseits geleistet hat. Thatsache dagegen ist ferner, daß Immermann Alles was er konnte, und wir dürfen sagen mehr als seine Lage gestattete, zu Grabbes Unterstützung that und zwar wie seine gleichzeitigen Briefe zeigen, von vorn herein mit dem Bewußtsein, daß diese wilde Natur ihm viel Verdruß und Noth machen werde. Er hielt es einfach für seine Schuldigkeit, ein so ausgezeichnetes Talent nicht hülflos zu verlassen, wenn es sich vertrauend an ihn wandte. Er hat sich nie dessen gerühmt und nie dem Unglücklichen nachgetragen, daß er sich in der letzten Zeit ihres Zusammenlebens nicht gut gegen ihn zeigte. Und über seinem Grabe hat er ihm in dem Aufsatze, den wir erwähnten, ein Denkmal gesetzt; „kein in das Allgemeine verschönertes, denn damit wäre ihm wenig gedient, sondern ein ikonisches, wie die Griechen es den Kämpfern setzten, die sie besonders ehren wollten". —

Seitdem das Theater eröffnet war und die bisherigen Anstrengungen Immermanns ihm sichtbare Früchte trugen, wurde die Arbeit, wenn nicht geringer, doch erquicklicher. Zwar blieb der Theaterbesuch im Ganzen mäßig, doch überstiegen die Einnahmen die Ausgaben und die pecuniären Verhältnisse schienen sich befriedigend zu gestalten. Alle empfänglichen Naturen empfanden die Wirkung der poetischen Kraft, welche die Darstellungen trugen, und noch größer war der Einfluß, den Immermann auf die Mitwirkenden gewann.

In dem Repertoir sah er sich freilich bisweilen durch das Andringen der Schauspieler, deren guten Willen er für seine höheren Zwecke erhalten mußte, zu Concessionen genöthigt, die ihm nicht leicht waren. „Ich komme mir dabei vor wie ein

Wandersmann", schreibt er, „welcher sein Reiseziel recht gut kennt, aber sich unterweges denn doch die mitunter etwas schmutzigen Pfade von allerlei Leuten zeigen lassen muß, auch genöthigt ist, da und dort in dürftigen Kneipen auszuruhen. Ich reflectire gar nicht über meine Lage, sondern der Tag verdrängt den Tag und jede Stunde legt die abzumachende Arbeit vor. Wenn ich nur so viel Besinnung behalte, um zur geeigneten Stunde rückwärts zu schauen und zu überschlagen, ob denn überall bei der Sache etwas herauskommen kann." Bald wurden in der Oeffentlichkeit einige ermunternde Stimmen über die Leistungen der Bühne laut. In der Theaterchronik erschien eine anerkennende Besprechung derselben, ein Düsseldorfer Lokalblatt lieferte günstige Urtheile, Schnaase schrieb eine Recension über Minna von Barnhelm, an der Immermann Freude haben konnte, kurz es gab manche Erquickungen auf dem sauren Wege.

Eine der ersten bedeutenden Aufgaben der jungen Bühne war der Macbeth, den Immermann anfänglich nach der Tieckschen Uebersetzung geben wollte. Aber als er erwog, daß für den Vers derselben den Schauspielern noch die Zunge, dem Publiko das Ohr gebrechen werde, entschied er sich für die Schillersche und legte nur die Hexenscene aus der Tieckschen Uebersetzung ein. Diese Vorstellung rief denn auch die ersten Zeichen allgemeiner Theilnahme im anwesenden Publiko hervor.

Manche Mühe brachte darauf der Beersche Struensee, der zu Anfang des December gegeben und in Erinnerung an den befreundeten Dichter mit besonderer Sorgfalt einstudirt wurde, leider aber keine bedeutende Wirkung hervorrief. „Es fehlt", sagt Immermann, „dem Stück eine rechte Spitze. Die Intrigue unterhält bis zum vierten Act; aber im fünften, wo die eigentlichen poetischen Trümpfe ausgespielt werden müßten, macht sich der Mangel einer recht fruchtbaren Idee kund. Das Sterben für einen modernen Liberalismus ist nicht genügend für die dramatische Wirkung".

Daß am 8. December eine dramatische Kleinigkeit und lebende Bilder ein sehr volles Haus machten, empfand Immermann zwar als Intendant in Betreff der Kasse sehr angenehm, aber es verdroß ihn doch, „daß Manche, die sich von den eigentlichen Gerichten, die man im Hause vorgesetzt, aus thörichtem Pietismus und falscher Vornehmheit eckel abwendeten, solche Schaumpuppen und hors d'oeuvres nicht verschmähten". — Ohne Nutzen schienen ihm übrigens diese Kunstspielereien nicht, „die in den Schauspielern den Sinn für die Gruppe und das Plastische erwecken, woran es ihnen sonst so sehr gebricht, daß sie denken, wenn sie nur hübsch durcheinanderlaufen, oder die Glieder verrenken, so ist es gut".

In den Weihnachtstagen wurde fleißig für den Hamlet probirt, der am 28. December in Scene ging und nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, mit nur geringen Fehlern, gut und tüchtig herauskam. Es war eine Darstellung, die Immermanns Weise nicht nur durch das Arrangement und die Bearbeitung kennzeichnete, sondern von der er in seinen Gedenkblättern „zur Steuer der Wahrheit bemerkt, daß Alles, was gelungen, von ihm eingelernt worden ist, und daß die Sache vor seiner Pädagogik ein ganz anderes und rohes Ansehn hatte". — Das Haus war sehr voll und es herrschte von Anfang bis zu Ende die größte Theilnahme.

„Wäre man nun ein Meister in Stein und Erz, so könnte man sich auf dieses Werk eine Zeitlang stützen", so schreibt Immermann am Schluß des Jahres. „Da man aber in dem allervergänglichsten Stoffe arbeitet, so weiß ich nicht, welche Schwierigkeiten vielleicht in diesem Augenblicke schon wieder auf mich warten". „In Bereitschaft sein ist Alles", sagt Hamlet, „und ein Theaterintendant muß auf dieser Welt nicht blos für jene Ewigkeit, sondern was oft schwerer ist, auch für diese Zeitlichkeit unausgesetzt auf der Hut sein".

Diese Nothwendigkeit legte Immermann in dieser Zeit ein

großes Opfer auf. Am 28. December feierte Ferdinand seine Hochzeit und es war dem Bruder unmöglich, bei dem Feste persönlich gegenwärtig zu sein. „Jede Entfernung von einigen Tagen würde jetzt, wo ich mich stündlich wie der kommandirende General in der Schlacht befinde, verhängnißvoll werden und geradezu pflichtwidrig sein", schreibt er. „Nur diese absolute Unmöglichkeit hält mich ab, sonst würde mich Winter und Weg nicht schrecken."

Gegen den November waren die vier ersten Bände von Immermanns Schriften erschienen nach damaligen Anforderungen in eleganter Ausgabe. Sie bestanden aus den Gedichten, dem Reisejournal und einigen kürzeren Reiseblättern, dem Alexis und der Verschollenen, dem Merlin und Hofer. Nach verschiedenen Seiten versendet, liefen nur von einigen Freunden Briefe ein, welche eine lebendige Rückwirkung bekundeten, und auch die öffentliche Kritik beeilte sich weder in Lob noch Tadel etwas zu äußern. Am regsten zeigte sich Ferdinands Theilnahme, und hatten sich die Ansichten der Brüder nicht recht über das Theater einigen können, so verstanden sie einander in der Poesie völlig.

Die Bekanntschaft einer jungen Gräfin R., welche in diese Zeit fällt, machte vielleicht um so mehr Eindruck auf Immermann, als sein Leben sonst kaum aus dem Bereich der Bretter heraustrat und aller Freundesverkehr nur sparsam genossen wurde. Sie zeigte sich als enthusiastische Freundin des von Immermann gestifteten Theatralischen und sprach ihr Interesse an seinen Dichtungen so wahr und einfach aus, daß, wie er sagt, „sein altes Herz einmal wieder eine angenehme Wärme fühlte von einer schönen Frau liebenswürdig behandelt worden zu sein", und er ihr seine Schriften mit folgenden Versen sandte:

Den Zauberspiegel giebts hienieden,
Der alles Irdische verklärt,
Den kleinsten Punkt mit stillem Frieden
Zu einem vollen Bilde mehrt.

In seiner klaren Tiefe zeigen
Sich alle Knospen aufgeblüht,
Ich will den Namen nicht verschweigen,
Der Spiegel ist ein hold Gemüth.

Er schuf zum Garten, reich an Pflanzen,
Was hier im ersten Keime sprießt,
Weil in dem Fertigen, im Ganzen
Ein schönes Herz sich nur genießt.

Drum, wenn zur Reis' in fremde Lande
Sich ein Begleiter dir erbeut,
Der in des Irrthums strengem Bande
Wie oft geseufzt, wie oft bereut;

Dennoch wird er durch Berg und Thäler
Mitwandern dürfen unverzagt,
Weil keinen seiner tausend Fehler
Der reine Spiegel wiedersagt.

Die wenigen Stunden der Muße, die ihm wurden, benutzte Immermann treulich, um sich bei guter Lektüre auszuruhen und zu sammeln, und es gelang ihm sogar noch im Anfang des Winters Notizen über das Gelesene zu machen. — Neben neuen leichteren Sachen deutscher und französischer Literatur referirt er über einige Lebensläufe des Plutarch, sieht Goethe in seinem amtlichen Verhältnisse von Vogel durch, und findet den großen Dichter wahrhaft erbaulich in seiner Thätigkeit, in der er es ihm wohl möchte nachmachen können. Als er darauf auch den letzten Band des Goethe-Zelterschen Briefwechsel gelesen, überwog ihm der grenzenlose Vortheil, den diese Er-

scheinung ihm fortwährend stiftete, alle kleinen Verdrüße, welche die Flecken dieser Sonne wohl in ihm hervorgerufen hatten, weit. „Einmal", sagt er, „hat uns doch das Geschick ein deutsches Genie zeigen wollen, welches nicht in Erbärmlichkeiten sein Leben verkümmern mußte, sondern dem das Glück harmonische Fülle und Rundung gab, und es gewährt uns sein Gesammtdasein den Trost des Alterthums, an dessen Ganzheit wir auch immer wieder unsre Augen stärken, wenn sie die modernen Wirbel und Confusionen müde gemacht haben. Daß er Aristokrat und stolz geworden, wer will es ihm übel nehmen? Wer wird es nicht, der mit der Masse zu thun gehabt hat?"

XXIII.

Fortgang des Theaters. Rücktritt in den Justizdienst. Fest für den Kronprinzen.

1835. 1836.

An der Schwelle des Jahres 1834 haben wir Immermann unter dem Drucke schwerer Krankheit gesehen, beim Ausgange desselben finden wir ihn in der rüstigsten Thätigkeit; aber von einer Arbeit hingenommen, welche ihn den eigentlichen Aufgaben des Dichters zu entfremden schien, und sein Leben, das bisher am reichsten aus der Stille der Betrachtung hervorquoll, in einen wahren Strom äußerer Unruhe warf. Doch werden wir sehen, daß er in den umfluthenden Wogen den geistigen Halt nicht verlor, und sich die Sehnsucht und Fähigkeit erhielt, sich durch stille Einkehr in sein eigenes Wesen immer wieder zu sammeln. Mitten in dem buntesten Treiben erquickte ihn ein Traum, den er also in seinem Tagebuche niederschrieb: „Während dieser unruhvollen Monate hatte ich wenigstens einmal einen ernst-tröstlichen Traum. Nämlich mir träumte, man lege im Grabe sein Fleisch ab, wie des Abends beim Schlafengehen seine Kleider. Es war dies kein schales Gleichniß, sondern ich hatte wirklich das Gefühl davon, als wenn meine Seele die heiße, drückende Last des Fleisches abstreife und sich in einem kühlen, reinlichen Elemente ausstrecke. Und so merke ich denn, daß die guten Engel auch in diesem Trouble nicht von mir

ablassen, sondern mir immer von Zeit zu Zeit mit den weißen Händen über die Stirn fahren."

Das Theater nahm in den ersten Monaten des Jahres 1835 Immermanns ganze Zeit in Anspruch. In der Familiencorrespondenz findet sich eine große Lücke, von schriftlichem Verkehr mit den Freunden fehlt alle Spur, und die dürftigen Notizen des Tagebuches enthalten nicht die geringste Andeutung über sein persönliches Leben außerhalb der Coulissen. Nur das Theaterdiarium führte er mit großer Treue, und es zeigt uns, daß er Tag für Tag Proben leitete, Stücke einrichtete und sich für das Gelingen der kleinsten Dinge interessirte. Sobald eine Aufgabe gelöst war, lenkte er den Blick auf eine neue, sie frisch und muthig zu ergreifen, und gab sich in seinen Aufzeichnungen über Alles Rechenschaft, das Technische und Praktische der Sache besonders beachtend.

Es war kein geringes Wagniß, daß das Repertoir gleich nach dem Erfolg des Hamlet mit kühnem Sprunge den Tieckschen Blaubart in Aussicht stellte. Auch zeigten sich die Vorbereitungen so schwierig, daß Immermann die Aufführung einige Monate hinausschob, und sein Augenmerk zunächst auf einfachere Darstellungen richtete. Mit Vorliebe studirte er die Zeichen der Ehe ein, weil ihm das feine Lustspiel noch von den Aufführungen der Goethe-Weimarischen Truppe her in guter Erinnerung war. „Eigentlich," heißt es im Journal, „sind diese Stücke zwar für unsere jetzigen Schauspieler zu fein, sie erfordern den Ton der feinsten Welt, der Dialog ist so zu sagen nur punktirt: und ein elegantes stummes Spiel muß den Zwischenraum der leisen Indicationen auszuführen wissen. Dies verstanden die Weimaraner vortrefflich; unsere Schauspieler fühlen dagegen in diesen Sachen eine gewisse Leere und Haltlosigkeit, und in ihrer Noth greifen sie dann in der Regel zu starken Mitteln, welche jene Gebilde, die nur so zu sagen ein Hauch sind, nicht vertragen können."

Ende Januar, als die Finanzen des Theaters so gut standen, daß tausend Thaler zurückgelegt werden konnten, ließ Immermann die Einnahmen und Ausgaben, die das Schauspiel gehabt, mit denen der Oper vergleichen. Das Resultat war so ungünstig für letztere, daß seine Verstimmung gegen die Oper, von welcher ihm mancher Verdruß bereitet wurde, sich noch steigerte. Er war zu sehr gewohnt, Alles durchsetzen zu können was er sich vorgenommen, um mit Billigkeit die Hindernisse anzuerkennen, mit denen der Operndirigent zu kämpfen hat, der von den wirklichen und willkürlichen Indispositionen einer Sängerkehle abhängt. Auch war er weit entfernt, den Rücktritt Mendelssohns verschmerzt zu haben, da dieser nicht einmal an sein Versprechen zu denken schien, einige Opern zu dirigiren, und nur bisweilen auf ihm empfindliche Weise Rietz beistand wo dieser sich im Widerspruch mit Immermann fand.

Seit den Zwistigkeiten im November hatte er Mendelssohn nicht wieder gesprochen. Das that ihm weh, denn als dieser seine Mitwirkung an der Bühne aufgab, schien er mit Immermann in dem Wunsche zusammenzutreffen, daß diese Wendung der Dinge keinen störenden Einfluß auf ihr bisheriges freundschaftliches Verhältniß ausüben möge. Immermann hatte auf die Freuden einer unverletzt gebliebenen Verbindung gehofft, wenn die erste Verwirrung vorüber sein werde, nun schien sich diese Hoffnung als ein Irrthum zu erweisen. Da fühlte er sich endlich von der alten Freundschaft getrieben, sich nochmals schriftlich an Mendelssohn zu wenden, in Worten, in denen sich zwar männlicher Stolz, aber auch sein warmes Herz auf die innigste Weise aussprach. Nachdem er das Verlangen nach einer Annäherung einfach und herzlich ausgesprochen hatte, suchte er den Grund der bisherigen Entfernung in folgenden Worten zu beseitigen: „Bei Mißstimmungen über Dinge und Umstände bemächtigt sich unsrer wohl ein Gefühl der Verlegenheit, ein Unbehagen, welches uns den Schein der Kälte,

ja der Abneigung geben, und Hand und Fuß fesseln kann. Es ist möglich, daß nur dieses hindernd zwischen uns gestanden hat; ja ich muß es sogar voraussetzen, denn ohne diese Voraussetzung würde ich gewiß nicht an Dich schreiben. Ist es nun so, so kann ich Dir die Versicherung geben, daß wenigstens meinerseits nichts geschehen wird, was dieses Gefühl des Unbehagens bei einem persönlichen Zusammentreffen irgend nähren oder steigern könnte. — Geschehene Dinge sind geschehen und nicht zu ändern. Die Aussicht, durch einige Engagements bald aus der herben Verlegenheit befreit zu werden, in welcher ich mich in den letzten Monaten freilich habe abmühen müssen, hat meine Empfindung gemildert und beruhigt, so daß ich mich frei und leicht gestimmt fühle.

„Es ist so die moderne Weise, eine schöne Gleichgültigkeit in allen Dingen, welche Gemüth, Neigung, Herzliches betreffen, zu haben, oder wenigstens zu affectiren. Was mich angeht, so strebe ich nicht nach solchem Ruhm, werde vielmehr nie mich schämen, einzugestehen, daß mir der Verlust eines Freundes äußerst bitter ist. Du kamst mir mit schönem Vertrauen entgegen, Deine Neigung begleitete mich erquickend, unmöglich kann ich glauben, daß das Alles Dir kein rechter Ernst gewesen sei.

„Die Absicht dieser Zeilen ist eine ganz einfache, nämlich zu erfahren, ob Du noch etwas mit mir zu thun haben willst, oder nicht? Auf etwas Conventionelles, auf einen Schein kommt es mir bei Dir nicht an. Hast Du Dich während dieser drittehalb Monate wohl ohne mich befunden, kein Verlangen nach mir gehabt, so wäre es ein Irrthum und eine uns Beiden verderbliche Thorheit, mit mir wieder anzuknüpfen, Du wirst dann ferner ohne mich fertig werden können. Ist es aber anders bei Dir, ist Dir, wie mir zu Muthe gewesen, so komme vertrauensvoll wie sonst, zu mir. Ich glaube zwar eigentlich nicht, daß es noch einer solchen Versicherung bedürfe, indessen will ich sie

doch hier noch geben, nämlich, daß ich nach den stattgehabten Vorfällen und von Dir ausgegangenen Erklärungen Dein Verhältniß zur hiesigen Bühne als für immer gelöst betrachte und weder selbst den Versuch machen, noch durch Andere machen lassen werde, Dich wieder mit Dingen in Berührung zu bringen, die Dir nicht zusagen. Du kannst also in dieser Beziehung, wenn Du mit mir umgehst, völlig ruhig sein.

„Wie viel mir an Dir liegt, ersiehst Du aus diesem Briefe. Auf der anderen Seite weißt Du auch, daß ich um Niemandes Liebe bettle, und meine Neigung zu gut halte, um Jemandem nachgeworfen zu werden, der ihrer nicht achtet. Ein höheres Gefühl und eine zarte Pflicht haben mich getrieben, an Dich zu schreiben, ich wünsche und hoffe, daß in Dir eine edle Bewegung entstehen werde, bin indessen auch gefaßt auf Deine Einbuße, über welche dann die Mächte, die bisher mein Leben geschirmt haben, mir auch hinaushelfen werden."

Ein Besuch von Mendelssohn war die unmittelbare Folge dieses Briefes, man reichte sich die Hand, man hoffte gegenseitig sich wieder gewonnen zu haben; aber es war leider ein schöner Schein. Die bösen Geister, welche die Theaterwirren hervorgerufen hatten, waren nicht wieder zu bannen; bald traten in einer Sitzung des Verwaltungsraths abermals Differenzen auf, heftiger als zuvor, und diese führten den völligen Bruch eines Verhältnisses herbei, das für Immermann Jahre hindurch beglückend gewesen war. Erst die Zeit sänftigte die Erbitterung und stellte in Beiden das Bild des Gegners rein wieder her. Hätte ein günstiges Geschick sie später noch einmal zusammengeführt, so hätten sie einen neuen Bund geschlossen; aber erst über Immermanns Grabe reichte Mendelssohn dessen Wittwe die Hand und sprach den innigen Schmerz aus, den er empfunden, als der Tod die Hoffnung zerstört hatte, versöhnt dem Freunde noch einmal in's Auge zu schauen. In Immermanns heftigem, aber stets der Versöhnung zugeneigtem Ge-

müth hatte „die Liebe, die allein Leben ist, auch längst alle anderen Gefühle überwunden," und er hatte oft den Gedanken in sich bewegt, sich Felix auf irgend eine Weise wieder zu nähern.

Eine Mustervorstellung war am 25. Februar die der Stella, die mit vieler Sorgfalt vorbereitet war, und in der Alles vortrefflich in einander griff. Immermann hatte das Stück in drei Akte zusammengezogen, wodurch der Effect sehr gewann, da die Stimmung mehr zusammengehalten wurde. O. L. B. Wolff aus Jena und L. Bechstein wohnten der Wiederholung dieser Vorstellung Ende Mai bei, und der Bericht des Ersteren über dieselbe zeigt, was Immermann damals schon erreicht hatte. „Jeder," heißt es in demselben, „stand an seinem Platze und that redlich und natürlich seine Pflicht; Keiner suchte sich vorzudrängen und durch Uebertreibung oder Künstelei auf Effect hinzuarbeiten. Daher verfehlte denn auch die unbedeutendste Stelle ihre Wirkung nicht, und die Zuschauer hatten in jeder Hinsicht einen reinen und unverkümmerten Genuß."

Am 1. April konnte wieder etwas Bedeutendes geliefert werden; König Johann kam zur Aufführung. Dieses Gedicht übte, ungeachtet des Marionettenartigen der politischen Verhandlungen in den ersten Akten, einen großen Reiz aus, durch die Klarheit der Handlung und die Einfachheit der Motive. „Ich habe es mit vieler Freude gesehen," schreibt Immermann. „Wundersam ist die Stellung, welche Shakespeare dem Könige gegeben hat. Obgleich er vor unsern Augen eigentlich immer nur sich schwach und schlecht zeigt, so genießt er bei Andern doch große Liebe und Achtung, der Zorn der Großen auf ihn ist nur vorübergehend und der tüchtigste Charakter, der Bastard, ruft ihm die verehrendsten Worte nach. Ferner wird sein Tod trotz aller Schmerzen doch durch das Singen recht eigentlich

verklärt. Der Gesang wurde hier auch gemacht, erst vor der Erscheinung des Königs hinter der Scene, und dann bei seinen Endworten.

„Dann ist, was Du hier siehst, nichts als ein Schatten
Und Abbild des zerstörten Königthums.“

Sie wurden wie ein leiser Choral gesungen und machten eine große poetische Wirkung.

Am 20. und 21. April berichtet das Theaterjournal über die Aufführung der beiden ersten Theile des Alexis. „Ich hatte dieses schwierige Werk so früh zur Darstellung befördert, weil man nicht wissen kann, wie lange die hiesige Bühne besteht, und es dann doch gut ist, ihn einmal gesehen zu haben.

„Die beiden Theile wurden natürlich an zwei Abenden hintereinander gegeben, und es war eine gewaltige Arbeit, diese zehn Akte in die Scene zu setzen. Die Hauptschwierigkeit, welche sich bei dem Geschäfte zuerst aufthat, war, daß fast alle Rollen sich als Charakterrollen zeigten, und eigentlich keine in der hergebrachten Bühnenweise zu spielen war. Eine fernere Schwierigkeit lag in dem Lakonismus der Expositionen und der historischen Töne, so daß die Schauspieler nun wieder gezwungen waren, von ihrer Gewohnheit abzuweichen, und diese Dinge mit einer Präcision vorzutragen, welche dieselbe allein für die Zuschauer verständlich machen konnte.

„Dies waren die wahren Schwierigkeiten. Alle übrigen, welche Directionen und Intendanzen aus dem Scenischen hervorgesucht haben, ließen sich bei dem ernsten Angriffe der Sache nicht entdecken.

„Indessen sind auch jene zu überwinden gewesen. Die Darstellung des ersten Theiles hatte noch hin und wieder etwas Unsicheres, Unfertiges, Ueberladenes; die Aufgabe war für die Darstellenden noch zu neu; doch ging Alles im Ganzen mit Geist, Kraft und Energie vorwärts. Im zweiten Theil war

Alles zu Hause und diese Vorstellung rollte mit einer Kraft und Gewalt ab, wie man gewiß selten ein dramatisches Werk reproducirt sieht. Ich kann sagen, daß ein Jeder darin mit Begeisterung spielte, man mußte diese Vorstellung eine vollkommene nennen. Die todte Form, an welcher der lebendige Czar zerbricht, gewann durch charakteristische Darstellung des Tolstoi selbst ein furchtbares Leben.

„Der Effect auf die Zuschauer war denn so, daß der erste Theil wie ein Prolog wirkte; sie in Spannung und Aufmerksamkeit erhielt, der zweite Theil aber sie fortriß. In diesem Theile wechselten nur die untrüglichen Zeichen der vollendeten Wirkung ab, nämlich Todtenstille und lebhafter Applaus. — Manche trüben Zweifel, welche die Vernachlässigung meiner Arbeiten Seitens der sogenannten realen Bühne hervorgebracht hatte, sind durch die Aufführung des Alexis und durch die des Hofer im vorigen Jahre niedergeschlagen worden. Ich weiß nun, daß diese Stücke dem deutschen Theater angehören und über kurz oder lang ihren Gang über dasselbe nehmen müssen, wie man sich auch dagegen sperren mag."

Gleich nach der Aufführung des Alexis wurde Immermann von einer heftigen Augenentzündung befallen, die ihn für acht Tage in eine friedliche Abgeschiedenheit vom Getümmel der Bretter versenkte, und ihn seinen Geburtstag in der Dunkelheit seines verhangenen Zimmers ganz still und einsam verleben ließ. That die Ruhe ihm auf der einen Seite sehr gut, so führte sie doch allerhand Betrachtungen herbei, die nicht leichter Art waren. „Ich habe in diesem Winter Manches zu erdulden gehabt," schreibt er kurz nach seiner Genesung an Ferdinand, „was die grauen Haare an den Schläfen nicht vermindert hat. Gearbeitet habe ich wie ein Pferd, und der geistige Erfolg ist ein sehr großer gewesen. In der Führung der Bühne gehe ich ohne Reflexion, Menschenfurcht, Hoffnung und Wunsch, lediglich einer inneren geistigen Nothwendigkeit folgend, vorwärts. Da

ich ganz frei zu derselben stehe, so wüßte ich Nichts, was mich einengen könnte. Ob die Sache bestehen bleibt, ist eine andre Frage. Die Stadt ist zu klein, und unter den Menschen ist nur ein kleiner Theil, denen so eine Bühne eine schöne Erinnerung für ihr ganzes Leben bleiben wird. Viele thun zwar noch so, als ob sie mich und mein Werk verehrten, au fond bin ich ihnen aber wohl eigentlich schon unbequem. Immerhin, das Düsseldorfer Theater falle, so fällt es wie ein Held, mit Ehren, man kann nie wissen, welchen Impuls andrer Orten eine intellectuelle Erscheinung giebt, wenn sie selbst auch verschwindet."

Die Vorbereitungen für den Blaubart riefen Immermann aus seinem Krankenzimmer, noch ehe das Uebel ganz gewichen war, und am 3. Mai erlebte das Theater durch die Darstellung dieses Märchens einen merkwürdigen Tag. Immermann hatte die Vorsicht gebraucht, vorher möglichst wenig davon reden zu lassen und das Stück eingeführt, als sei es weiter nichts Besondres. Es machte sich denn auch nicht nur dramatisch-theatralisch, sondern hatte einen entschiedenen Erfolg auf einen Theil des Publikums, namentlich auf die Maler und sonstige Leute, welche die Literatur und Tieck kannten. Neben diesen fehlte es natürlich nicht an mißliebigen Bestandtheilen in demselben und eine Reihe von Volksstimmen, die laut wurden, konnten zu harmloser Ergötzlichkeit dienen. Immer blieb diese Aufführung ein Wagniß, dessen Nachwirkung Immermann auch im Verwaltungsrathe fühlbar wurde, in welchem mehrere Mitglieder durch diesen Angriff der Romantik sich im innersten Heiligthume ihrer Seele verletzt fühlten. Es erging ungeachtet des guten Kassenerfolges und ungeachtet des Vergnügens, welches das Ding denn doch eigentlich verursacht hatte, eine scharfe Kritik darüber, und das originelle Wirken des Theaters mußte auf eine Zeitlang als geschlossen betrachtet werden.

Die Schwierigkeiten, welche der Düsseldorfer Bühne nach

kurzer Zeit ein Ende machen sollten, traten überhaupt jetzt schon hervor. Nicht nur waren die Winter-Ersparnisse wieder aufgezehrt und die freiwilligen Beiträge der Theaterfreunde verbraucht, es mußte sogar ein neuer Griff in den Actienfonds gemacht werden, der durch das Inventar und die übrigen Vorausgaben schon wesentlich geschmälert war. Und leider zeigten die Aussichten für den Sommer keine Hoffnung auf Ersatz des Verlornen, denn mit Ausnahme eines Abkommens mit Elberfeld hatten sich alle Verhandlungen zerschlagen, und man konnte dort erst im August ein interimistisches Lokal bekommen, mit welchem man sich bis zum beabsichtigten Theaterbau behelfen sollte. Gastspiele mußten nothdürftig bis zum Schluß der Bühne durchhelfen. Im Mai trat die Lindner aus Frankfurt auf, dann kam Porth aus Dresden, dessen Spiel noch einmal das Haus füllte. Nach seiner Abreise aber entstand eine förmliche Pause in den theatralischen Dingen. Die Hitze wurde sehr groß, das Rheinische Musikfest, welches in Cöln gehalten wurde, nahm alles Interesse in Anspruch; das Theater hatte das Maß des Antheils, den Düsseldorf für dasselbe besitzt, erschöpft. Man spielte vor leerem oder mit Fremden spärlich besetztem Hause, und nur im „Arzt seiner Ehre", womit das recitirende Schauspiel am 30. Juni schloß, waren noch einmal etwas mehr Menschen versammelt. Die Vorstellungen waren im Juni auf zwei in der Woche beschränkt worden, auf welche Immermann verdoppelte Sorgfalt wendete, und die darum nicht ohne Nutzen blieben. Die Schauspieler mußten immer mehr inne werden, daß hier gar nicht nach der äußern Wirkung gearbeitet werde. Vorübergehende Fremde spendeten ihnen auch mehr Anerkennung als die Einheimischen; namentlich sprach der Dichter Zedlitz nach einer Aufführung des Egmont seine Bewunderung über eine Vorstellung aus, die ihm eine ganz unerwartete Vollendung gezeigt hatte.

Am 4. Juli wurde das Theater geschlossen und dem Pu-

blikum eine Gesammtübersicht der bisherigen Leistungen vorgelegt. Immermanns Arbeit hörte aber damit nicht auf, denn er mußte nun das Repertoir für Elberfeld vorbereiten und dazu mehrere größere Stücke für die Bühne einrichten, deren Thätigkeit er auch keinen Augenblick einschlafen ließ. Als die Vorstellungen seltner wurden und endlich aufhörten, hielt er die Schauspieler durch Vorlesungen und tägliche Leseproben in Athem und merkte dabei leider, wie wenig die Methode noch festen Fuß gefaßt hatte. Vielfältig war die Lehre vergessen worden, besonders der calderonische Vers, mit dem er sich so viel Mühe gegeben, hatte den Klang schon wieder verloren.

Bei der schnell zusammenschmelzenden Actiensumme war es nöthig, nach Mitteln zur Erhaltung der Anstalt zu suchen, und es wurde beschlossen, den König durch eine Immediatsupplik um Zuschuß anzusprechen. Es wurden in derselben die bisherigen Leistungen der Bühne hervorgehoben und auf ihre bedenkliche finanzielle Lage hingewiesen, die man in der That darauf schieben durfte, daß wider Erwarten die Erlaubniß zurückgehalten war, die Vorstellungen während einiger Monate nach Bonn zu verlegen. Dort konnte man von dem gebildeten zum Theil jungen und leicht erregbaren Publiko einen zahlreichen Besuch erhoffen, und durch den Ausfall einer Hülfe, auf die man nach anderweitigen Concessionen hatte rechnen dürfen, war das Capital der Gesellschaft so weit verbraucht, daß ohne Zuschuß ein Institut zu Grunde gehen mußte, welches seine Leistungen schon auf eine hohe Stufe gebracht hatte und seine Darbringungen im Verlauf der Zeit immer mehr zu steigern versprach. Der Entwurf dieser Supplik war Immermanns letzte Arbeit für das Theater, ehe er im Juli die Wohlthat einer kurzen Ferienzeit genoß, deren Reiz durch den Besuch seines Bruders Hermann noch erhöht wurde. Seine Anwesenheit wurde zu kleinen Ausflügen nach Xanten und Calcar benutzt, das Gestein wurde einmal wieder befahren, und

die ungewohnte Freiheit in jeder Weise genossen, bis das Theater Immermann nach Elberfeld rief, wohin ihn Hermann begleitete. Er war der Einzige der Familie, welcher durch eigne Anschauung die Wirkung kennen lernte, welche sein Bruder auf die Kunst und die Künstler übte.

In einer Reitbahn wurde in Ermangelung eines anständigeren Raumes am 29. Juli die Bühne in Elberfeld eröffnet, mit einem Prologe von Immermann, einer Symphonie, und der Mirandolina. Der geschickte Maschinist und Decorateur des Düsseldorfer Theaters hatte geleistet was möglich war, um ein erträgliches Lokal herzustellen; dennoch blieb Alles sehr dürftig und unbequem. Auch Immermanns Hoffnung, ohne dauernde Anwesenheit in Elberfeld von Düsseldorf aus die Sache beaufsichtigen und leiten zu können, erwies sich als trügerisch; es stellte sich bald heraus, daß er damit nicht durchkam und so führte er denn in den nächsten Monaten bis zur Mitte des Novembers ein wahres Campagneleben, zwischen Düsseldorf und Elberfeld hin- und hergeschleudert. „Das Opfer aller Bequemlichkeiten, Gewöhnungen, überhaupt alles dessen, was einen Zustand leidlich und erträglich macht, welches ich 3 Monat hindurch gebracht", schreibt Immermann, „wird mir zwar Niemand danken, indessen war es nothwendig, wenn die Bühne nicht schon damals zu Grunde gehen sollte. Es reut mich daher nicht, daß ich mich dazu entschlossen habe, wenn ich gleich wünsche, das Andenken dieser widerlichen Periode möchte sich bald ganz verwischt haben."

„Unter den Elberfelder Vorstellungen war für mich die wichtigste die des Goetheschen Faust. Ich legte die Einrichtung zu Grunde, nach welcher sie in Stuttgart das Stück gaben, kürzte jedoch noch Manches in diesem Buche. Der Schüler wurde weggelassen, ebenso Wagners erstes Gespräch in der Nacht. Ich brachte das Ganze aus den sechs auf fünf Akte, freilich nur dadurch, daß der erste Akt bis zum Einschläfern Faustens

durch Mephistopheles reichte, was nun zur Folge hatte, daß zweimal in einem Akte Tag und Nacht wurde.

„Wegen der Erscheinungen während des Geisterchors hatte ich folgende Einrichtung getroffen. Das gewöhnliche Arrangement, eine Partie singender Choristinnen aus den Seitenflügeln hervorkommen und den schlafenden Faust umhüpfen zu lassen, ist so materiell und unpoetisch, daß ich mich dazu nicht entschließen konnte. Gleichwohl aber muß etwas erscheinen. Ich ließ daher während der ersten Töne des Geistergesanges die Hinterwand von Faustens Studirzimmer auseinander gehen uud nun erschienen nach einander drei lebende Bilder, welche die Hauptideen des Gesanges ausdrückten. Das Haus war übermäßig gefüllt, weil viel Gerede vorangegangen war und ein großer Zettel die Neugier rege gemacht hatte. Die Präparationen gingen dergestalt bis auf die letzte Stunde fort, daß ich selbst unmittelbar vor dem Anfange der Vorstellung noch mit dicken Pinselstrichen Zauberzeichen malte.

„Als der Vorhang aufging, hatte ich einen eigenthümlichen Genuß. Faustens zum Buche niedergebücktes, vom scharfen Lampenlichte beschienenes Antlitz gewährte in dem düstern, dämmernden Studirzimmer die frappanteste Anschauung eines Rembrandt.

„Manche Wirkung, auf die ich gerechnet hatte, ging verloren, im Ganzen ging aber Alles leidlich zusammen. Nur wird die Darstellung des Faust nie etwas Barbarisches verlieren und immer im theatralischen Rahmen wie Stückwerk erscheinen."

Der Faust bildete den geistigen Abschluß der Elberfelder Periode. Nach demselben wurden noch zum Besten der Armen einige kleine Stücke gegeben, dann siedelte das Theater wieder nach Düsseldorf über. In den ersten Monaten hatten die Einnahmen die Ausgaben während des Elberfeldes Aufenthaltes gedeckt, dann waren allerhand Stockungen in die Oper gekommen, welche den Theaterbesuch verringerten und neue Einbußen her-

beiführten. Das Theaterschiff konnte sich in den letzten Wochen nicht mehr über Wasser halten und als auch noch einige größere Anschaffungen nothwendig wurden, mußte ein neues Darlehn von 1000 Thalern gemacht werden, mit deren Hülfe man ohne Schulden nach Düsseldorf zurückkehren konnte.

Die Folgen des Aufenthalts in der Fremde unter zerstreuenden ungeordneten Umgebungen und mit mancherlei Nothbehelf verknüpft, erwiesen sich für die Gesellschaft nicht günstig. Vieles mühsam Begründete stürzte wieder ein, Nachlässigkeit und Unfleiß meldeten sich und schon ging die Zeit zu Ende, während welcher sich Immermann mit voller Freiheit der Sache widmen konnte. Denn kaum war er in die heimathlichen Verhältnisse zurückgekehrt, als es sich entschied, daß die Versuche seinen ablaufenden Urlaub noch auf sechs Monate zu verlängern vergeblich gewesen waren. Nur einige Wochen Nachfrist wurden endlich bewilligt, der Präsident des Landgerichts gab außerdem so viel Freiheit und Ausstand als möglich, und diese benutzte Immermann die Theatersachen so zu ordnen, daß er hoffen konnte, ihre Leitung in der nächsten Zeit mit seinem juristischen Berufe zu vereinen. Natürlich war das nur durch große Anstrengungen möglich und er war genöthigt, sich den geselligen Beziehungen fast ganz zu entziehen. Weihnachten und Neujahr gingen trübe vorüber. Das Amt, an das er sich durch eine harte Nothwendigkeit wieder gekettet sah, drückte ihn schwer, uud tausend Verhältnisse, die sich gebildet hatten, schienen mit einem Federzuge vernichtet. „Ich habe", schreibt er der Mutter im Januar 1836, „wegen dieser Angelegenheit recht böse Zeiten durchzumachen gehabt und muß sie zum Theil noch durchmachen, da es nichts Kleines ist, in einen Beruf zurückzutreten, gegen den man gradezu Abneigung empfindet und daneben den Untergang einer geistigen Schöpfung vor Augen zu sehen, die man mit der äußersten Sorgfalt gegründet und gepflegt hat und die in kurzer Zeit schöne Früchte getragen hatte". Am 12. Januar

trat er wieder in das Landgericht ein, und als er an demselben Tage Platens Tod erfuhr, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich wollte Platen säße im Landgericht und ich läge bei Syracus begraben!"

Aber noch ein Jahr wollte er versuchen, das Theater aufrecht zu halten, weil es ihm bei aller Mühe wenigstens die Mittel an die Hand gab, sich nach seinem eigenthümlichen Wesen auszusprechen, und weil die Wirkung seiner Leistungen eine augenfällige war. „Ueber die Zukunft habe ich gar keine Pläne und Entschlüsse", schreibt er um diese Zeit, „kann sie auch nicht haben, da meine Armuth mir die Nothwendigkeit auferlegt, in dem juristischen Joche einen Schritt nach dem andern weiter zu setzen".

Von neuen bedeutenden Dingen brachte die Bühne im Verlauf des Winters: Lear, den Richter von Zalamea, Romeo und Julia, Leben ein Traum, Terenzens Brüder. Ueber diese Aufführungen fehlt aber alles Detail; wir besitzen keine schriftlichen Aufzeichnungen über die Erfolge des Winters als folgenden Brief an Hermann: „Ferdinands Geburtstag feierte ich mit dem Blaubart. Es hat wirklich etwas Zauber- und Traumartiges, diese Märchengestalten, welche nie für die Coulissen bestimmt waren, sich zwischen den gemalten Wänden bewegen zu sehen. Schade, daß dergleichen Dinge nicht vor allen Menschen, die daran sich eine Erinnerung für immer bewahren würden, sichtbar werden können. Uebrigens war der Erfolg der glänzendste, und selbst die Philister, welche voriges Jahr sich noch widerhaarig zeigten, mußten diesmal mit. Des Klatschens wollte gar kein Ende nehmen und am Schluß wurden Alle gerufen.

„Zwei Tage darauf war Hamlet, mit einer Probe, wie aus der Pistole geschossen. Diese Darstellung hat mich überzeugt, welche Kraft meine Anstalt gewonnen hat, wenn Alle bei der Sache sind.

„Am 8. Mai Hofer. Leider dies Mal nicht so gut, wie vor zwei Jahren. Die Schauspieler waren in Gedanken schon mit dem Einpacken nach Crefeld beschäftigt, und so hatte die Darstellung etwas Mattes und Zerrissenes. Im dritten Akt ging ich verdrießlich nach Hause."

Um Ostern 1836 erschienen die Epigonen. Die Correktur derselben hatte bei schnell fortschreitendem Druck dem Dichter manche Arbeit gebracht. Als sie endlich versendet waren, trat an die Stelle der Beschäftigung die spannende Erwartung über den Erfolg. Die Leute, welche das Buch empfingen, waren aber theils krank, theils anderweitig in Anspruch genommen und schweigsam, so daß sich Immermann einmal wieder in einer recht unbehaglichen Stimmung befand, aus der ihn noch keine neue productive Thätigkeit zog. „Mit diesem Werke hat sich ein bedeutender Theil meiner Vergangenheit von mir abgelöst", schreibt er bei der Uebersendung des Buches an Hermann; „daß es hinter mir liegt, ist für meine nächste Zukunft eine große Einbuße, da ich befürchte, daß sich sobald kein recht durchgreifendes geistiges Interesse wieder bei mir einstellen wird und ich doch von einem solchen allein zu existiren vermag. In solchen Zeiten, nach großen intellectuellen Anstrengungen thäte Einem ein erquickendes Entgegentreten der Außenwelt doppelt Noth, leider sieht es denn damit immer ziemlich betrübt aus und der Sturz aus der Ideenwelt, in der man eine Zeitlang heimisch sein durfte, in die Wirklichkeit, pflegt ziemlich hart zu sein."

Nur mit fast aufreibender Anstrengung war es Immermann gelungen, den Winter hindurch die Intendanz des Theaters fortzuführen. „Auf der einen Seite übersteigt die Arbeit neben dem Dienstgeschäfte fast das Maß der menschlichen Kräfte", schrieb er im März, „auf der andern Seite schrecke ich vor dem Gedanken zurück, das Einzige, was meinem Leben nach Außen und gegen die Wirklichkeit hin noch einigermaßen Gestalt giebt, aus der Hand zu geben".

Bald darauf empfand er aber doch das Verlangen sich dem zerstörenden Doppelleben zu entziehen, denn allerhand persönliche Verdrießlichkeiten gesellten sich zu der Arbeit, und er war am Schluß der Düsseldorfer Vorstellungen fast entschlossen, die Intendanz niederzulegen. Wir dürfen es zum Theil auf den Einfluß der Frau von Sybel schieben, daß er diesen Vorsatz nicht in einem Momente ausführte, wo er den Schein der Willkür und Unstätigkeit an sich getragen und die allgemeinste Mißbilligung derer nach sich gezogen hätte, die das Theater kurz zuvor durch materielle Hülfe auf's Neue zu erhalten gesucht hatten. Schon im März waren nämlich die Mittel des Instituts völlig erschöpft gewesen, und sein schneller Untergang war nur dadurch zu vermeiden, daß Freunde der Sache sich entschlossen, auf das Inventarium des Theaters die Summe von 1500 Thaler vorzustrecken. Immermann selbst gehörte zu den Beitragenden, obgleich er genöthigt war, die 150 Thaler, die auf seinen Theil fielen, zu leihen. So schien das Unternehmen abermals vor der Hand gesichert, denn der kommende Sommer bot bessere Aussichten als der vergangene. Die Düsseldorfer Gesellschaft sollte nicht nur in Elberfeld, sondern auch in Crefeld und Bonn Vorstellungen geben, und Immermann war durch sein juristisches Amt der Verpflichtung entbunden, das untröstliche Wanderleben derselben zu theilen, als er allen seinen Freunden überraschend den Vorsatz aussprach, sein Verhältniß zum Theater zu lösen. Nur die Bedeutung, die der Dichter der Bühne gab, hatte zu den Opfern vermocht, die man ihr noch eben gebracht, darum schien es nicht der vollen Treue und Redlichkeit zu entsprechen, mit welcher er bisher seine Pflichten streng erfüllt hatte, wenn er jetzt die Last derselben abwarf.

Es dient zwar zu seiner Entschuldigung, daß er in seiner gereizten Stimmung sich sagte, der Verwaltungsrath sei mit seiner Leitung so unzufrieden, daß sein Rücktritt willkommen sein würde. Die Art und Weise, in welcher man von ihm

gefordert, die Rücksichten auf die Kasse nicht zu sehr den künstlerischen unterzuordnen, hatte ihn schwer verletzt und ihn die zarte Rücksicht vermissen lassen, mit der man ihm seine schwere Aufgabe hätte erleichtern müssen. Frau von Sybel mit allen Verhältnissen und Stimmungen vertraut, forderte aber mit der Wärme der wahren Freundschaft, die keinen Makel an dem Namen des Freundes sehen wollte von ihm, daß er trotz jener verdrießlichen Erfahrungen ausharre, bis die nächsten Monate entschieden hätten, ob ein ferneres Gedeihen der Sache zu hoffen sei. Sie stellte ihm vor, daß nach den erneuten Anstrengungen für die Sache seine Ehre dieses Beharren fordere und daß ihre Pflicht sei, ihn auf diesen zarten Punkt aufmerksam zu machen. „So sei denn Ihrer Entscheidnng anheim gegeben", sagt die Freundin am Schluß eines warmen und herzlichen Schreibens, „was Sie thun wollen, nur das will ich in Bezug auf körperliche und geistige Anstrengungen noch hinzufügen, daß ich glaube, daß das Gefühl großmüthig erfüllter Pflicht auch wieder eine ganz eigene Stärkung giebt, die manchem andern geistigen Hebel wohl die Wage hält".

Immermann entschloß sich zu bleiben und hat diesen Entschluß nie bereut, denn obgleich das Düsseldorfer Theater zu Grunde ging, bildete doch grade der letzte Winter seines Bestehens den edelsten Abschluß seiner Thätigkeit. Seine Mißstimmung war im Frühlinge auch durch das Rheinische Musikfest erhöht worden, welches während der Pfingsttage in Düsseldorf stattfinden sollte und allem andern künstlerischen Streben die Theilnahme entzog. Mendelssohn wurde erwartet, um sein Oratorium Paulus zu dirigiren, und um die Begegnung mit ihm zu vermeiden und den auf ihn einstürmenden Erinnerungsqualen zu entrinnen, entschloß sich Immermann, in den Pfingsttagen einen Ausflug nach Altenberge zu machen, wo er in völliger Ruhe und Abgeschiedenheit die abgematteten und zerstörten Lebensgeister wieder zu sammeln hoffte.

Im frischen Morgenwinde wanderte er am ersten Pfingsttage der Abtei zu, legte sich auf dem Wege an einem Abhange nieder, ließ sich von den Bäumen in dieser Einsamkeit umrauschen und sah einzelne Waldvögel sich über den Abgrund schwingen. „In solcher Stille, die etwas Seliges hat, überkommt uns immer die Sehnsucht, der Qual des Individuums los zu werden und in das heilige, gleichgültige All zu zerfließen", sagt Immermann. „Vielleicht ist mit dem Tode, wenn derselbe nicht zu eigentlich persönlicher Fortdauer führt, die entzückende Stillung jener Sehnsucht verbunden. Es wäre uns wohl zu gönnen, daß wir, „die wir weinen, wenn wir auf diese Narrenbühne treten", innerlich jauchzen dürften, wenn wir in den Schooß der Mutter zurücksinken. — Wer kann es wissen?"

Ein stiller Fußweg führte ihn mit sonntäglichen Kirchgängern quer durch die Berge am Dhünbache entlang, durch Gehölz, Wiesen, eingeschlossene Felder, sehr erfreuliche Dörfer. „Ich hatte lange nicht", sagt sein Tagebuch, „das Glück solcher einsamen Fußwanderung durch eine wenig betretne Gegend genossen, und meine Seele gab sich ihm ganz hin. Mannichfache Erinnerungen an die so wechselvollen letzten Jahre stiegen in mir auf, wieviel ich gewonnen und was ich eingebüßt, wie ich ein Anderer geworden und doch derselbe geblieben".

Eine größere Ruhe trat für Immermann in den nächsten Monaten ein, während welcher das Theater außerhalb Düsseldorf sein Wesen hatte. Zwar führte dieselbe nicht unmittelbar zu neuen Produktionen, aber es tauchten in ihm allerhand Pläne auf und die Aufzeichnungen zeigen wieder mehr Sammlung und Stille des eignen Lebens. Einige Tagebuchblätter mögen uns den Charakter dieses Sommers vergegenwärtigen.

„Vielfach keimte in diesen Zeiten in mir der Gedanke, meine Lebenserinnerungen aufzuschreiben, welche in sofern einen eignen Charakter haben, als fast jede meiner Lebensentwicklungen mit einer großen historischen Weltwendung zusammenfiel und durch das Individuum daher gewissermaßen die allgemeine Geschichte hindurchzog. Gelänge es, diese Wechselzüge, diese Spiegelungen und Rückspiegelungen recht lebendig darzustellen, so könnte ein Bild entstehen, das mir selbst und Anderen zur Orientirung gereichen würde. Schon seit längerer Zeit gehe ich damit um, die Düsseldorfer Neun Jahre, welche wohl Düsseldorfer Studien zu nennen sind, zu schildern. Anfangs war ich gewillt, dieses Buch gleich so zu schreiben, daß es auf der Stelle gedruckt werden möchte. Nachher erwog ich aber, daß dann vielleicht hin und wieder das Bezeichnendste wegbleiben müßte und entschloß mich, die Arbeit als Geheimniß zu behandeln.

„Am 3. Juli war hier ein Volksfest, das zweihundertjährige Jubiläum der Marianischen Junggesellen Sodalität, die von den Jesuiten zur Aufrechthaltung des Kultus der Jungfrau Maria gestiftet ist. Die Theilnahme war allgemein. Grüne Guirlanden mit herabhängenden Blumenkronen spannten sich über die Straßen, ganze Büsche waren geplündert worden, um die Maien vor den Häusern zu liefern, welche besonders die älteren Theile der Stadt, worin die meisten Theilnehmer der Sodalität wohnen, in Laubgänge verwandelten. Dazwischen hingen an den Häusern Bilder der Jungfrau, Tafeln mit Ehrensprüchen auf sie und die Sodalität, Blumenaufsätze schmückten Fenster und Thüren. Festlich gezierte Altäre standen auf den Hauptplätzen, und die Procession verband alle diese muntern Dinge zu heiterm Leben. Am Abend ließ jeder sein Licht oder Lämpchen durch das Grün schimmern, und die Familien hielten vor den Thüren unter den Bäumen offne Tafel. Es sah sehr munter aus, freilich durfte man dabei nicht erwägen, wie viel gesunde grade Stämme die heilige Jungfrau gekostet hatte.

Das Fest dauerte acht Tage. Diese kirchlichen Volksbelustigungen sind die allein populären am Rhein. Alles übrige ist nur gemacht und angeeignet.

„Am 11. Juli war hier Varnhagen zum Besuch anwesend. Mir fiel während der Gespräche mit ihm ein, daß die Geschichte nach dem Charakter der verschiedenen Epochen auch eigentlich eine verschiedene sein muß. Zuweilen tritt der Charakter des Allgemeinen, Volksthümlichen, der großen, politischen Eigenschaften ganz zurück, nur Einzelne vermögen sich in den sogenannten interessanten Bezügen geltend zu machen. Leidenschaften, Intriguen, Privatschwächen spinnen die Fäden, an denen die Dinge herbeigezogen werden, solcher Zeiten Geschichte kann nicht in politisch pragmatischer Darstellung gefaßt werden, der Memoirenstyl und Charakter eignet ihm allein. Eine derartige Zeit war die des preußischen Staats unter Friedrich Wilhelm II.

„Dann wechselt die Sache, die Einzelnen verschwinden, das Allgemeine tritt in den Vordergrund. Nun sind Gesetze, Einrichtungen, die aller Welt bekannten Thaten auch wirklich die einzigen Quellen der Geschichte, und die für geheim ausgegebenen nur Illusionen. Eine solche Zeit war die von 1806—1813, welche Jeder schreiben kann, der die Gesetzsammlung und den notorischen Charakter einiger Heerführer und Staatsmänner, desgleichen die Noth des Volkes kennt."

„Es strich mir in dieser Zeit wieder die Idee des historischen Lustspiels als einer zeitgemäßen Production durch den Kopf. Als Gegenstände zu solchen Sachen empfahlen sich mir: Der Graf Hodiz (zu Roßwalde) wie er mit seiner jungen Gemahlin, der Markgräfin, den alten verdrießlichen Vater im Sturm erobert. Der Vater, getheilt in Respekt gegen die fürstliche Gemahlin und in Aerger über den tollen Sohn könnte

eine sehr komische Figur werden. — Dann der Pastetenbäcker Fimmel unter Heinrich VII.

„Eine allgemeine Bemerkung.

„Bei einem sehr vertrauten Umgange, besonders mit Frauen, gewinnt leicht das persönliche Interesse ein solches Uebergewicht, daß alle Mittheilungen sich in's Individuelle ziehen, und der allgemeine Stoff des Umganges zum Nachtheil des Verhältnisses auszugehen droht.

„Stimmung während des Sommers.

„Sehr abgespannt und mit wenigen Unterbrechungen Null. Keine Lust zu irgend einer freien Arbeit. Der Gedanke an die Wirkung im Publico nicht zu bannen. Steigende Neigung, Düsseldorf zu verlassen und nach Berlin zu übersiedeln.

„Gründe:

1. „Die starken Anstrengungen des vorigen Jahres für Theater und Epigonen. Ermüdung. Mit dem Aufhören dieser großen Arbeit eine Lücke in Kopf und Herz.
2. „Immer steigende Ueberzeugung, daß das Wirken für das Theater eitel gewesen, damit verbunden reelle Verlegenheiten, entspringend aus der einreißenden Finanznoth der Anstalt.
3. „Die Dumpfheit des Publikums gegen die Epigonen.
4. „Mein eigener Geldmangel, da ich so lange keine literarischen Verdienste gehabt habe."

Der Sommer war sehr schwül gewesen und die Luft, mit Elektricität überladen, hatte Immermann bedrückt, sein Nervensystem erschlafft und ihn in völlige Lethargie versenkt. Erst im

September fühlte er sich wieder frisch und nahm eine größere juristische Arbeit vor, die ihm im Frühjahr war zugeschrieben worden. Ueber diese, wie über Anderes, was ihn in den nächsten Monaten beschäftigte, haben wir so geordnete Aufzeichnungen von seiner Hand, daß wir in allem Folgenden den Dichter selbst reden lassen.

„Mir lag schon länger ob, ein Gutachten über verschiedene Entwürfe zu der Gesindeordnung zu entwerfen, welche man der Rheinprovinz geben wollte. Ich hatte die Sache immer verschoben, mußte aber nun doch einmal Hand anlegen und that dies in den letzten Tagen des August und den September hindurch mit allem Eifer. Das ganze Zimmer war mit Folianten bedeckt. Bei meiner Lust, allerhand zu ersinnen und zu reguliren, machte diese meiner Neigung sonst ziemlich entlegene Arbeit mir viel Spaß und schwoll zu einem bedeutenden Volumen an. Ich suchte meine Vorschläge überall aus der Natur der Sache und aus dem Observanzmäßig schon Vorhandenen abzuleiten, Häufung, und ein zu großes Detail der Vorschriften zu verhüten, und nichts aufzunehmen, was den Rheinländern widersteht und also doch schwerlich praktisch werden wird.

„Während dieser Beschäftigung traf der Minister von Kamptz, der sich wieder einmal seinen Völkern am Rhein zeigen wollte, hier ein. Ich ging am Abend seiner Ankunft zu ihm, und trug ihm meine Wünsche, mein nachgerade verdientes Avancement, und womöglich eine Versetzung nach Berlin betreffend, vor. Er gab anfangs die glänzendsten Worte in dem asiatischen Style, den er liebt, von sich; da ich nun aber, meiner Politik gemäß, ihn bei seiner Rede faßte, und ein mir gegebenes Versprechen, mich bei der legislatorischen Branche placiren zu wollen, utiliter acceptirte, so zog er sich geschickt, wie eine Schnecke mit den Fühlhörnern, zurück, und ich behielt Nichts in der Hand.

„Meine heitere Herbststimmung, welche immer einen angenehmen Contrast gegen die Irritabilität im Frühling und

die Depressionen im Sommer zu bilden pflegt, war eingetreten, und ließ mich die Welt im klaren Lichte erblicken. Eines Tages rief ich aus: Ich will nun wieder auch ganz ein Philister werden und Taback rauchen, da mir, so lange ich dies gethan habe, viel Gutes begegnet ist. Gesagt, gethan. Und wirklich, kaum war die Pfeife im Gange, so passirte mir gleich etwas Erfreuliches. Unversehens las ich nämlich in der Zeitung, daß am 25. September die feierliche Enthüllung und Einweihung des Monuments für die bei Braunschweig erschossenen vierzehn Schillianer, in Braunschweig erfolgen werde, und daß an dem Abende Hofer in der neuen Bearbeitung im Theater gegeben werden solle. Nun stiegen in meiner Seele die Erinnerungen aus dem Jahre 1809, da ich ein dreizehnjähriger Knabe war, auf. Der Kampf Oesterreichs hatte auch bei uns an der Elbe neue Hoffnungen erweckt; ein ahnungsvolles Vorgefühl der Freiheit schlich sich durch die Lande und regte kühne Abenteurer zu vorzeitigen Thaten an. Katte brachte in der Magdeburger Gegend einen Haufen verwegener Menschen zusammen; die Schaar ward jedoch bald zersprengt, zum Theil gefangen genommen, und das Schicksal der Gefangenen war nicht lange zweifelhaft. Noch sehe ich ein paar der armen Leute, darunter Vater und Sohn, todtbleich, von Gensd'armen und Soldaten umgeben, langsam, dem Volke zum erschreckenden Beispiel, von der Citadelle, die Klosterstraße herauf, zum Tode vor dem Sudenburger Thor führen.

„Dann erklang plötzlich Schills Name, der jedes, auch das unwahrscheinlichste Gelingen zu verbürgen schien. Eines Nachmittages hörten wir die Kanonen von Dorendorf her, und die Classe wurde sogleich aufgehoben. Er zog auch vorüber wie ein Meteor, und nachher sollte er in Stralsund gestorben sein. Es glaubte es Keiner. Die Menschen lassen in großen Nöthen Keinen sterben, an den sich noch ein Schimmer der Aussicht heftet.

„Jahre vergingen, und ich schrieb den Hofer, voll vom Gefühl jener Zeit. Und nun sollte dasselbe Stück zur Einweihung des Heroon ihrer Opfer gegeben werden. Mich umwitterte Etwas, wie Hauch des griechischen Alterthums und seiner Todtenspiele. Ich hatte lange keine so wahre und tiefgehende Freude gehabt; leider blieb es eine Freude in der Einbildung. Die Einweihungsfeierlichkeit wurde verschoben und mein Stück zum Besten der abgebrannten Blankenburger gegeben. Dabei benutzten sie auch nicht meine neue Bearbeitung, sondern nahmen — unlöblicher Weise — das alte von mir verworfene Buch.

„Sonderbare Besuchsgestalten gingen an mir in der ersten Hälfte des Monats vorüber. Einmal trat Doctor Detmold aus Hannover in mein Zimmer, der witzige kleine Advokat, welcher über die plötzlich erwachte Kunstliebe der Hannoveraner die satyrische Broschüre geschrieben hat. Er blieb mehrere Tage hier, hatte sein Wesen mit den Malern, brachte mir Grüße von Hormayr, der in halber Verbannung in Hannover den bayrischen Gesandten spielen muß, und sagte mir viel Theilnehmendes über die Epigonen.

„An einem anderen Tage ließ sich der Oberst Sch..... aus Aachen melden. Eine gebeugte, in Kriegsstürmen verwitterte Gestalt, von deren Lippen, wie von einem abgestorbenen Stamme graues Moos, ein dünner Schnurrbart herabhing. Mit diesem Manne hätte ich nun sehr angenehme Gespräche über seine Fata in Spanien, und über die Verhältnisse der pyrenäischen Halbinsel führen können, aber leider besaß ihn ein Dämon, der es nicht zu dieser Unterhaltung kommen ließ.

„Denn kaum hatte ich bei meinem Gegenbesuche ihm und seiner schönen spanischen Gemahlin die Verbeugung gemacht, als er mir vertraute, daß er sich im Felde der Poesie versucht habe, beabsichtige, seine Gedichte herauszugeben, zuvor aber das Urtheil eines Kenners zu hören wünsche. Er nahm mich in

ein anderes Zimmer, und es begann eine langwierige Vorlesung. Die Gedichte enthielten ganz gute historisch-politische Gedanken, konnten aber, wie sie waren, ebenso wohl Prosa sein und Zeitungsartikel bilden. Ein allerliebstes schwarzhaariges und schwarzäugiges Kind trieb sich im Zimmer umher und machte, wahrscheinlich ebenso gelangweilt wie ich, allerhand Spektakel. Da nun der poetische Vater es grimmig anfuhr, und zur Ruhe schalt, gehorchte es zwar, schmiegte sich still zusammen, sah mich aber von der Seite mit einem verstohlen-schelmischen Blicke an, als wollte es sagen: Wir verstehen einander in diesem Moment.

„Da waren meine Hummeln im Garten klüger. Die blieben bei ihrem Leisten: Ernährung und Fortpflanzung, und drängten sich nicht in fremdes Metier. In den Kreis meiner Insectenbelustigungen war nämlich ein Hummelnest getreten. Ich hatte es entdeckt, als ich mich einmal im Grase ausgestreckt hatte und plötzlich einen Stich in der Hand fühlte. Nachsehend fand ich an dem kleinen moosbedeckten Rosenabhange, an dem ich lag, das Nest unter dem Moose in einer kleinen Erdhöhle. Die einförmigen Zellen waren zum Theil mit Larven angefüllt, ein Theil waren zierliche Fäßchen, in welchen der klarste Honig blinkte. Die entwickelten Thiere lagen träg und träumerisch um die Zellen her und zogen den Honig mit ihren langen Rüsseln aus den Fäßchen. Wenn ich sie störte, so erhoben sie sich zum schwerfälligen Fluge, kehrten aber immer gleich wieder zu ihrer Brutstätte zurück. Allerliebst war es zu sehen, wie sie, wenn ich die Moosdecke abgehoben hatte, geschäftig mit den Füßen die zarten Fasern wieder darüber kratzten, so daß in wenigen Minuten das Nest wieder bedeckt war.

„Uebrigens wurde dieser Staat ein Opfer meiner fortgesetzten Beobachtungen: Eines Tages, als ich nachsah, waren die Bürger fort, und die Stadt stand verlassen.

„Ich hatte in den ersten Wochen dieses Monats gar Vieles und Verschiedenartiges zu beschicken. Neben der Arbeit über die

Gesindeordnung beschäftigte mich ein Festspiel, welches ich zur Feier der Anwesenheit des Kronprinzen vorbereitete, sowie überhaupt das Arrangement der Vorstellung, welche zu diesem Zwecke im Werke war.

„W.... regte zuerst bei mir die Idee an, dem Prinzen zu Ehren eine Theatervorstellung zu liefern und dazu die Gesellschaft von Elberfeld herüber kommen zu lassen. Man hatte hier manche Stücke in Bereitschaft, die sonst nirgends gegeben werden, und man konnte daher annehmen, eine dem Kronprinzen interessante Vorstellung zu Wege zu bringen. Neben diesem ideellen Gewinn stellte sich eine gute Einnahme durch erhöhte Preise als nicht zu verachtendes Temporäle dar. Ich sprach mit dem Oberbürgermeister über die Sache; er ging auf dieselbe ein und bestimmte die Stadtbehörde dahin, daß aus dem gemeinen Säckel uns der Ersatz der Versetzungs- und Transportkosten zugesagt wurde.

„Nun war die Wahl zwischen zwei Stücken, dem Blaubart und dem Richter von Zalamea. Beide wurden dem Kronprinzen vorgeschlagen, und es entspann sich über diese Angelegenheit ein förmlich diplomatischer Notenwechsel. Indem nun die Zunge an der Waage noch zwischen Blaubart und Richter spielte, schrieb ich das Festspiel, welches natürlich bei dieser Gelegenheit nicht fehlen durfte.

„Von Anfang an war ich Willens gewesen, die Hülfe der Musik herbeizuziehen, um an der Sandbank der Gelegenheitspoesie vorüber zu kommen. Aber ich wollte zuerst nur eine Art von Cantate singen lassen. Nach und nach entwickelte sich jedoch bei mir der Plan zu einer kleinen lyrischen Oper, und diesen habe ich ausgeführt. Ich nannte es das Mädchen aus der Fremde, weil ich wenigstens die äußere Fabel an etwas Bekanntes, Populaires, an jenes Schillersche Mädchen, anknüpfen wollte, um dem Verständniß entgegenzukommen.

„Denn freilich war der Gedanke der Dichtung selbst nicht

populair im gemeinen Sinne zu nennen. Unter einem heiteren, empfänglichen Volke, in aller Fülle einer verschwenderisch ausspendenden Natur schlummert das höchste Geistige. Es ist ein ahnungsvoller Schlummer voll von Götterträumen, aber weder Natur noch Volk sind vermögend, ihn zu lösen. Daß diese Blüthe des Menschlichen, als deren Sinnbild ich die Poesie nahm, aus der Knospe sich erschließe, müssen die Gipfel der Menschheit, die Fürsten, erscheinen. Wenn die Fürsten zu Natur und Volk treten, dann erwacht die Poesie, „singt und endet nie.“

„Aus diesen Vorstellungen wob sich ein Gedicht zusammen, welches sich zwischen dem Mädchen aus der Fremde, dem alten Rheingotte und einem Chor von Landleuten hin und her bewegte, und mich einige Tage lang reizend beschäftigte.

„Als ich es fertig hatte, trug ich es zu Rietz, dem die Idee gefiel, und die Composition in kurzer Zeit gelang. Wir waren übereingekommen, daß, um die poetische Stimmung nicht sinken zu lassen, nicht ein Wort darin gesprochen, sondern das Ganze durchcomponirt werden sollte. Als er mir seine Musik vorspielte, war ich angenehm überrascht. Er hatte eine Fülle von Melodien darin entwickelt, die lieblich in's Ohr fielen; besonders war ihm der feierlich prächtige Gesang des Rheingottes, und der hymnenartige Schluß, da, wo die Poesie erwacht, gelungen. —

„Daß ich einen Weg, der freilich nicht ganz in die bei solchen Gelegenheiten sonst benutzte Fahrstraße einmündete, verfolgte, dafür hatte ich meine Gründe. Mein Abscheu gegen das Triviale ist mit den Jahren nur immer gewachsen, es ist mir unmöglich, mich zu abgenützten und verbrauchten Dingen herzugeben, soll ich für Etwas in poetischer Weise thätig sein, so muß ein Stück Begeisterung mir helfen. Hier schien mir nun auch die Rücksicht auf die Person des Fürsten, dem man huldigen wollte, einen höheren Schwung zu gebieten.

„Allgemein rühmte man den Kronprinzen als einen Herrn

von Einsicht, geistigem Sinn, hoher Denkungsweise, und es wäre daher nach der Art, wie ich die Dinge ansehe, eine Verletzung der Ehrfurcht gewesen, ihm etwas Anderes, als das Geistige, Feine darzubringen.

„Freilich sagte ich mir auch wohl im Stillen, daß meine Arbeit leicht ganz vergebens gemacht sein könne. Diese Herren sind oft von Eindrücken aller Art so abgespannt, durch Darbringungen jedes Faches und Kreises so belästigt, und — namentlich auf ihren Eilreisen — so ermüdet, daß man sich nicht verwundern muß, wenn nur die gewaltsamsten Reizmittel noch auf sie wirken. Aber eben, weil die Sachen so stehen, kann auch die direkte Schmeichelei bei ihnen ihr Spiel verlieren. Es ist also nicht allein ehrenvoller, sondern selbst klüger, ihnen gegenüber nur zu thun, was man seinem Berufe und sich im höchsten Sinne schuldig ist, dann bleibt das Uebersehenwerden, wenn es eintritt, wenigstens ohne Schmach und Schimpf. Mir schwebten bei meiner Idee die heiteren, poetischen Spiele an den italienischen Höfen, und was uns Tieck von den Masken Ben Johnsons andeutend sagt, vor.

„Auf den sechszehnten September war die Ankunft des Kronprinzen und der ihn begleitenden Prinzen vorbestimmt worden. In den Tagen vorher hatte ich mich denn weidlich zu tummeln.

„Endlich aber waren die Schauspieler und Sänger eingerückt, und wieder einmal standen die Wagen, thurmhoch bepackt mit Kisten und Kasten, Lampen und Pulten, den leinwandenen Wäldern, Städten, Felsen, Sälen und Burgen auf dem Marktplatze. Gerade vor Thorschluß ging auch eine officielle Note ein, „daß der Darstellung des Richters von Zalamea nichts im Wege zu stehen scheine.“ Mir war diese Wahl im Grunde lieb. Aus dem Ensemble des Blaubart war das Märchenfeuer und die mythische Stimmung gewichen, welche das Stück tragen mußte, sollte die Darstellung ansprechen. Freilich konnte es einiger-

maßen bedenklich erscheinen, soldatisch gesinnten Prinzen, die aus dem Lager bei Coblenz kamen, den Bauern Crespo vorzuführen, der einen Hauptmann dem Kriegsgericht entzieht, und ihn auf eigene Hand hängen läßt.

„Mittags war ich zur Tafel beim Kronprinzen. Nach derselben wurde ich durch den Grafen Gröben dem Kronprinzen vorgestellt. Er war sehr freundlich und sagte mir einige allgemeine angenehme Redensarten über meine Leitung der Düsseldorfer Bühne. Ich hatte ihn während der ganzen Fête genau beobachtet, und Manches an ihm gefunden, was mir bemerkenswerth zu sein schien. Obgleich sein Gesicht sehr verschwollen ist, so hat er doch um den Mund einen äußerst gewinnenden Zug, und der Körper, obgleich auch außer allen Schranken einer einigermaßen geformten Taille, bewegt sich in den feinsten Linien, die aber alle etwas Rundes, Weibliches haben. Seine Erscheinung zeigt durchaus eine Natur.

„Wenn ich übrigens alle die steifen Kragen, gestickten Röcke und hölzernen Dienstgesichter mir ansah, die ihn umgaben, und an den Abend dachte, so wollte mir um das Erwachen der Poesie unter solchen Petrefacten einigermaßen bange werden.

„Es war sechs Uhr Abends, das Haus gedrückt voll, die Beleuchtung schimmerte hübsch von den grünen Laubschnüren, welche es durchzogen, und von den Juwelen der reichgeputzten Damen in den Logen wieder. Der Kronprinz kam an, wurde jubelnd begrüßt, und sogleich begann die Ouvertüre, der mein Festspiel folgte. Man konnte dasselbe wohl ein poetisches nennen; es war rein, ideal, gelassen, schwungvoll und Rietz hatte wirklich herrliche Töne dazu gefunden. Als es beendet war, ohne besondere Wirkung hervorzurufen, rollte der Richter von Zalamea glatt, rasch, präcis, wie von der Walze, ab. Keine Störung entstellte irgend etwas bei dieser so complicirten Vorstellung, und ich hatte am Schluß derselben die Genugthuung,

daß sich mit einer Bühne, die einmal im Gange ist, auch unter den schwierigsten Umständen das Mögliche leisten läßt.

„Sehr froh war ich daneben, als ich mich in meinem Bett ruhig ausstrecken und sagen konnte: Das wäre einmal wieder überstanden. Mit jener Genugthuung und diesem Vergnügen mußte ich denn aber auch zufrieden sein; es wurde mir von Seiten des Gefeierten kein freundliches Dankwort.

„Aus dem Festtrouble in die häusliche und literarische Einsamkeit zurückgekehrt, sah ich den Umgangskreis abermals auf eine empfindliche Weise verringert. Der Regierungsrath Solger war nach Arnsberg versetzt worden, und ging dahin ab. Wir hatten ein gutes, mir wohlthuendes Verhältniß gehabt, und ich empfand seine Entfernung.

„Den Tag nach dem Festspiel trat ein junger Mann auf meine Theaterstube, den ich für einen Engagement suchenden Schauspieler ansah, und zwar mit dem Gesicht, welches ich mir für diese Art von Leuten hatte zurecht machen müssen, um ihrer in kürzester Frist quitt zu werden. Er errieth meine Gedanken, lächelte und sagte: Ich will kein Engagement; ich bin der Doctor Fallati aus Stuttgart und wollte Sie nur gern kennen lernen. Ich hatte einige angenehme Tage mit ihm, er war unterrichtet und gewandt. Ich schlenderte mit ihm bei dem Schein der herrlichsten Herbstsonne auf die mir so liebe Tanneneinsamkeit hinter dem Grafenberge und fuhr mit ihm nach Neuß. Er erzählte mir allerhand aus der schwäbischen Gegend, so insbesondere von Justinus Kerner in Weinsberg und seinem Geisterverkehr. Auch Moritz Rapps Andenken, den ich in seinen ersten Sachen mit Interesse gelesen, frischte der Gast wieder bei mir auf."

XXIV.

Die Epigonen.

1823 – 1835.

Aus dem unbehaglichen Zustande, in welchen Immermann im Herbste 1835 durch das Wanderleben zwischen Elberfeld und Düsseldorf geworfen war, hatte er sich in der zweiten Hälfte des Novembers „mit großer Befriedigung wieder in den leisen traumartigen Zustand versetzt gefunden, in welchem sich seine Häuslichkeit mit der Freundin bewegte“, und der ihm allmälig zum nothwendigen Lebenselemente geworden zu sein schien. Noch war sein juristischer Urlaub nicht ganz abgelaufen und die wenigen freien Wochen, welche er noch vor sich hatte, konnten zur Vollendung der Epigonen benutzt werden, zu welcher der Verleger der gesammelten Schriften in unbequemster Weise drang. So kam eine Arbeit, an welcher der Dichter zwölf Jahre zaudernd gewoben hatte, endlich doch noch unter Sturm und Drang zu Stande. Es war ein feierlicher Moment, als er am Tage Epimachi (12. December 1835) die letzten Sätze des letzten Kapitels des Buches schrieb, dessen ersten Abschnitt er bereits im Jahre 1823 verfaßt hatte. Die größere Hälfte des dritten Bandes, namentlich das siebente Buch hatte er in Elberfeld geschrieben, einen Theil desselben, während ein Gichtanfall ihn nöthigte, sich dem äußeren Geschäftstreiben zu entziehen. Es würde ihm unmöglich gewesen sein, während jenes unbehaglichen

Aufenthaltes die Stimmung und Sammlung zu gewinnen, die er zu seiner Arbeit nöthig hatte, wenn ihm nicht ein Freund, der Staatsprocurator Simons (später preußischer Justizminister) ein Asyl geboten hätte. In allen Stunden, in denen ihn das Theater nicht fesselte, saß er in dessen stillem Hause, hinter grünen Bäumen in einem einsamen Zimmer, das ihm freundlich zu freier Verfügung eingeräumt war. Immermann und sein Gastfreund, Beide noch unverheirathet und von stattlichem Umfange, waren die einzigen Insassen des sonst ganz leeren Gebäudes und dünkten sich wie Abt und Prior eines aufgehobenen Benedictinerklosters. Dankbar empfand Immermann die ihm erwiesene Wohlthat und stiftete derselben in seinem Werke ein Erinnerungszeichen, als er am Schluß des siebenten Buches der Epigonen schrieb:

„Wenn es erlaubt ist, bei einem Werke des Orts und der Stunde, welche ihm das Dasein gaben, zu gedenken, so sei dem Verfasser gegönnt, ein solches Taufzeugniß hier niederzuschreiben. Wunderbar übereinstimmend war der Boden aller Verhältnisse, auf welchem das gegenwärtige Buch dieser Denkwürdigkeiten wuchs, mit dem Inhalte desselben. Denn seltsame Ereignisse mußten beschrieben, die unvereinbarsten Gegensätze in den Schicksalen der Personen, welche uns beschäftigen, dargelegt werden. Und heimathslos war der Verfasser zu der Zeit, zwischen zwei Städten flüchtig hin- und hergeschleudert, in ein labyrintisches Geschäft mit Menschen und Dingen verstrickt, an welchen selbst die Götter ihre Meister finden könnten.

„Was Wunder, daß diese grause Harmonie der Aeußerlichkeiten und Stimmungen mit seiner Aufgabe ihn oft fürchten machte, letztere werde ungelöst in jenem Knäuel der Umgebung sich verlieren.

„Da that ihm ein ehrwürdiger, geistlicher Freund die stille Arbeitszelle in dem aufgehobenen Kloster hinter ruhig-säuselnden Bäumen und friedlich-dunkeln Bachwellen auf. Für diese

Freistatt sei dem guten Abte Beda der Dank auch hier bezeugt, dessen ihn mein Mund schon oft versichert hat. Der Liebesdienst wurde zur rechten Zeit erwiesen, und war daher wie Alles, was zur rechten Zeit kommt, ein unschätzbarer." —

Der erste Gedanke zu dem nun vollendeten Romane, mit welchem Immermann einen Schritt auf ein ihm neues Gebiet that, war, wie schon erwähnt, entstanden, als er kaum seine schriftstellerische Laufbahn begonnen hatte. Die früheste Beschäftigung mit demselben knüpfte sich an das Lustspiel: Die Prinzen von Syracus. Halb scherzhaft hatte er in diesem die eigene Persönlichkeit mit seinen dichterischen Gestalten verwoben und war dadurch angeregt worden, jener harmlos ironisirenden Darstellung seiner selbst eine ernstere folgen zu lassen und in poetischer Form zu zeigen, wie Welt und Zeit sich in Wahrheit ihn ihm abspiegelten. „Die Arbeit entsprang aus einem kleinen Keime", sagt der Dichter, „wuchs aber mir selbst zum Erstaunen unter den Händen und lebte gewissermaßen mein Leben mit. Früh fühlte ich mich mit der Zeit und Welt in einem gewissen Widerspruche, oft überkam mich eine Angst über die Doppelnatur unserer Zustände, die Zweideutigkeit aller gegenwärtigen Verhältnisse, in diesem Werke legte ich Alles nieder, was ich mir selbst zur Lösung des Räthsels vorsagte."

In diesen Worten ist genügend ausgesprochen, warum die Arbeit sich durch eine lange Reihe von Jahren hinzog; sie konnte nicht zum Abschluß kommen, so lange Immermann noch in der vollen Entwickelung stehend, über sich selbst und das Leben erst klar zu werden suchte. Je länger er lebte und beobachtete, desto mehr erschien ihm der Zeitabschnitt in welchen seine Entwickelung fiel geeignet, ein deutsches Sitten- und Charaktergemälde hervorzubringen. Ein solches suchte er innerhalb der Grenzen, welche das Gebiet der Dichtung bezeichnen, hinzustellen. Er fühlte, daß er und seine Zeitgenossen bestimmt

seien, als duldende Epigonen den Kelch auszukosten, den eine frühere Zeit ihnen hinterlassen hatte; aber er vertraute der Kraft, die in der Gegenwart lebendig wirksam ist, und wenn er die Gebilde der Zukunft auch nicht in klaren Umrissen vor sich sah, so erschaute doch sein prophetisches Dichterauge das Dämmern der Morgenröthe und sah aus ihr seinem Volke eine neue Gestaltung aufgehen.

Die Periode, in der Immermann's Epigonen entstanden und in welcher sich die Erzählung bewegt, ward allgemein als eine schwere und trübe empfunden. Der Roman schildert die Zustände, welche dem Jahrzehnt vor der Julirevolution seine Physiognomie gaben und die Stimmungen der Jahre, welche dieser Umwälzung folgten. Man weiß, wie heftig die gewaltigen Kämpfe zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des gegenwärtigen das Leben aufgeregt hatten, und wie nach den schönen Hoffnungen, welche man auf kühn errungene Siege erbaut, zwar eine äußere Ruhe gefolgt war, aber keine innere Gesundheit, kein harmonisches Wachsen in der Freiheit. Der Druck, der auf dem öffentlichen Leben lastete, war Allen fühlbar, ein peinliches Warten bemächtigte sich der Gemüther, eine schmerzliche Reizbarkeit trat überall hervor, wo nicht ein enger Egoismus sich von den Dingen fern hielt, aus denen die Nation ihr Leben zieht.

In solcher Lage und unter solchen Stimmungen glaubte Immermann mit den Epigonen den Deutschen ein Geschenk zu machen. Er glaubte, in ihnen die Verhältnisse der Gegenwart, wie in einem strengen und doch reinen Spiegel, zu zeigen und meinte, daß die Bilder, in welche sie zusammengefaßt waren, die lebensvolle Zuversicht eines starken Herzens, das Wehen einer unendlichen Hoffnung müßten erkennen lassen. „Hin und wieder war mir so, als könne mir die Nation wohl dankbar sein", schrieb er 1839 an seine Braut. „Ich habe mich darin getäuscht, das Werk hat sich zwar viele Freunde erworben, es

im Ganzen aber doch nicht über einen succès d'estime hinausgebracht. Ich habe die unangenehme Empfindung, die es mir machte, überwunden und fühle mich wohl in meiner glorreichen Einsamkeit, wie ich ein solches Verhältniß selbst im Buche genannt habe. Es hat etwas Reines und Reinliches nicht Mode zu sein und dabei doch das Bewußtsein dauernden Lebens in sich zu tragen. Verbindet sich damit ein mildes Gefühl zu den Menschen und zur Welt, so geht nichts über den Zauber solcher Stimmung."

Die Betrachtung eines jeden Immermannschen Werkes zeigte uns, wie in ihm der Dichter und der Mensch vollkommen eins waren, in den Epigonen ist die poetische Produktion durch die Aufgabe des Werkes noch in besonderer Weise mit der menschlichen Persönlichkeit des Dichters durchdrungen.

Er konnte seiner Natur nach das Bild seiner Zeit nur zeichnen, wenn er ihm das Gepräge seines eigenen Geistes gab. Alles was in den Epigonen steht, war von ihm innerlich durchlebt, wenn auch Vieles nur im innersten Geist, Gemüth und beobachtenden Sinne, darum mußten die Kraft, Strenge und Herbheit seiner Natur ihre Züge in dem Gemälde kund thun, und schwachen Gemüthern, oder dem nur nach leichter Unterhaltung begehrenden großen Publikum, war diese Speise zu ernst und zu schwer.

Die ganze Fabel des Romans hier wieder zu geben, würde zu weit führen. Daß der Faden der Geschichte an Wilhelm Meister erinnert, ist oft hervorgehoben und ziemlich eben so oft getadelt worden, und doch liegt diese Aehnlichkeit fast in einer Nothwendigkeit, nämlich darin, daß sich die Schilderung eines Zeitabschnittes und seines Einflusses nicht an fertigen Charakteren darstellen läßt, sondern nur an einem durch denselben werdenden gezeigt werden kann. Wilhelm Meister wie Hermann stellen das Streben eines jungen Mannes dar, der noch unklar über sich selbst, doch seine Zeit begreifen und ihr

dienen will; da zu helfen sucht, wo er zu lernen hätte und vorschnell das Rechte und Schöne mit mehr Begeisterung als Urtheil und Beharrlichkeit zur Erscheinung bringen will. Goethes Wilhelm behält am Schluß seiner Lehrjahre für uns noch immer etwas vom Schüler; Immermanns Hermann gelangt dagegen durch schwere Kämpfe und Verstrickungen zu einer solchen Selbständigkeit des Wesens, daß wir sagen können, er ist nun, was ihm zu werden bestimmt war, und künftige Zeiten werden davon den Erweis geben.

Der Kampf zwischen der alten und neuen Zeit, dem Adel und der Industrie entwickelt sich in den neun Büchern Familienmemoiren, welche den Inhalt der Epigonen bilden. Mit diesem Kampfe sehen wir aber die verschiedenartigsten Interessen und Bestrebungen verwoben, von ihm werden Ereignisse berührt die scheinbar weit abliegen, und Schicksale durchkreuzt, die angelegt schienen ruhig und friedlich zu verlaufen; die Höhen und Tiefen des Lebens fühlen sein schmerzliches Zucken. In natürlicher und glücklicher Verknüpfung hat der Dichter Alles zum Ganzen verbunden, was dem geistigen und gemüthlichen Zustande jener Periode einen charakteristischen Zug verlieh und ein Blatt der Geschichte wird in seiner Erzählung für den aufgeschlagen, der Verständniß für die Weise hat, in welcher die Poesie uns die Wahrheit ausspricht, in zartes Gewand gehüllt, doch nicht verborgen.

Schon 1824 schrieb Immermann das letzte Buch „Cornelie“ und füllte in den folgenden Jahren allmälig aus, was zwischen diesem und den Ereignissen der ersten Bücher sich zutrug. Alle Persönlichkeiten lassen die Meisterhand erkennen, und ihre plastische Vollendung stellt die Mehrzahl derselben neben das Größte, was die dichterische Produktion in der Gestaltung hervorbringen kann. So wenig eine dieser Erscheinungen geradezu Portrait ist, so entschieden sind alle den Anschauungen der Wirklichkeit entnommen, und keine

brauchte die feinste psychologische oder historische Prüfung zu scheuen.

Einige Blasen der Zeit erscheinen vielleicht etwas stark aufgetragen, aber die Rahel, Bettinen, Verstorbenen und Andere übersprangen in des Dichters Meinung die Schranken des natürlich gesunden Daseins nicht weniger als Flämmchen, der Domherr, die Alte. Es giebt jedoch geistige und materielle Erscheinungen, die man nicht wiedergeben kann, ohne den Argwohn der Uebertreibung hervorzurufen, und zu diesen gehören jene Gestalten des Dichters. Nach seiner Meinung durften aber diese phantastische Gebilde in dem vollen Gemälde, zu dem sie gehören, nicht fehlen, und er würde seinem Triebe nach Wahrheit nicht genügt haben, hätte er sie fortgelassen um keinen Anstoß dadurch zu geben. In gleicher Weise, wie seine Beobachtung der Menschen ihn in der poetischen Produktion bestimmte, wirkten Erinnerungen an Thatsachen und Erlebnisse auf die Komposition der Erzählung und verwoben sich mit den Motiven, welche der freien Erfindung angehörten. Die Schilderung des Zusammenstoßes der Industrie mit dem Feudalismus ruht auf ganz bestimmten Anschauungen, welchen die Dichtung jedoch den romantisch-verbrecherischen Hintergrund und den durch ihn herbeigeführten tragischen Ausgang des Schicksals beifügte.

Nur wenige Meilen von seiner Vaterstadt Magdeburg lag der große Güterverband, auf dem vor etwa 50 Jahren die Industrie glänzende Siege errang. Sie gingen von dem kräftig schaffenden Geiste eines Mannes aus, dessen Name schnell einen großen Ruf erlangte und der denselben durch die Ehrenhaftigkeit seines Charakters, eben so wie durch seine Erfolge, verdiente. In den bescheidensten Verhältnissen aufgewachsen, war er durch einige glückliche Spekulationen plötzlich zum Wohlstande gelangt und hatte das schnell Gewonnene auf die geschickteste Weise zu sichern und zu mehren gewußt. Er kaufte sich in einem Augenblick, wo die Kriegsnoth den Landbesitz fast

werthlos gemacht hatte, in der Gegend an, in der er geboren war und fing an, Fabrikanlagen zu machen. Diese wuchsen und mehrten sich so schnell, daß der Landbau fast dadurch verdrängt wurde und der Reichthum des Besitzers eine damals fast unerhörte Höhe erreichte. Der Glanz seines Namens steigerte sich noch, als er zu dem ersten Eigenthum allmälig die Güter einer altadligen Familie erwarb, welche in der Nachbarschaft zerstreut lagen. Ihre bisherigen Herren waren von der Ungunst der Zeit bedrängt und genöthigt, das Erbe ihrer Ahnen aufzugeben. Nun fuhren schwer mit Tabacksblättern beladene Wagen, statt der glänzend dahin rollenden Equipagen durch die stolzen Alleen, die zu den Schlössern führten; die ehemaligen Prachtsäle wurden als Kornspeicher benutzt und wenige bescheidenere Nebenräume genügten den Bedürfnissen des Besitzers, wenn er diese Güter besuchte. Er war persönlich der einfachste Mann, die Erfolge seiner Thätigkeit reizten und erfreuten ihn, nicht der Genuß, den ihm der Erwerb hätte bringen können. — Die Periode seiner Entwickelung fiel in die Zeit der Aufklärung und wie seine allgemeine Bildung, so war auch seine religiöse nicht besonders gepflegt, und die rastlose Thätigkeit späterer Jahre hatte ebenfalls kein Verlangen aufkommen lassen, das Gemüth in die Beschäftigung mit christlichen Dingen zu versenken. Die Poesie seines Wesens, so weit man von einer solchen überhaupt reden kann, bestand in seiner rührenden Liebe zur Pflanzenwelt und die weitläuftigen Gartenanlagen, die sein Haus umgaben, blieben frei von dem sonst Alles beeinträchtigenden Dampf und Lärm der klappernden Maschinen.

Immermann hatte diese Dinge nie aus dem Auge verloren, und bei wiederholten Besuchen in jenem Fabrikkreise bewunderte er immer aufs Neue die Klugheit, Thatkraft und Umsicht, welche er von einem Ziele zum andern dringen sah; doch stiegen auch andere Gedanken in ihm auf, wenn er die verfallene Herrlichkeit betrachtete, auf deren Trümmern sich der

neue Bau erhob, und fast elegische Stimmungen gingen aus ihrem Anblick hervor.

Den Streit der Industrie wider den Feudalismus sah er mit leiblichem Auge, die Einigung beider schwebte seinem geistigen Blicke als das nothwendige Ziel vor. Auf keiner Seite stand nach seiner Ueberzeugung die volle Berechtigung, und nur die Verschmelzung beider könnte wahres Leben in die Erstorbenheit der einen, die beschränkte Einseitigkeit der anderen Partei bringen. Aus dieser Anschauung wob die Poesie Hermanns Gestalt; er ist der Erbe zweier streitenden Mächte, gehört beiden Ständen an, aber keinem ganz.

Neben dem Kreise, welchen wir bisher betrachteten, hat ein zweiter eine hervorragende Bedeutung in den Epigonen, es ist derjenige der sogenannten großen Welt, deren schillernde Lichter wir auf Hermann wirken sehen. —

Vornehm und stattlich stellt sich das Leben auf dem Schlosse des Standesherrn dar, dessen Mittelpunkt die holde Fürstin ist. Der Dichter hat ihr allen Reiz einer Frau verliehen, der nie die Rohheit des Lebens genaht ist, die von jeder Berührung des Gemeinen und Niedrigen fern blieb. Aber weil sie sich stets in einem von Vorurtheilen befangenen Kreise bewegte und die Wirklichkeit mehr ängstlich als klar betrachten lernte, wird sie leicht getäuscht und irre geleitet, als die Klugheit einer unlauteren Natur sich ihrer bemächtigt. Auf alle, die sich ihr nahen, übt diese Frau den Zauber der zarten Weiblichkeit, die selbst in ihren Schwächen etwas Rührendes hat. Ueberall in ihrer Umgebung athmen wir die Luft des Salons, sei es, daß wir sie in der verehrenden Umgebung oder im einsamen Zimmer treffen, oder daß wir mit ihr die blühenden Georginenbeete des Gartens betrachten, bei denen uns das klare Herbstgefühl anweht, welches der Dichter in solche Momente zu legen weiß. — Die Weise dieser ganzen Welt nimmt uns anfänglich in anmuthigster Weise gefangen, auch die Gestalt des Herzogs

imponirt durch die edle Form, die ihm natürlich ist, und sein Standesgefühl verletzt uns zunächst nicht. Doch nicht lange bleiben die Zeichen verborgen, an denen wir das Hohle und das Bedenkliche dieses Zustandes erkennen. Das Leben giebt sich in Repräsentation, ohne eigentlichen Inhalt aus, der Egoismus eines bevorzugten Standes wird ganz unbefangen als das Berechtigte angesehen. Man glaubt zu beglücken, indem man sich Andere dienstbar macht, und nimmt das Opfer ihres Lebens und Strebens leicht und willig an. Ernüchtert wenden wir uns darum wieder der entgegengesetzten Lebensauffassung zu, wie sie in der Umgebung des Fabrikherrn auftritt. Ihre schlichtere Art scheint Vertrauen einzuflößen, und wir suchen uns um der Tüchtigkeit willen die in ihr herrscht, über den Mangel an ästhetischer Befriedigung wegzusetzen, der uns unerfreulich entgegentritt. Aber auch hier fehlt das, was dem Leben Bedeutung giebt: Gemüth, Liebe, Wahrheit. Während die Vornehmen in leeren Formen den Inhalt des Daseins suchen und ihn in thörichter Selbstsucht verlieren, tritt hier der Egoismus ganz ungeschminkt hervor, opfert er alle höheren Rücksichten einem äußeren Erwerb, den Niemand genießt, und zerstört kaltblütig mit einer künstlichen Kultur alle natürlichen Entwickelungen.

In allen Gegensätzen, welche die Dichtung darstellt, zeigt sich Immermann als Meister aller Farben, die er zu seinem reichen Bilde bedarf. Mit heiterer Ironie sehen wir ihn die ästhetischen Bestrebungen der Hauptstadt schildern, dann wieder rund und klar das unreife Treiben der Demagogen uns vor die Augen führen. Mit kecken Strichen und gesundem Humor, ohne den Ueberfluß eines leeren Wortes, stellt er die einzelnen Gestalten der jugendlichen Volksbeglücker in ihrer fast naiven Thorheit hin, und läßt die Irregeleiteten mehr beklagen als verdammen. Das Beispiel des ehemaligen Philhellenen, den wir mit den bürgerlichsten Tugenden bekleidet, wiederfinden, giebt überdies die tröstliche Zuversicht, daß diese Alle als ehrsame

Philister bei einem soliden Gewerbe die Sprünge der Jugend vergessen werden. Die düstere Seite jener politischen Vergehungen tritt erst in der blendenden Gestalt Medons hervor. Er hat sich von den unreifen Genossen, die seinen Zwecken nicht dienen konnten, schnell abgewendet, und glaubt, sein Wille habe genügt, um die Folgen jener Verbindung abzuschütteln. Aus scheinbar sicherem Hintergrunde sucht er die Macht der Zerstörung herauf zu beschwören, und glaubt in phantastischer Vermessenheit das Leben erneuern zu können, wenn er die Kräfte vernichtet, die dasselbe in Wahrheit halten und stützen müssen. Mit berechnender List und herzloser Klugheit verfolgt er seine Ziele, weiß die Menschen über sein eigentliches Wesen zu täuschen, und den Hohn und die Kälte, mit welcher er die Welt betrachtet, selbst der hohen Frau zu verbergen, deren Liebe er gewinnt. Daß Johanna, eine der bedeutendsten Gestalten der Dichtung, von der Macht dieser dämonischen Persönlichkeit betrogen werden kann, verwundert vielleicht; aber die Möglichkeit dieses tragischen Irrthums zeigt uns der Dichter in seinem Ursprunge, in dem Widerstreben einer groß angelegten Natur gegen das einfach Gebotene. Es ist auch hier eine Anschauung persönlichster Art, die ihn leitet, und er selbst hat ausgesprochen, daß Johanna viele individuelle Züge der Gräfin Ahlefeldt trägt, obgleich wir an dieser Stelle am wenigsten eine Portraitzeichnung erwarten dürfen.

Nur den Reichthum und die Gefahren, welche er in der Natur seiner Freundin erkennt, faßt er in Johanna's Gestalt zusammen, und zeigt sie umgeben von den Schmerzen und Versuchungen, in welche eine Frau geräth, die es wagte, die Grenzen der weiblichen Sitte zu überschreiten, über welche ein unklares ideales Verlangen sie hinaustrug. Doch sieht der Dichter diese Schmerzen nicht ohne Hoffnung auf ihre Heilung, und die schöne Lösung, welche Johanna's Schicksal in dem Bündniß findet, das sie mit reiner Empfindung einem beglückten

Leben wiedergiebt, scheint von der Hoffnung eingegeben, die ihn damals noch für die Zukunft einer geliebten Frau erfüllte.

Wenn Johanna in einer schmerzerfüllten Stunde die großen Erinnerungen ihrer Jugend vor Hermann entrollt, so ist es Elise Lützow, deren Begeisterung durch Worte des Dichters, wie die folgenden, zu uns spricht:

„Sie war die hohe Brautwoche, der süße Honigmonat meines Lebens! Ich war zwanzig Jahr alt, auf meines Vaters Schlosse erwachsen, der, wie ihn die Leute auch beschelten mögen, mir ein guter Vater war, mich aufstreben ließ frei und ungezwängt, gleich den Tannen in unserem Park. An seiner Seite zu Pferde, oder im leichten Jagdwagen, wenn der Hirsch verfolgt wurde, war es mir oft, als müßten Flügel mir an beiden Schultern wachsen, so leicht und rein rollte in mir das muthige Leben! Daheim horchte ich den Erzählungen der Reisenden und klugen Männer, welche meinen Vater besuchten und von fremden Ländern und Menschen sprachen, oder ich las Geschichte mit meiner alten, würdigen Erzieherin. Denn, Dank sei es denen, welche über mein Geschick geboten: nichts Gemeines und Eitles durfte mich berühren, und ich erinnere mich noch, daß in meinem Zimmer der Spiegel fehlte. Welt und Vorzeit umgaben mich wie ein schönes, sinnvolles Märchen, in dessen Mitte ich, allen Helden und Weisen vertraulich nahe, liebe Tage hinspann."

Die seltsame Scene, welche diesem Ergusse Johanna's an den unerkannten Bruder folgt, hat aber nicht ihren Ursprung in einer Thatsache aus dem Leben der Gräfin, sie knüpft nur an eine Episode aus den Befreiungskriegen an, und ist von der Dichtung sehr umgestaltet. Es war die Freundschaft nicht die Liebe, welche sich lange Zeit nicht entschloß, die sterblichen Ueberreste eines der gefallenen Streiter der Erde zurückzugeben, die sie bereits bedeckt hatte und der ein gegebenes Wort sie wieder entzog. Der junge Friesen, dessen Arndt in einem seiner Lieder

gedenkt, und ein Freund hatten sich das Versprechen gegeben, daß Einer den Andern nicht auf fremder Erde verwesen lassen wolle. Friesen, einer der reinsten und tugendhaftesten unter den Streitern des Lützowschen Corps, war eins der ersten Opfer des großen Kampfes. Zum Schmerz seiner Freunde fiel er, und nicht in einer der großen Schlachten, sondern er wurde auf einem Streifzuge in Belgien erschlagen.

Als der Friede hergestellt war, erfüllte der treue Freund sein Versprechen, forschte mit Mühe und Gefahr nach dem Grabe des Gebliebenen, und führte die endlich gefundenen Gebeine desselben heim. Aber viele Jahre vergingen, ehe er sich entschloß, sie der Erde wiederzugeben, und erst in den Vierziger Jahren bestattete ein Kreis alter Lützower Kampfgenossen, der bis an's Ende treu zusammenhielt, in Berlin still, doch nicht ohne ernste Feier, den einstigen Gefährten. Auch die Gräfin Ahlefeldt gehörte zu denen, welche einen Kranz auf den reich mit Blumen geschmückten Sarg legten.

Zwei scharf entgegengesetzte Persönlichkeiten, gewissermaßen die Pole der weiblichen Natur, hat der Dichter uns in Johanna und der Herzogin gezeigt. Beide treten uns gleich anfänglich auf einer Höhe der Entwickelung und des Lebens entgegen. Aber zwischen ihnen erscheint im Verlauf der Geschichte noch eine dritte Frauengestalt, ein jugendlich zartes Bild, anfänglich in der Knospe verschlossen, dann sich aus dieser lieblich und sicher zur vollen Weiblichkeit entfaltend. Mit der reinen Kraft ihres Wesens beugt sie sich dem Schicksal, ohne von seiner Schwere erdrückt zu werden; mit unschuldiger Hand löst sie die Räthsel des Daseins, und wird sich ihrer eigenen Bedeutung nicht bewußt, leise schreitet ihre Seele durch verwirrende Erlebnisse zur Klarheit über sich selbst fort, langsam wird sie in ihrem Herzen bekannt und bedarf selbst der Zeit, um sich von dem Schrecken über ein so Gewaltiges als die Liebe ist, zu erholen. Scheu zieht sie sich in ihr Inneres zurück, als sie die Macht derselben

zuerst empfindet, und weist so lange das ungeduldige Dringen Hermanns zurück, bis ihr Herz reif geworden ist, um seinem beweglichen Wesen den Halt zu gewähren, der in einer solchen Natur liegt.

Wenn wir Cornelie zu den Persönlichkeiten stellen, deren Umrisse wir bisher bezeichnet, so haben wir uns die wesentlichen Erscheinungen der Epigonen vergegenwärtigt, diejenigen, deren Schicksal und Charakter bestimmend auf die Nebenpersonen wirkt.

Auch unter diesen ist aber keine unbedeutend, und Immermann zeigt auch darin seine Begabung, daß er überall mit wenigen Strichen abgerundete Persönlichkeiten schafft.

Die Einsicht in die Briefe, welche Immermann nach dem Erscheinen der Epigonen empfing, zeigt, daß der Eindruck des Buches an vielen Stellen groß war, und daß der Dichter manches gute Wort über sein Werk vernahm. Selbst Tieck überwand seine Abneigung gegen alles Briefschreiben, um seinen Dank für ein Werk auszudrücken, das er reicher und größer nennt, als irgend eine frühere Schöpfung des Freundes. „Das Ernste und Großartige des Buches läßt ihn dasselbe mit den Gemälden der strengen Schule vergleichen, die den Reiz der Sinne verschmähte und nur durch die Großheit der Formen und den kräftig vorgetragenen Gegenstand wirken wollte."

Ebenso zeigte sich O. L. B. Wolff in Jena wahrhaft von dem Werke ergriffen und schrieb: „Ihr Buch hat einen tiefen und schweren Eindruck auf mich gemacht, ich habe nirgends unsere Zeit so aufgefaßt gefunden, so vor die Augen mit magischer Gewalt beschworen als hier; aber es hat mir weh gethan, denn aus dem Buche spricht deutlich, was Sie von dieser Epoche und durch sie gelitten haben, und wie es auf

der einen Seite mich noch mehr anregt, Sie zu lieben und zu verehren, der Sie so mit echtem Dichtergemüth Herr über alle diese Erddämonen geworden sind, so thut es mir auf der anderen Seite doch sehr wehe, mir zu denken, wie unser Leben Sie gehemmt und gestört hat. Das Buch hat mir auffallend den Eindruck einer Hauschronik gemacht, und ich glaube fest, seine eigenthümliche Bedeutsamkeit wird es erst bei den späteren Generationen haben, die mit ruhigem und tieferem Blick vor den darin niedergelegten Reichthümern staunen und sich daran erbauen werden."

Wolff wünschte diese Eindrücke auch für Andere auszusprechen, und schrieb eine feine und sorgfältige Beurtheilung der Epigonen, welche er der Jenaer Literaturzeitung übersandte. Der Redacteur derselben, Doctor E. wies sie zurück, weil darin etwas enthalten sei, was der Pietät für Goethe's Namen widerstrebe. Diese sogenannte Impietät bestand zwar in nichts Anderem, als in einem nahe liegenden Vergleich der Epigonen und des Wilhelm Meister; aber ein solches Vorurtheil genügte, um die schätzenswerthe Arbeit erst nach längerer Zeit zur Veröffentlichung gelangen zu lassen.

„Wäre ich noch fähig," schrieb Immermann auf die Mittheilung Wolffs, „über irgend Etwas in dem deutschen Literaturwesen zu erstaunen, so würde das Verfahren des Herrn E. mir diese Regung entlockt haben; denn Ihre Recension enthält auch nicht das mindeste der Pietät gegen Goethe Widerstreitende. So aber habe ich mir jene Emotionen längst abgewöhnt; sie sind nicht wohl angebracht einem Gebiete gegenüber, wo gegenwärtig sich knabenhafte Petulanz, Servilismus und eunuchische Abgötterei mit dem Verwesten, und die Umtriebe der Cliquen den Preis des schmutzigen Sieges streitig machen. Schlimm nur für mich, daß dergleichen die Veröffentlichung eines für mich so ehrenvollen Zeugnisses hindert. Ich habe die Recension mit großer Freude gelesen."

Das Urtheil eines Freundes blieb der Oeffentlichkeit vor der Hand entzogen, aber die Journale enthielten statt dessen allerhand ungenügende und unverständige Anzeigen, so daß bald darauf Immermann an seinen Bruder Hermann schrieb: „Ich stehe einmal wieder der druckpapiernen Welt gegenüber ohne meine Schuld allein und unverstanden da. Was die nicht schreibenden Leser betrifft, so kann ich mit deren Urtheilen, soweit sie mir bekannt geworden sind, zufrieden sein. Wilhelmi ist der Druckurtheiler Leitstern; was der sagt, das ist ihnen Tendenz des Buches, der Verfasser mag ihn noch so krank und hypochondrisch hingestellt haben, an seinen Worten läßt sich, wie an einem guten Henkel, das Gefäß am besten ergreifen. Wie lange habe ich an diesen Büchern gearbeitet, wie schwer habe ich die Aufgabe genommen, und wie kurz und leicht machen es sich die Menschen nun damit! Von der Bescheidenheit, daß ein solches Werk vielleicht Manches in ihnen selbst zu reifen bestimmt sei, daß man das abzuwarten habe, keine Spur! Von der Fülle der Erwartungen, in welche der Schluß hinaussieht, kein Verständniß; das müßte alles so hübsch breit ausgepinselt sein, um den müden Sinnen bemerkbar zu werden."

Während des Juni 1836 brachte das Buch Immermann eine eigenthümliche Zuschrift ein. Sie kam von dem Doctor D. in Coblenz, und die wunderliche Mischung von Anerkennung und Tadel reizte Immermann zu einer Erwiederung, die wir im Stande sind, mitzutheilen. Zu besserem Verständniß lassen wir den D.'schen Brief vorausgehen.

Coblenz, den 24. Juni 1836.

„Sie sagen, es giebt kein Publikum. Aber es mag sich damit wohl verhalten, wie mit der guten Gesellschaft: Sie ist da, aber nicht immer beisammen. Geht es denn mit Rath, Einsicht, Tugend, Kraft ein Haar besser? —

„Ich habe eben die Epigonen beendigt. Sie sind ein

Spiegel, den man zu betrachten nicht müde wird, selbst wo er in's Widerliche verzerrt. Ueberall redet ein männlicher Sinn, dem es sich gut zuhört, weil er Wahrheit und Recht will, und Uebermaß meidet. Mit ihm paart sich eine liebliche Psyche, der Hauch einer gestaltenden Dichtungskraft, der besonders den zweiten Theil durchweht.

„Verwickelung, Vorbereitung, Lösung, — Alles geht Schritt vor Schritt, nicht stockend, nicht übereilt, ohne Frost und ohne Schwüle. Man glaubt oft, ein Drama werde uns vorgeführt. Was kann es helfen, wenn ich Einzelnes (das Turnier und Caroussel u. s. w.) hervorhebe? Bei einem Werke echter Dichtung versteht sich dies ja von selbst, ebenso wie der krystallenhelle Styl, in dem die Epigonen sich vielleicht von Allem unterscheiden, was seit den Wahlverwandtschaften in deutscher Prosa geschrieben ist.

„Aber ein wunderliches Buch sind diese Epigonen, wie kein anderes. Wahrheit in Wort und That fehlt der Gegenwart, und wer gedeihen will, muß zu ihr zurück durch Glück und Leid. Adel und Bürger, Kaufmann und Staatswirth, Soldat und Künstler, — Alle sind abgewichen und die Gelehrten blieben nicht zurück im allgemeinen Sinken. Fasse ich so den Grundgedanken, wie sticht dann so manches Einzelne als zu scharf und eckig hervor, und wie viel lauter wird die Forderung an diese Epigonen selbst, daß in ihnen ein lebensvoller, gotterfüllter (was ist mehr dieses Namens werth als echte Poesie?) Kern hervorleuchte aus dem trüben Element! — Was im Merlin, aller unleugbaren Kraft ungeachtet, jedes reine Gemüth beleidigen muß, die Urkraft des Bösen, — diese Uebersetzung des Goethe'schen Faust in's Dämonische, — das giebt sich auch in dem neuen Werke kund. Ich meine nicht einzelne Teufeleien, Hinterlist, Betrug gegen Andere, — und (der ärgste!) gegen die eigene Seele, — nein, es ist die Größe nicht groß, die Klarheit nicht hell, die Frömmigkeit nicht fromm, wo man es am meisten

wünschte, und über Allem schwebt ein nicht recht menschliches und noch weniger göttliches Schicksal.

„Von echter Poesie verlange ich mehr, als Form über unklare Grundgedanken geworfen. Sie soll und muß zeugen von dem Heiligen und Gerechten, wie Homer, Sophokles und Shakespeare es thun. Ich hasse die Frömmler, und stelle die Heuchler nicht höher, als Dante sie im bleiernen Rock gestellt. Aber die Epigonen sind nicht fromm, wo sie es sein sollten, und — sonderbarer Weise! — man merkt ihnen Hang und Bedürfniß dazu an. — Das zweite ist die zu weit getriebene Aehnlichkeit mancher Charaktere. Im Aristophanes sind ärgere Sachen, als Ihr Hindu und Anderes, das ich zum Theil nicht einmal verstehe. Aber die Epigonen sind kein karikirendes Lustspiel, sie sind mehr; denn sie wollen die Zeit spiegeln, wie sie war und ist, und ich denke, das gehe ohne Persönlichkeit, die obendrein nach zwanzig Jahren unverständlich wird.

„Und Flämmchen! — Alle Sittlichkeit bei Seite geschoben, — (Philine ist tausendmal schlimmer,) aber wo ist da noch Natur? Und doch haben Naturkräfte erscheinen sollen, und ich ahne in diesem Mittelwesen von Mignon und Homunculus (Faust II. Theil) den Elementargeist, die bewegliche Feuergewalt der sinnlichen Welt.

„So viel bloß um zu zeigen, daß ich nicht blind gelobt. Aber haben Sie Dank für Cornelie, Johanna und auch Wilhelmi. Dem guten Hermann geht ein rechter Charakter ab, wie den meisten Männern des Buches, den alten Kaufmann etwa ausgenommen. In jenen aber fühlt man Lebenswärme und in ihren Irrthümern selbst ist Menschliches und Schönes. Cornelie im Milchthal bei den Lämmern ist ein köstliches Bild, doch deren sind noch manche darin, haben Sie Dank für eine Menge reiner, schöner, tiefer Bilder und Betrachtungen! —

„Seien Sie nicht böse über diese freilich unverlangten Bekenntnisse. Ich habe Ihnen den Beweis geben wollen, daß es

noch ein Publikum giebt, wenigstens in der Trennung, — das Sie ehrt und bewundert — wie ich es aller Meinungsverschiedenheit ungeachtet, — (darin ist auch Schicksal!) — stets gethan habe und thun werde."

Immermanns Antwort lautet:

„Ich habe Ihren Brief, verehrtester Herr Doktor, empfangen und bin durch ihn in ziemlich entgegengesetzten Richtungen angeregt worden.

„Auf der einen Seite hat mich der Antheil, den Sie an meinem Werk nehmen und der aus dem Umstande, daß Sie in solcher Weise an mich schreiben, hervorgeht, nur erfreuen können, dann aber kam es mir wunderbar vor, daß ein so ernster Antheil Sie nicht über momentane Mißstimmungen hinweg zu heben vermochte, welche allein nach meiner Meinung den scharfen Tadel erzeugten, womit Sie meine Arbeit bezeichneten. So muß ich urtheilen, weil nach genauer Prüfung mir doch das Gefühl bleibt, daß Ihre Ausstellungen die Sache nicht treffen.

„Damit ich aber wohl verstanden werde, so bemerke ich daß ich unter jenen Mißstimmungen nichts Persönliches, oder Individuelles, sondern lediglich das Unbehagen meine, welches im Allgemeinen jetzt die Gemüther der Empfangenden, bei der ersten Bekanntschaft mit einem selbstständig auftretenden Produkte zu ergreifen pflegt und welches meistentheils die Stelle der unbedingten arglosen Freude vertritt, welche in einer abgewichenen Welt- und Literaturepoche sich bei solchen Begegnungen gern offenbarte. Da man nun die Zeit und die Menschen nehmen muß, wie sie sind und nur sein können, so ist die gute Stimmung über Ihren Brief doch die vorherrschende in mir geblieben und aus ihr entspringt diese Antwort, in welcher ich versuchen will, mich über Manches deutlich zu machen, was Ihnen nicht gefallen wollte.

„Wenn Sie im Allgemeinen von einem Werke der modernen Zeit den Eindruck verlangen, den Ihnen die Poesie des Homer, des Sophokles oder Shakespeare erregt, so empfinden Sie ein Begehren, welches Ihnen die Gegenwart und die Dichter der Gegenwart nicht erfüllen können, welches Sie aber auch gar nicht empfinden sollten, da man von jeder Zeit nur fordern darf, was ihr gehört. Das Alterthum hatte seine geschlossenen Grenzen, die Ihnen, dem Gelehrten und Philologen gewiß noch anschaulicher sein werden, als sie es mir sind. Innerhalb derselben entwickelten sich jene Dichtungen mit unglaublicher Schönheit, die aber neben sich noch viele Entfaltungen zugelassen hat und zulassen wird. Das Individuum, wollte es überhaupt existiren, fiel zusammen mit dem Staat, dem Volksglauben, der Sitte; aus dieser Identität entsprang nun das charakteristische Merkmal der alten Poesie, da die Dichtung immer nur der geistige Reflex der Zeit ist; ihr Planes, Faßliches, Symbolisches, aber auch ihr Enges, und wenn Sie das Wort nicht zu schwer nehmen wollen, ihre Armuth.

„Mit dem Christenthum tritt die Persönlichkeit, das Individuum in seine eigentlichen, weit greifenden Berechtigungen ein, der Mensch ist nur für sich da, der beste Theil seiner Existenz beginnt erst mit der Loslösung seines Selbst von dem allgemeinen, irdischen Substrate, das Gemeinsame war eigentlich nur die Kirche, ein Staatsleben gab es kaum, der Feudalismus, das einzige politische Institut, spiegelte das besonderste Verhältniß ab. Die Dichtung jener Zeiten war wie die Zeit, psychologisch, scheinbar willkürlich, phanstatisch, ihre glänzendste Erscheinung, Shakespeare stand an der äußersten Grenze desselben; in ihm resümirte sich gewissermaßen noch einmal das Mittelalter mit allem Reichthum und allen Geheimnissen der Individualität. — Alte Poesie und Shakespeare geben daher die beiden Extreme einfacher Weltstellung und Weltbetrachtung.

Sie müssen, wie alles Einfache, eine höchst wohlthätige Wirkung hervorbringen.

„Was ist nun das Charakteristische der modernen Zeit? Das Individuum hat sich mit seinen Ansprüchen bis zur eigensinnigsten, ja krankhaftesten Spitze heraufgetrieben, aber eben darum ist es auch über den Punkt der Befriedigung in sich selbst schon hinweg. Alle Menschen empfinden jetzt ein Bedürfniß nach allgemein gültigen Unterlagen des Daseins, nach organischen, objectiven Lebensformen, ohne gleichwohl zur Ergreifung derselben schon geschickt zu sein, weil es dabei immer auf eine starke Entäußerung des Egoistischen, Individuellen ankommt. Eine Kirche giebt es kaum noch, der Feudalismus hat ganz aufgehört und etwas Analoges, wie der Staat des Alterthums, erblicken wir nur erst in der Zukunft in dämmernden Umrissen.

„Dieser noch nicht geschlichtete Zwiespalt giebt allen Charakteren der Gegenwart etwas Halbes und Doppeltes zugleich, allen Ereignissen etwas Zweideutiges, aber freilich auch um so Magischeres, die Schicksale schweben mitten inne zwischen Zufall und Vorsehung. — Ein Werk nun, wie die Epigonen, welches das Leben der Gegenwart darstellt, muß also in Anlage, Führung, Gestaltung und Gliederung etwas Aehnliches von diesem Doppel- und Vieldeutigen sein. Hierin wird seine Wahrheit bestehen und die Wahrheit ist, wie und wo sie erscheine, immer göttlicher Natur; wir werden, wo sie uns anblickt, sind wir rein gestimmt, die fromme Befriedigung empfinden, deren Mangel Sie mir vorhalten.

„Freilich wäre jene Zweideutigkeit der Zeit, jene Unbekanntheit der Schicksale mit einseitiger Vorliebe in das Grelle ausgemalt, die Epigonen auch nur streckenweise ein ins widerliche verzerrender Spiegel, wie Sie sagen, so würde es schlimm um das Buch stehen; allein Sie erlauben mir zu bemerken, daß außer Ihnen noch Niemand, der mit mir darüber sprach,

dies fand. Ich wüßte auch nicht, wie dergleichen in das Buch gekommen sein sollte, da meine Seele, wenn ich daran schrieb, frei war von Haß und Schärfe, und mit Liebe die Gestalten, die mir vorschwebten, umfaßte. Mich dünkt, alle Figuren die darin vorkommen, sind, so seltsam und närrisch sie sich auch hin und wieder geberden mögen, als Menschen gedacht und gezeichnet, und wo es irgend künstlerisch motivirt war, ist zum Troste auf den unendlichen Reichthum der Zeit, der eben aus dem geschilderten Kampfe entspringt, hingewiesen. — Wäre ich aber weiter gegangen, hätte ich einen Charakter, wie Sie ihn zu wünschen scheinen, hingestellt, an dem sich die Andern festgehalten und auferbaut hätten, oder irgend einem Dogma, philosophischen oder christlichem einen durchgreifenden Einfluß aufgetragen, so würde ich in meinem poetischen Gewissen mir selber unwahr und unfromm vorgekommen sein, denn es giebt dergleichen Charaktere, Verhältnisse und Einflüsse nicht. — So viel im Allgemeinen konnte ich nur anführen und mußte, um meine Deduction zu rechtfertigen, an manches Bekannte hier erinnern. Können Sie sich mit diesem Gesichtspunkte überhaupt vertraut machen, so wird auch manches Einzelne in anderem Lichte erscheinen. Einer alles vermitteln und humanisiren wollenden Tendenz zum Trotze, springen auch wohl solche Launen der Natur hervor wie Flämmchen, und hat man die ungeheuren Weltkriege zum nächsten Hintergrunde, die an und für sich ganz wahrscheinlichen, entsetzlichen Vermischungen, aus denen sie entsprang, so ist sie auch physisch und psychisch wohl erklärlich, schon wird ihre Wirklichkeit durch die inzwischen vorgetretene Bettina nachgewiesen.

„Nimmt man Hermanns Frühreife und Unerfahrenheit, seine künstliche Kälte und natürliche Wärme, überhaupt das abgestorbene Lebendige dieser Erscheinung zusammen, so wird es ihm an so viel Physiognomie und Charakter nicht fehlen, als nöthig ist, die Ereignisse an sich zu ziehen, anstatt sie von sich

abzustoßen. — Endlich fürchte ich auch nicht, daß der Hindu sobald veralten werde, es wird nach A. W. Schlegels dereinstigem Hintritt immer noch Gelehrte geben, die den Charakter spielen wollen."

Man sieht aus diesen Worten, wie bereit und willig Immermann einer jeden Annäherung entgegenkam und selbst in wunderlicher Form die gute Meinung zu erkennen wußte. Um so erfreulicher ist es, daß in den letzten Nummern der Mitternachtszeitung von 1836 ein Aufsatz von Laube ihm eine ganz ungetheilte Befriedigung gewähren konnte.

„Es liest sich beinah fabelhaft", schreibt er dem Bruder, „daß Jemand sich in unsern Tagen so über eine Erscheinung ausspricht, und der Ton dieser unbedingten Anerkennung machte mir viel Freude, und gab mir einmal wieder das Gefühl von Wärme gegen Welt und Publikum, wie ich lange nicht verspürt hatte, da durch fortgesetzte Unbilden dafür gesorgt worden ist, mich auszukälten".

Leider blieben solche Stimmen, die geeignet waren, das große Publikum aufmerksam zu machen, vereinzelt, und Immermanns Ausspruch ist wahr, im Allgemeinen haben es die Epigonen nicht über den succès d'estime hinausgebracht. Mehr als ein Jahrzent befriedigte die erste mäßige Ausgabe das Bedürfniß des deutschen Volkes nach einem Werke, an welches einer der bedeutendsten Männer der Zeit die Kraft und Begeisterung seiner besten Jahre gesetzt hatte. Immermann blieb auch jetzt in einer gewissen Einsamkeit, ihm fehlte noch die volle allgemeine Anerkennung, die der schönste Lohn des Dichters ist und für die ihn die Hochachtung und Verehrung, die sich in einem Kreise ernster und tiefer Naturen von Jahr zu Jahr für ihn mehrte, nicht ganz entschädigen konnte. Der Schmerz über den Mangel an Verständniß, über eine ablehnende Kälte, auf die er in der großen Menge stieß, über die Theilnahmlosigkeit an den ernsten Gestalten, welche er seinem Volke auf-

richtete, blieb auch jetzt sein Begleiter, obgleich er redlich darnach rang, ihn nicht in das Heiligthum seiner Muse dringen zu lassen, und in seinem inneren Leben mehr und mehr über seine Verstimmungen siegte.

Uebrigens dürfen wir den Klagen über einen Erfolg, der hinter dem Werth der Epigonen zurückblieb, hinzufügen, daß sie einen Uebergang bildeten in der Geltung der Immermannschen Schriften, und daß sie der vollen Anerkennung seiner letzten Werke vielleicht bei Manchen den Weg bahnen halfen. Zweifellos gehören sie zu den poetischen Erscheinungen, die von nachwirkender Bedeutung sind, und die Kritik hat lange anerkannt, daß nach Goethe die Epigonen das erste wahrhaft bedeutende Werk auf dem Gebiete des klassischen Romanes waren. Auch ihre Sprache ist würdig auf dieses Gebiet gestellt zu werden. In anmuthiger Ruhe und klarer Abrundung bringt sie kräftig und zart zugleich, alle Stimmungen zur Geltung und verbindet die verschiedensten Töne zu einer vollkommenen Harmonie.

Wir schließen diese Besprechung mit der Erinnerung an das, was Stahr in seinem Leben Immermanns über die Epigonen also ausspricht: „Wenn etwas den befriedigenden Eindruck dieses echten Kunstwerkes zu beeinträchtigen schien, so war es der trübe Schatten einer herben Weltansicht, der sich stellenweise über die lichtvolle Klarheit und plastische Schönheit seiner Gestaltungen verbreitet zeigte und jener Rest tief innerlicher Verstimmung, die noch nicht ganz in der eignen Brust des Dichters überwunden, dem Schlusse die volle Versöhnung und die ungetrübte Aussicht in eine schöne Zukunft entzog. Mit großer Klarheit hatte er der Zeit und ihren socialen Lebensfragen in das Antlitz geschaut, bis an die Grenzen des Erlaubten hatte er ihren Elementen Ausdruck und Gestaltung verliehen und wie ein echter Dichter immer zugleich ein Seher ist, so hat auch Immermann in diesem merkwürdigen Buche

über seine Zeit herausgreifend einen Conflikt zweier politisch-socialer Prinzipien geschildert, deren schärfstes Aufeinanderstoßen erst zehn Jahre später unsere Gegenwart erleben sollte. Es ist daher sehr natürlich, daß das Interesse an dieser Dichtung Immermann's mit den Jahren nur zunehmen konnte und die volle Würdigung und Anerkennung des Geleisteten eigentlich der Zukunft aufbehalten bleibt, für die das Peinliche, Befangende der aus der unmittelbaren Gegenwart genommenen Ingredienzien sich mehr und mehr verliert und in den Hintergrund tritt. Seiner eigenen Zeit war dieses Conterfei ihres Antlitzes in zu beengende Nähe gerückt. Die Deutlichkeit schadete der Wirkung. Das Verhältniß war einem Gemälde zu vergleichen, das dem Betrachter allzu nahe gerückt, die aufgesetzten Farbenlichter allzu grell erscheinen läßt."

XXV.

Der letzte Winter des Düsseldorfer Stadttheaters unter Immermanns Leitung.

October 1836 bis 31. März 1837.

Nach der Festaufführung zu Ehren des Kronprinzen kehrte die Bühne nochmals nach Elberfeld zurück, wo die Vorstellungen während des Octobers fortgingen. Durch den Abgang eines tüchtigen Regisseurs, dessen gesteigerte Anforderungen Immermann nicht zu erfüllen gewillt war, sah er sich in dieser Zeit genöthigt, eigentlich selbst den Regisseur zu machen, „allein es war dies die letzte Mühe, die ich verwendete", sagt er, „Geldmangel nnd vieles Andere hatten schon damals die Ueberzeugung festgestellt, daß das Theater mit dem 1. April 1837 eingehen müsse, deshalb konnte ich mich denn auch eher noch einmal zu einer solcheu Anstrengung entschließen. Wünschen mußte ich, daß die Bühne wenigstens in ihrer höchsten Schönheit und Kraft untergehe und dafür schien es sogar vortheilhaft, die Nothwendigkeit eintreten zu lassen, daß das Auge des Herrn unmittelbar über Allem und Jedem in diesem letzten Stadio walte."

Die Hergänge dieses letzten Theaterwinters hat Immermann später in der Form eines Tagebuches niedergeschrieben, welches einen Theil seiner dramaturgischen Erinnerungen bilden sollte, und aus dem wir auch die Beschreibung des Kronprinz-

lichen Festes entlehnten. Es ist zwar vollständig in dem dreizehnten Bande seiner Schriften abgedruckt, aber da wir gar keine andere Quelle über diese Periode seines Lebens besitzen, so fügen wir seinen Inhalt diesen Blättern wörtlich ein, so weit er ihrem Zwecke entspricht und lassen in dem folgenden den Dichter selbst reden.

October.

„So bunt der September streckenweise ausgesehen hatte, so einförmig machte sich im Ganzen der October, der für mich fast durchgängig in Hin- und Herfahrten zwischen Düsseldorf und Elberfeld zum Behufe der Inspection des Theaters bestand. Ich nahm mich wieder der Sache aus allen Kräften an und fuhr die Woche ein Paar mal hinüber. Ja ich machte oft die Reise drei- viermal in der Woche. Zum Glück war klares Wetter, so daß die Unbequemlichkeiten dieses Nomadisirens sich noch ertragen ließen. Mein Augenmerk war darauf gerichtet, wenigstens für die ersten Wochen in Düsseldorf, während der noch übrigen Elberfelder Zeit Rath zu schaffen. Mit Fiesco sollte hier begonnen werden, da er fast das einzige noch übrige Stück eines deutschen Klassikers war, was wir noch nicht gegeben hatten. Wegen des Uebrigen hatte ich mir einen Plan gemacht. Zum Theil ermüdet, zum Theil gewitziget durch das Publikum, wollte ich in diesem letzten Winter nicht mit scharfem ästhetischen Besen kehren, wenigstens nicht damit beginnen.

„Ich hielt es daher für angemessen, allerhand neue Lustspiele zum Anfang des Mahles aufzutischen, dazwischen Spektakelsachen wie Hinko, Preciosa und Jacobe von Baden nicht zu verschmähen und durfte hoffen, daß, wenn ich auf solche Weise die Wege der Volksgunst angebahnt, ich nach und nach

um so unangefochtener die guten und bedeutenden Sachen, die ich noch im Felleisen führte und um deren Willen ich mich allein fernerhin mit der Bühne noch befassen mochte, würde nachbringen können. Für das Komische schien die nunmehrige Zusammensetzung des Personals besonders günstige Elemente zu bieten, ich nahm mir daher vor, das Lustspiel besonders zu kultiviren und immer schwebte mir ein Shakespearesches als höchstes Ziel der Wünsche vor. Um den Sinn der Leute, der an den fremden Orten immer sehr versank, wieder etwas zu wecken, las ich ihnen an einem Abende in Elberfeld den ersten Theil von Heinrich IV. vor.

„Die Messe war unsere letzte Hoffnung rücksichtlich des Geldbeutels gewesen. Aber auch diese Hoffnung scheiterte. Der Kunstreiter L. zog mit seiner Gesellschaft ein und die Menschen an. Der Häusersche Stall blieb daher leer und die Einnahmen schlecht. Als der sechszehnte herannahte, wurde mir ein Deficit von siebenhundert Thalern angekündigt. Hier war nun guter Rath theuer, oder vielmehr, er war sehr wohlfeil zu haben, weil außer dem Auskunftsmittel, daß ich persönlich vor den Riß trat, sich kein zweites zeigte. Freilich konnte ich damit übel ankommen, indessen war nicht zu schwanken, denn es wäre doch zu abscheulich gewesen, die Bühne wenige Tage vor ihrer Verlegung zu den Düsseldorfer Fleischtöpfen für fallirt zu erklären und aufzulösen, nachdem man sie mit so saurer Mühe bis hierher durchgeschleppt hatte.

„Auch ließ sich weit eher Hülfe in der Noth erwarten, wenn die Leute erst wieder die Anschauung des Theaters gehabt und sich an das Theatervergnügen gewöhnt hatten. Ich borgte also siebenhundert Thaler und stürzte sie in die Kasse. Die Rückzahlung versprach ich bis zu Neujahr.

„Die letzten Vorstellungen waren die einträglichsten und so konnte denn die Bretterwelt noch mit Ehren aus Elberfeld kommen. Mir war der Ort so unangenehm geworden, daß,

als ich am 17. October nach der Probe vom Hofer mich mit leichtem Herzen zum letzten Mal auf den Rückweg nach Düsseldorf machte, ich mir das Gelübde ablegte, nie hinfüro anders als gezwungen dort verweilen zu wollen. Die Schauspieler baten mich inständigst, die Vorstellung des Hofer mit anzusehen. Es wäre mir rein unmöglich gewesen.

„Am 19. begannen hier die Vorstellungen mit dem Wasserträger. Am 23. wurde das Schauspiel mit Fiesco eröffnet. Diese Vorstellung hatte ich mit zwei Proben förmlich herauspeitschen müssen. Dennoch ging sie recht rasch, frisch und kräftig. Das Stück ist übrigens denn doch der Gipfel des Schillerschen Bombastes und ich hatte in den Proben alle Mühe bei den haushoch einherschreitenden Stelzenreden, den nöthigen Directorialernst beizubehalten.

„Das erste Repertoir bewegte sich nun nach meinem Plane in den Vorstellungen von: Endlich hat er es doch gut gemacht; der Ball zu Ellerbrunn, Preciosa, die Günstlinge (von der Birch-Pfeiffer) Jacobe von Baden, vorwärts.

„Die Lustspiele gingen wirklich ganz allerliebst, Shakespeare, Calderon, Goethe schienen beseitigt, Alles was gegeben wurde, war à la portée de tout le monde, der Impressario schien von seinen Grillen geheilt zu sein und so konnte es nicht fehlen, daß die Bühne binnen Kurzem sich einen Grad von Popularität erworben hatte, wie er ihr früher nie zu Theil geworden war."

November.

„Ich befand mich jetzt in dem Vortheile, daß da die dramatische Sudelküche, welche dem Publiko und seinem brünstigen Verlangen endlich aufgethan worden war, denn doch bald anfing zu widerstehen und wenigstens einige Stimmen nach classischen Sachen laut wurden, anstatt daß sonst, wo ich meine

Perlen umherstreute, Niemand es nur der Mühe werth erachtet hatte, sie aufzulesen.

„Ich nahm daher zuvörderst aus meinem Felleisen den Kaufmann von Venedig hervor und ließ ihn am 7. November geben. Dieses Stück steht unter den höheren Schöpfungen Shakespeares, dem nachherigen bürgerlichen Genre am nächsten. Die höchste Blüthe gebildeter Geselligkeit leuchtet aus demselben hervor; alle diese Figuren: die schöne hülfreiche Wittwe, der prächtige Freiwerber, der königliche Kaufmann, der feinempfindende Lorenzo, die liebliche Jüdin, der muntere Graziano, das zierliche anstellige Kammermädchen, bis zu dem ausgelassenen Lanzelot, ja bis zu den behaglich umher schlendernden Nebenpersonen hinunter, haben etwas unsäglich Wohlthuendes und Anmuthendes. Man hat die Empfindung, die sonst selten im Schauspiel, öfter durch den Roman angeregt wird, daß man mit diesem heitern Kreise gerne unter den Laubengängen von Belmont wandeln möchte. Die märchenhaften Zuthaten, das Schicksal durch die drei Kästchen treten mäßig und episodisch gehalten hinzu: Sie dienen dazu, das Gemälde zu steigern, ohne daß sie jedoch den Grundton des Ganzen, jenes Behagen heiterer Sitte und Kultur zu verwirren, oder unruhig zu machen, im Stande wären.

„Aber keine Sitte schützt vor Unsitte; in den feinsten Kreisen kann sich doch leicht, nach einer Seite hin, oft eine gewisse Rohheit erzeugen. Und so ist es auch hier geschehen. Die Rohheit zeigt sich als Judenhaß und es ist der feinste Zug im Gemälde, daß sie hauptsächlich von dem am zartesten, ja bis zur Kränklichkeit empfindenden unter den Christen ausgeht.

„Die Rache bleibt nicht aus, man bedarf des Juden, des so oft verachteten und gehöhnten Juden, und ein schweres Wetter scheint über den frohen gemächlichen Kreis heraufzuziehen. Aber in der ganzen Behandlung dieser Nöthe durch

den Dichter, in einer gewissen komödienhaften Uebertreibung, sieht man auch sofort, daß es mit dem Schrecken abgethan sein solle. Es entsteht kein düstrer Druck dadurch, man ist gespannt, wie Porzias Witz die Verwirrung lösen werde; daß sie gelöst werden wird, daran hat der Dichter den Glauben von vorn herein in uns befestigt.

„Diese Komödie im höchsten Style verlangt eine ganz ausgezeichnete Darstellung. Sie muß fein, leicht, hinscherzend und durch den Scherz hindurch doch oft wieder das tiefste Herz offenbarend sein, sonst wird sie bei der bequemen, halbepischen Haltung des Ganzen noch brüchiger und lockerer erscheinen, als die Darstellung mancher andrer Shakespearescher Werke. Welch eine Aufgabe sind die Scenen zwischen Bassanio und Porzia und dann der ganze himmlisch schöne fünfte Act! Ich habe noch nie eine Darstellung dieses Stückes gesehen, die sich auch nur der Vollkommenheit genähert hätte. Hier hatte ich gethan was in meinen Kräften stand, wenigstens eine gewisse Einheit und Consistenz hineinzubringen.

„Ein heftiges rheumatisches Fieber der Pleura, welches mich in diesen Tagen befiel, unterbrach mich in der Vorlesung des Werks und hemmte mich in den Vorbereitungen; hergestellt, suchte ich indeß nachher einzubringen, was möglich war. Ich ließ mir die Mühe mit den sogenannten Episoden nicht verdrießen und buchstabirte ihnen die Rollen förmlich ein. So ließ ich auch Lorenzo und Jessica ihr Wechsel- und Liebesgespräch unzählige Male wiederholen, bis sie den Ton einigermaßen trafen.

„Es kam daher eine Darstellung zu Stande, die wenigstens das Lob einer gewissen reinlichen Ausführung hatte und in der die Nähte, in denen das Ganze zusammenhing, nicht allzu grob und sichtbar waren. Freilich fehlte es in den bedeutendsten Partien an gar Manchem und mein Bassanio konnte kaum schlechter sein. Auf die Geh- und Kommscenen in den Straßen

von Venedig hatte ich besonderen Fleiß verwendet, so daß sie sich leicht und natürlich abspielten.

„Shylock ist die Rolle, die von den Schauspielern für die bedeutendste gehalten wird und die sie zu Gastrollen wählen. Ich kann hiermit nicht sympathisiren, ich glaube, daß Bassanio, Porzia, ja selbst Antonio, Lorenzo, Jessica, Nerissa im Grunde eben so dankbare Rollen sind. Der Streit ist alt, ob der Jude im Judendialecte gespielt werden solle oder nicht. Man sagt: der Jude, welcher hundertfältige Erstattung seiner Forderung verschmäht, um ein Pfund Fleisch seinem Feinde ausschneiden zu können, ist kein gemeiner Jude, er ist Repräsentant des tiefsten schauerlichsten Hasses; auf der andern Seite kommen in seinen Reden so manche eigenthümliche Wendungen vor, bei denen man unwillkürlich an den Tonfall denken muß, in dem dieses Volk spricht. Ich bin noch nie von Jemand in dieser Rolle recht getroffen worden. Immer hatte die Darstellung für mich etwas Absichtliches, Hölzernes, Grelles, Marionettenhaftes.

„Wahrscheinlich schwebten Shakespeare Darstellungsmittel eines seiner Mitglieder vor, die uns verschollen sind; Mittel, wodurch das jüdische Gepräge nicht ins Bettelhafte, Possirliche herabgezogen, der ernste Zug nicht bis zum tragischen Pathos emporgeschraubt wurde, sondern die Figur als ein finstres seltsames Räthsel, jedoch aus einem Märchengebiete, welches nichts Lastendes, Schwebendes, Starres duldet, durch die hellen Gestalten hindurch schwebt. Wie die Sachen jetzt stehen und wenn man mit beschränkten Talenten zu thun hat, muß man immer auf das ernste nicht jüdelnde Spiel dringen, denn sonst kommen sie gar zu sehr in das beliebte Schaurige.

„Uebrigens gehörte dieser Kaufmann bei uns zu den Stücken, wie jede Bühne sie hat, über denen immer ein Unstern schwebt. Vor zwei Jahren war es in höchster Eile eingeübt worden und ganz erbärmlich gegangen. Diesmal war nun die

Aufführung bei Weitem besser, aber Frau Versing, welche die Porzia spielte, war so leidend, daß sie ihre Rolle kaum ausspielen konnte. Am andern Morgen lag ein Krankheits-Attest auf meinem Tisch, welches ein langwieriges Siechthum voraussehen ließ. So war ich denn im Beginn der Saison ohne erste Liebhaberin.

„Am 17. spielte der Walzer-Strauß im Theater. Die Präcision, womit dieses Corps seine Musikstücke ausführt, als ob ein einziger Mann virtuosenhaft sämmtliche Instrumente dieses Orchesters spielte, ist rühmenswerth, obgleich durchaus nichts Wunderbares, da nur Fleiß, Gehör, Ausdauer und strenges Regiment dazu gehören, jede Kapelle auf diesen Punkt der Ausbildung zu bringen. Während dieser Walzer dachte ich beständig: jedes Schauspiel, wozu nicht in einzelnen Partien ein besonderes Genie gehört, würde hier so gehen, wie diese Straußischen Walzer, wenn du Mittel in Händen hättest, Jeden zu zwingen, daß er genau das thäte, was du haben willst. — Die Sachen selbst sind ohne Spur von Genie, ein tolles Zusammenwürfeln aller möglichen Hasch-Effecte. Denkt man sie sich in einem hell erleuchteten Wiener Tanzsaale, unter blühenden üppigen Gestalten, die farbigen Lampen des Gartens von draußen hereinscheinend, gespielt, so mag dies Schlittengeläute, das Peitschenknallen, die Nachtigallsflöte und die Strohfiedel sich ganz amüsant machen; als selbstständiges Concert aber will denn das doch nicht Stich halten. Das Haus war ungeheuer voll und unser armes Theater hatte es zu verspüren.

„Am folgenden Tage wurde der dumme Peter von Holtei gegeben. Ein alter Oheim, der in einer modernen aufgelösten Wirthschaft den dummen Bedienten spielt, den Banquerott des Hauses erlebt und nachdem darauf der Neffe sich mit seiner Frau unter grünen Bäumen, bei einer Schale Milch zum einfachen Styl des Lebens zurückgefunden hat, sich decouvrirt und als großmüthiger Millionär Alles ins Gleiche bringt.

„Ich war ganz erstaunt, meinen alten Freund so geschickt in der Ifflandischen Wirthschaft verwalten zu sehen, manche Züge des modernsten Lebens waren ganz hübsch angebracht, selbst ein Anflug von Charakteristik ließ sich verspüren und dann kuckte wieder durch ein paar burschikose Witze der pudelnärrische Holtei vor.

„Aber bereits war wiederum ein schweres theatralisches Geschütz angefahren worden: Der wunderthätige Magus von Calderon (21. November).

„Schon im Sommer hatte ich die Bearbeitung und Einrichtung dieses Stückes vorgenommen und die Darstellung vielfach bedacht. Ich wollte diesmal neben der sorgfältigsten poetischen Behandlung auch alle mir zu Gebote stehende Scenerie- und Maschineriemittel in Bewegung setzen, wozu das Stück so vielfältig Anlaß giebt. Eine Ahnung sagte mir, daß meine Mühe diesmal nicht vergebens sein, daß ich mit dieser Darstellung einen Hauptschlag machen werde.

„In der Bearbeitung konnte ich mich sehr bescheiden verhalten, und mich nur darauf beschränken, einigen Luxus in den Reden des Dämon wegzuschneiden, die Spaßhaftigkeit der beiden Diener hin und wieder zu mindern und der dialektischen Scholastik in den Auseinandersetzungen des Cyprianus ihre Grenzen anzuweisen. Sonst zeigte sich der Text unsern Verhältnissen ganz angemessen. Desto mehr hatte ich mit der scenischen Einrichtung zu thun; daß alles Kommen und Gehen nach den Gesetzen einer gewissen allegorischen Symmetrie geschehe, die Gruppen sich immer wie Bilder stellten, der Teufel nicht anders als aus dem Boden oder durch die Lüfte komme und ebenso verschwinde, das stürmende Meer, das scheiternde Schiff nicht allzu puppenspielmäßig aussehe, der wandernde Berg sich mit vulkanischem Getöse und Flammenschein in Bewegung setze, das Phantom gräßlich genug sei, um Bußfertigkeit zu erwecken, war mein ernstliches Augenmerk gewesen.

Für den Schluß hatte ich eine ganz besondere Phantasmagorie ersonnen, die mir meine Freunde unter den Malern ausführen halfen. Ich setzte daher Maschinisten und Garderobiers stark in Bewegung und hielt, nachdem ich mit den Leseproben fertig war, besondere Decorations- und Costümproben, bis alles recht auf den Schlag ging und fleckte. Ich erinnere mich mit Vergnügen an dies bunte Treiben. Die ersten beiden Akte sah das Publikum mit ziemlicher Fassung an, indessen war doch eine große Aufmerksamkeit rege. Als aber in der großen Scene des 3. Aktes, wo Cyprianus und Satan ihr Disputatorium über die Eigenschaften Gottes abgehalten, dem Satan bei den Worten:

„Satan ist's, dem Du gehuldigt!"

der Zaubermantel und die Kappe wie mürber Zunder abfielen und er zum rothen, gehörnten, Fledermausflügel ausspreizenden Feuergotte im Nu verwandelt dastand, da war der Jubel groß, und als er gar, von Cyprianus geschlagen, durch die Lüfte hinwegflog, brach ein unermeßlicher Beifall aus. Nun gingen die letzten Scenen ihren Gang. Justinens Heiligkeit verfehlte nicht zu rühren. Aber noch stand das Köstlichste bevor. Denn als die beiden Märtyrer nun den Tod gelitten hatten und das Gewitter das Haus des bösen Heiden mit seinen Schlägen erschütterte, erhob sich der hintere Vorhang und man sah das Schaffot, auf dem die Leichname der Enthaupteten lagen. Rings um das Blutgerüste hatte sich ein ungeheurer Drache gelagert, derselbe, den die Maler sich einmal zu einer ihrer Aufführungen gemacht hatten. Ueber dem Drachen und der Schlange den Kopf zertretend, schwebte in goldner Rüstung mit großen Cherubimflügeln die goldene Lanze zum Todesstoß hinabsenkend, der Erzengel Michael in der Stellung des Raphaelischen Bildes im Pariser Museum. Im Halbkreise umher schwebten, von Wolken getragen, Engel mit Palmen und Lilien in den Händen. Der Scharfrichter, ein großer wild-

aussehender Kerl, ganz in Roth gekleidet, war vom Schaffot herabgestürzt, stützte sich auf sein blankes Beil und hielt, vom Glanze der himmlischen Erscheinung geblendet, die andere Hand vor den Augen. In den Vordergrund hatten sich Volk, Krieger, Edle und der Statthalter von Antiochien gezogen und verharrten dort in einer Gruppe mannigfaltigen Erstaunens und Schreckens. Indem nun weißes, rothes und grünes Feuer die Apotheose mit wundersamem Glanze umspielte und die Gruppe der Heiden in einen kräftigen Schatten warf, der Teufel seine letzte Rede aus der Verborgenheit heraus hielt und von den himmlischen Harfen das Gloria in excelsis ertönte, fiel der Vorhang.

„Ein stürmisches Entzücken erschütterte das Haus. Wirklich hatte auch der Zauberglanz des letzten Bildes Alles übertroffen, was hier noch sichtbar geworden war. Man rief Alle heraus und sie waren oben so klug das Bild noch einmal erscheinen zu lassen. Neuer Jubel. Darauf wurden der Magus und der Teufel noch insbesondere herausgerufen.

„Nie hatte ein Stück ein solches Glück gemacht, als dieses. Am folgenden Tage wurde es auf allgemeines Verlangen wiederholt und machte wieder volles Haus. Dann wurde es in demselben Winter noch zweimal gegeben, jedesmal vor zahlreicher Versammlung; wohl das erste Beispiel dieser Art bei einem Trauerspiele in Düsseldorf. Die geringsten Leute sprachen über den Magus auf der Straße, es gab ihrer, welche sagten, sie würden so oft hingehen, als es nur gegeben würde.

„Der allgemeine Beifall, welchen der Magus gefunden, war zwar auf so viele Mühe recht angenehm, dagegen aber konnte ich der Ansicht derer, die aus diesem Facto mir den poetischen Sinn der Düsseldorfer deduciren wollten, nicht beitreten, denn nicht die Poesie hatte die große Wirkung hervorgebracht, sondern der Schiffbruch, der wandernde Berg, der fliegende Teufel, die Engel und der Erzengel im bengalischen Licht, kurz alle die Hors d'oeuvre, die ich anzubringen gewußt hatte.

„Der größte Vortheil für mich bestand in dem Nachdenken, welches das Werk in mir, gleich allen bedeutenden Sachen, die ich in Scene setzte, erregte.

„Zum Schluß des Monats kam dann wieder eine andere Art von Magie zum Vorschein, nämlich das viel ausgeschriene Stück: Zu ebener Erde und im ersten Stock von Nestroy. Diese Wiener Bluetten ersteigen sich nie höher, als bis zur Erwägung, was für eine schöne Sache das Geld sei. Die Armen werden plötzlich reich, und will der Dichter noch rechten Luxus in der Poesie treiben, so läßt er einen Reichen daneben plötzlich arm werden. Diese Contraste können sich nun Wand an Wand abspielen. Hier in unserem Stücke hat sich dagegen die Erfindung einmal auf Querbalken gelegt; die Reichen wohnen oben, die Armen darunter; nach und nach kamen die Armen hinauf und die Reichen hinunter. Wir ließen trotz alles Schreiens der Abonnenten das Ding an drei Tagen hintereinander los, und ich hatte durch diese Repetitionen, welche keine Proben erforderten, Zeit gewonnen, im Stillen wieder manches Würdige vorzubereiten."

December.

„In den ersten Tagen dieses Monats war die Versing denn doch so weit wieder hergestellt, um in den Bauerfeldschen Bekenntnissen, welche hier zum ersten Mal gegeben wurden, aufzutreten. Ziemlich gleichzeitig hatte Bauernfeld auf mein Begehren Bürgerlich und Romantisch eingesandt und sich in einem artig geschriebenen Briefe rühmend über die Epigonen ausgelassen, von denen ich überhaupt nach und nach abnehmen konnte, daß sie anfingen, ihren Weg durch Deutschland zu machen.

„Die Bekenntnisse gefielen sehr und konnten wiederholt werden.

„Inzwischen war ich fleißig an den Vorbereitungen für Othello. Ich stelle dieses Stück unter Shakespeare's Werken

in die zweite Reihe. Der Kreis, in dem es sich bewegt, ist etwas eng und peinlich; es liegt ein starker Accent auf dem Psychologischen, was, wo es vorherrscht, immer dem dramatischen Gedicht etwas Mühseliges giebt, die freie Weihe der Poesie fehlt hier einigermaßen, wodurch, wenn ich so sagen darf, Shakespeare sonst immer, auch wenn die Handlung in einem Hause vor sich geht, Dach und Fach verschwinden und des Himmels allumfangendes Blau hineinscheinen läßt. Die Eifersucht des Mohren ist zu sehr als Thema an und für sich behandelt, dies ist meisterhaft nach allen Seiten gewendet, und bis zum Grunde erschöpft; nun gut; aber was soll uns anziehen, einem im Grunde doch einfältigen Afrikaner fünf Akte hindurch, durch alle Krämpfe dieser Leidenschaft zu folgen? Jago, nun endlich, dieser gerühmte Jago — ich kann in die große Bewunderung des Charakters nicht einstimmen, er ist mir zu sehr absichtliches Automat des Bösen. Seine Reden — nun will ich das und das thun — jetzt will ich einmal die Wirkung meines Giftes beobachten — sein Weiden an der Qual seines Schlachtopfers — es liegt mir darin etwas, was seitab von der wahren höchsten Poesie, wie sie Shakespeare selbst erst geschaffen hat, zu führen scheint. Nur Desdemona in ihrer himmlischen Einfalt gehört ganz in dieses Gebiet, mit ihrer Auskleidungsscene läßt sich nichts Anderes vergleichen.

„Indessen als Stück für unser Theater, als Mittel, die Darstellungskräfte der Schauspieler zu zeigen, ist Othello ganz vortrefflich. Man hat den Vortheil dabei, wenn die Sache so sorgfältig angefaßt wird, wie dies hier immer bei den Werken distinguirten Ranges der Fall war, daß man die Hauptscenen hindurch immer nur mit drei bis vier Personen zu thun hat, und ihnen daher eine ganz besonders feine Ausbildung zu geben im Stande ist. Das that ich denn auch, und probirte, vom Getöse der Bühne fern, auf dem Saale mit Othello, Jago, Desdemona, Emilia, Cassio tüchtig durch.

„Als Text diente mir das ältere Berliner Buch. Die Scene des dritten Aktes ließ ich im Garten spielen, und zu derselben vom Hintergrunde aus Wälle, Thürme und sonstige Theile der Fortification von Cypern beklemmend herein blicken. Den fünften Akt ließ ich, um die Stimmung beisammen zu halten, gleich im Schlafzimmer der Desdemona beginnen und Rodrigos Tod nur erzählen.

„Noch im letzten Stadio sollte unser Thespiskarren mit den Priestern und Devoten zusammentreffen.

„Der Glöckner von Notredame war am 15. December mit seinem Gerassel und Geprassel, seinen Häschern, Zigeunern, dem Bär, den Gaunern, Bettlern und Krüppeln gegeben worden, und hatte männiglich erfreut; ich war daher wie aus den Wolken gefallen, als ich in den folgenden Tagen hörte, das Stück habe die größte Entrüstung hervorgebracht. Die Sache hing aber so zusammen. Ein Pater hatte in der Kirche sich anathematisirend über die Entwürdigung des geistlichen Standes im lasterhaften Archidiaconus vernehmen lassen, dadurch die Stimmung der Bürgersodalitäten aufgeregt, diese hatten wieder in ihren Kreisen geschürt und so war denn eine große Aufregung entstanden, in welcher sie beschlossen hatten, die schon angekündigte Wiederholung des Stückes durch Pfeifen, Zischen, faule Aepfel und Knittel zur Ehre Gottes zu hindern. Um der Kasse die Einnahme zu retten, schlug ich den Ausweg vor, das Laster von der Geistlichkeit hinwegzunehmen und der Verwaltungssphäre einzuimpfen, mit anderen Worten, aus dem schändlichen Priester einen abscheulichen Rathsherrn zu machen; jedoch vergebens. So sank der Glöckner in sein frühes Grab, nicht unbeweint, denn die Thränen der Abonnenten folgten ihm, welche vor der ersten Vorstellung ihr Geld hatten sparen wollen, und ihn nun leider gar nicht zu sehen bekamen. Nachmals, als ich die Leidenschaften für hinreichend gestillt hielt, wagte ich noch eine Intercession zu Gunsten des Geächteten bei der hohen Provin-

zialbehörde, abermals vergebens! Ich war längst über die Zeit hinaus, worin mich der Mangel eines schützenden und schirmenden Patronats, durch einen geistig gebildeten hochstehenden Mann, vertretender Freunde, und die Rohheit der Masse noch ärgerte. In den nächsten Tagen reichte ich meinem Demos, unverstimmt, abermals ein leckeres Würstchen, und zwar unter dem Spektakel der Räuber, die am 16. December aus den böhmischen Wäldern hervorbrachen.

„Ich war, als ich Tiecks jungen Tischlermeister im Sommer gelesen hatte, bei der Erzählung von der grandiosen Darstellung der Räuber auf dem Schlosse des Barons nicht aus dem Lachen gekommen, und hatte damals beschlossen, daß dies Phantasiebild in Düsseldorf eine Wirklichkeit werden solle. Und in der That läßt sich nicht läugnen, daß die Gräuel Karl Moors, Schweizers und Rollers nur problematisch erscheinen, wenn man sie nicht wirklich hat „im Getümmel fechten sehen."

„Es wurde daher die Einlegung einer großen Schlachtscene am Schluß des zweiten Aktes mit Hülfe von einigen und fünfzig Soldaten und mehreren Pfunden Pulver angeordnet. Nach den großen Worten Karl Moors: Ich fühle eine Armee in meiner Faust! verwandelte sich die Scene in die Tiefe der böhmischen Wälder, mit Felsblöcken, einem hohen Wege, den Trümmern eines wüsten Schlosses. Das Executionscommando rückte unter Hörnermarsch auf, einzelne Räuber zeigten sich da und dort, es entspann sich ein Tirailleurgefecht, welches mit einem Rückzuge der Soldaten endigte.

„In der letzten Hälfte dieses Monats beschäftigte ich mich mit der Bearbeitung der Tochter der Luft von Calderon. Die Idee, dieses Stück vorzuführen, hatte mir Uechtritz erregt, der von der Aufführung des Magus sehr erfreut war. Die Arbeit, welche hier, weil stellenweise eine förmlich neue Bearbeitung geliefert werden mußte, nicht unbedeutend war, fleckte mir so rasch, daß unter allem Trouble, in dem ich steckte, das Theaterbuch

noch vor Weihnachten fertig geworden war und die Rollen ausgeschrieben werden konnten.

„Ich konnte darauf rechnen, daß das Repertoir, wie ich es gestellt hatte, sich während der nächsten vierzehn Tage ohne Störung fortschieben werde, und so verlebte ich denn diesmal die Weihnachtsfeiertage, in welchen ich kaum jemand sprach, in einer so friedlichen äußerlichen Abgeschiedenheit, wie ich sie lange nicht genossen hatte. Wenn ich durch das Fenster blickte, sah ich auf den stillen, in Schnee gehüllten Garten, unter dessen kahlen grauen Sträuchern die gewöhnlichen Wintergäste, die Schwarzdrosseln mit gelben Schnäbeln nach kärglichem Futter hin- und hersprangen.

„Am 26sten kam der König von Griechenland mit seiner jungen Gemahlin durch. Da aber hier nur der Besitz einer Uniform in den Glanz der Majestät leitet, und ich diesen bunten Rock mir noch nicht habe anschaffen können, so wurde ich des Anblicks nicht theilhaftig, den ich sonst gern gehabt hätte.

„So ging denn das Jahr, welches abermals der Mühe und Arbeit gar viel gehabt hatte, seinem Ende zu. Am 30ten ließ ich die Gunst des Augenblickes von Devrient spielen, ein sehr artiges Stück, von dem ich nicht begreife, wie es hat an einigen Orten nicht gefallen mögen, doch ist freilich den Journalnachrichten, die dies versichern wollen, nicht zu trauen. Die Darstellung war eine der vorzüglichsten, die wir gehabt haben. Die Zuhörer hatten ihr großes Vergnügen daran.

„Am folgenden Tage, dem letzten im Jahre, fand die Generalversammlung zur Beschlußnahme, ob das Theater fortgeführt werden solle oder nicht? Statt. Sie war eigentlich nur eine Formalität, Niemand hatte mehr Lust, Sustentationsgelder zu zahlen, und so verstand sich die Aufhebung der Bühne mit dem Ablauf des Winters von selbst.

„Noch an demselben Tage ward der ganzen Gesellschaft gekündigt. Ich hatte bei diesem Ereignisse das Gefühl von

Jemand, der am Bett eines hoffnungslos Erkrankten steht, mit dem ihn die Bande der Neigung verknüpfen, und den zu pflegen ihm lange Zeit herzlich sauer geworden ist. Die fernere Pflege möchte vielleicht seine Kräfte übersteigen, er sieht ein, daß der Tod nicht abgewendet werden kann, dennoch aber überläuft ihn ein geheimer Schauder, wenn er an die Leere denkt, die nach dem Hinscheiden des Kranken solchen Mühen und Sorgen folgen wird."

Januar 1837.

„Der Hinblick auf das bevorstehende letzte Vierteljahr der Düsseldorfer Bühne, war wohl geeignet, Bangigkeit zu erregen.

„Meiner Natur ist nichts mehr zuwider, als der Anblick des Sinkens vor dem Untergange. Alles, was menschliche Kräfte unternommen haben, muß, wie die Sonne, in erhöhter Pracht abscheiden, soll mich die Erinnerung nicht mit einem immer quälenden Stachel peinigen. Hiernach erregte mir der Gedanke an ein Auslöschen der genialen Thätigkeit unserer Anstalt während der letzten Monate, an ihre geistige Auflösung vor der physischen, einen wahren Ekel. Gleichwohl war diese Wendung nicht die wahrscheinlichere? War zu glauben, daß man Leuten, die mir zum Theil selbst in besseren Zeiten nur heimlich widerstrebend gefolgt waren, die jetzt mit ihren Gedanken nur noch zur Hälfte hier waren, zur anderen Hälfte bereits in fremden Engagements umherschwärmten, noch ungewöhnliche Anstrengungen werde auflegen können? Daß sie fähig und geneigt sein würden, sich über dem Sumpfe des Theaterschlendrians emporzuhalten?

In solchen Tagen ist es am besten, sich zuvörderst auf seine Pflicht im äußersten Sinne des Wortes zu besinnen. Hatte ich in der mittleren Zeit der Bühne Manches Anderen überlassen, so mußte ich nun, wie in ihren frühesten Tagen, wieder Alles in Allem sein. Wollte ich meiner Heerde etwas zumuthen, so

durfte vor allen Dingen der Hirt sich nicht scheuen. Meine Stunden, meine Minuten gehörten fortan, soweit mich das Amt nicht fesselte, nur den Proben, dem An- und Einüben, den Besprechungen selbst über das kleinste Technische, dem Bearbeiten der Werke, die in gehäufter Zahl noch heraus kommen sollten; Literarisches, Lectüre, Verhältnisse, Ruhe, alle diese Dinge mußten auf einige Zeit lang zurückgestellt werden.

Eine der letzten großartigen Leistungen der Immermannschen Bühne war die Darstellung von Calderons „Tochter der Luft." Da leider beide Theile nicht mehr zu bewältigen waren, schien der zweite am geeignetsten für die Aufführung zu sein, weil er den ersten an tragischer Concentration, Neuheit der Erfindung und unverbrauchten Reizen übertrifft.

Immermann wählte also diesen und fügte demselben ein Vorspiel hinzu, in welchem das wunderbare Geschick der Semiramis und der Umschwung desselben aus dem Elend des Höhlenlebens zu Glück und Glanz vorgeführt wurde. So fein und schön Immermanns Besprechung des Gedichtes in seinem Tagebuche ist, so würde eine Wiederholung derselben hier zu weit führen, und wir setzen nur noch Einiges über die Aufführung selbst hinzu. Bei dieser entschied sich der Dichter zu einem etwas sonderbaren Verfahren, und legte, durch äußere Umstände bewegt, die Rollen der Semiramis und des Nynias in eine und dieselbe Hand. Da Calderon, sonst der Freund scharfer Contraste, beide Personen nie zusammen kommen läßt, schien es ihm fast wahrscheinlich, daß dieser selbst an eine derartige Darstellung gedacht habe; doch verbarg er sich nicht, daß bei solchen Wagnissen das Lächerliche neben dem Sublimen liege, und daß Alles darauf ankomme, wie das Ding angegriffen werde.

Mit der größten Sorgfalt ging er deshalb mit der Darstellerin (Md. Limbach) beide Rollen durch, und diese stellte dann auch nach genauem Studium zwei deutlich gesonderte Charakterbilder würdig auf. Eine gewählte Ausstattung des Costümes und der Scenerie unterstützte die Aufführung, die Vorstellung machte sich bunt und eigen, und gewann so viel Antheil, daß sie am folgenden Tage wiederholt werden konnte. Immermann selbst war durch den Erfolg befriedigt. Die Freude darüber mußte ihm aber auch über manchen Verdruß weghelfen, den er im Laufe des Januar zu erfahren hatte. Krankheiten im Personal machten die Oper lahm, und die ganze Last der Anstalt ruhte auf dem Schauspiel. Dazu war nie Geld genug an den Zahlungstagen vorhanden, der Verwaltungsrath sprach davon, die Zahlungen einzustellen, und wenn Immermann auch nicht ernstlich fürchtete, daß es dazu kommen würde, so hatte er doch schwer an den Nachwehen solcher Tage zu tragen. „In diesem Jammer," sagt er, „griff ich zu einem heroischen Mittel, ich etablirte nämlich eine Art von Terrorismus und ließ die schärfsten Publicanda an die Gesellschaft ausgehen, worin ich die Nichtswürdigen und Faulen nichtswürdig und faul nannte und ihnen ankündigte, daß ich für sie bei entstehender Insufficienz nichts, sondern nur noch etwas für die Guten und Fleißigen thun würde. Einen Theil der Gesellschaft hatte ich bei diesen Schritten auf meiner Seite, die Anderen tobten und schrien. Während dieser revolutiouairen Bewegungen lief ein Nachhall der französischen Revolution: der Pariser Taugenichts am 18. Januar vom Stapel. Ein Straßenjunge, der einen Pair de France Mores lehrt, ist eine eigene Creatur. Die Franzosen wissen aber auch solchen Gassenkoth mit einer appetitlichen Brühe anzurichten. Am 23sten hatten wir wieder ein neues Stück: Bürgerlich und Romantisch von Bauernfeld. Beide Novitäten gewannen sich großen Beifall, im Taugenichts schrie die Gallerie vor Entzücken mit."

„Desto schlechter ging es mir mit dem Alexis, von dem der erste Theil am 26sten, der zweite am 29sten gegeben wurde. Während des ersten rührte sich das Publikum ungeachtet der raschen und kräftigen Darstellung nicht, natürlich hatte Niemand mehr Lust zum zweiten Theil, Krankheiten kamen dazu, das Wetter war abscheulich, kurz es ist mir während meiner ganzen Theaterpraxis nichts Unangenehmeres vorgekommen, als diese Proben des zweiten Theiles.“

„Eines Tages ging ich mit Uechtritz spazieren. Wir sprachen dies und das, und ich erwog bei mir, wie vor zehn Jahren hier in Düsseldorf alle Verhältnisse so frisch und grün gewesen seien, wie man sich so Vieles übel genommen habe, und beständig heftiger Hader gewesen sei, der großen Ansprüche wegen, die Einer an den Anderen machte; darauf völlige Feindschaft, Bruch. Endlich Versöhnungen, leidlicher Verkehr, kluges Vermeiden aller Streitigkeiten, scheinbarer tiefer Friede aus Ermattung, Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit. Unter diesen Gedanken fuhr mir heraus: Wir sind hier auch auf ein Juste-Milieu gediehen. Nun muß ein solches unglückliches charakteristisches Wort nur ausgesprochen sein, so kann man es nicht wieder los werden, gleich der Melodie eines Gassenhauers, die sich auch so an das Gehör festsaugen und Einen zur Verzweiflung bringen kann. Nachmals begegnete mir Niemand, von dem ich nicht zu mir sagte: der gehört auch zum Juste-Milieu.“

Leider bildet diese Betrachtung den Schluß des Theatertagebuches, und ist überhaupt die letzte derartige Aufzeichnung, die wir von Immermann besitzen. In seinen späteren Lebensjahren

pflegte er nur noch seine Reiseerinnerungen niederzuschreiben, die Selbstgespräche, die uns so reichen Anhalt für das Bild seines Lebens gaben, waren verstummt, und nur einzelne, dem Dritten unverständliche Andeutungen auf kleine Ereignisse des Tages, finden sich hin und wieder zwischen den geschäftlichen Notizen seiner Terminkalender. Daß sich in den letzten Monaten des Theaterlebens keine Muße zum Schreiben fand, ist sehr begreiflich, denn je näher der Moment rückte, in welchem die Bühne sich auflösen sollte, desto mehr wuchsen Arbeit und Aufregung.

„Ich habe jetzt so viel zu thun," schreibt er Ende Januar an Hermann, „daß ich kaum athmen kann. Ich halte es für einen Ehrenpunkt, die Bühne in articulo mortis in alter strenger Form zu conserviren, und herauszufördern, was noch möglich ist, dabei wollen denn die juristischen Geschäfte auch abgewartet sein, und so strömt mein Leben jetzt zwischen Coulissen und Akten hin. Ginge es noch lange so fort, so würde ich ganz verdummen, denn ich komme nicht einmal dazu, ein Buch zu lesen. Nach acht Wochen ist es aber vorbei, dann will ich mich auf dem Polster der Ruhe ausstrecken und die Pfeife des Lebensgenusses rauchen, was ich unfigürlich auch jetzt schon thue; seit vorigen Herbst rauche ich nämlich wieder, und trinke Bier, wodurch eine gewisse realistische Befriedigung in mir erweckt wird.

„Sobald das Theater zerfallen ist, möchte ich gern von hier fort, wenn ich nur wüßte wohin? Zu einem altländischen Gericht kann ich mich nicht bequemen. Diese Plackereien, welche ich mit erneutem Schrecken auch aus Deinen Akten ersehen, würde ich gar nicht zu überwinden vermögen. Leib und Seele würden mir daran unrettbar verloren gehen. Deus juvabit.

„Hier haben einige tausend Menschen die Grippe. Ich bekam vor acht Tagen auch einen Anstoß davon, lief mit sel-

digem in's Schneegestöber, las dann drei Stunden lang Alexis vor, kehrte erhitzt durch die Kälte zurück, legte mich zu Bett, trank Fliederthee, schwitzte wie ein Braten und war den anderen Tag gesund. Die Natur ist also noch gut."

Diese gute Natur machte es dem Dichter auch möglich, die wahrhaft ungeheuren Anstrengungen des Februar und März zu ertragen. Er schloß die Bühne, wie er sagt, als bankerotter Impressario, aber die Ehre blieb gerettet, und das Theater ging im höchsten Glanze seiner Thätigkeit unter. Am 1. März wurde Egmont, am 16. Julius Cäsar, an Goethe's Todestag, am 22., Iphigenie, am 31. Griseldis geliefert neben der übrigen kurzen Tageswaare. Daß zu den Proben unter solchen Umständen nicht selten ein Theil der Nacht verwendet werden mußte, begreift sich, und es zeigt Immermanns große geistige Gewalt über die Schauspieler, daß er in einer Zeit, in der sonst die Interessen schon in der Ferne umherschweifen, solche Anforderungen an sie stellen durfte.

Die Aufführung von Halms Griseldis war die letzte welche der Dichter leitete. Uechtritz nennt sie eine der vollendetsten und gelungensten, das würdige Schwanenlied eines so edlen Strebens. Ein Epilog von Immermann, den Madame Limbach sprach, folgte dem Drama, und war ein verklärender Nachhall dessen, was man genossen und empfunden, weshalb er auch hier seine Stelle finden möge.

„Zum letzten Male hob der Vorhang sich
Von diesem Schauplatz, der des Lebens Bilder,
Die heitern, wie die ernsten, wechselvoll
Seit dreien Wintern Euch entgegentrug.
Die Stunden eilen, und es naht die trübe,
Die unser Bündniß löst. Nach allen Winden
Zerstreut das Schicksal, was, gesellt im Fleiß,
Einträchtig schaffend hier zusammenstand.

Das ist das Leben! Plötzlich küßt ein Hauch
Des Glücks die volle Knospe auf. Die Blüthe
Erschließt sich, lacht, und — welkt!
So war auch unser Glück, in Eurer Mitte
Uns unsrer bunten Thätigkeit zu freuen
Nur ein Moment. Kaum glich so manches schroff
Mistönende der ersten Zeit sich aus,
Kaum fügten sich zu einem Bau die Steine
Harmonisch ineinander, alsobald
Zerschlägt die Noth das Werk mit rauher Hand.

Doch auch das Trübste sei an diesem Orte,
Von dem der Druck des Lebens fern sich hält,
Mit Heiterkeit betrachtet! Wenn die Bühne
In ihrer Kraft und Frische, jugendlich,
Dem Dienst der Göttertochter Poesie
Sich weihend, untergeht,
Ist's nicht im Grund ein Heil? Der Tod galt stets
Noch für den glücklichsten, der an die Kraft,
Die ungeschwächte, rasch die Sichel legt,
Der trifft, noch eh' das Leben allgemach
Bewußtsein, Muth und Sinne ausgelöscht.

Sei dieser Tod ein Gleichniß unsers Falls,
Und dieses Gleichniß biet' uns sanften Trost.
Noch kämpfte, wagte, strebte hier ein Jeder,
Noch waren viele Kränze aufgesteckt
Und nicht ersiegt, noch hatte nicht der Alltag,
Nicht das Gemeine, dem des Menschen Werk
Im Lauf der Jahre leicht verfällt, entstellend
Die Scene überwuchert. — Fehler, wer verneint sie?
Manch Ungeschick, wer wagt es abzuleugnen?
Allein das sprechen wir mit Zuversicht
Und Wahrheit aus: — ward hier geirrt, so irrte
Der Eifer, nicht gleichgült'ge Lässigkeit.

So schlösse sich vielleicht zu rechter Zeit
Das Haus! so gingen unter günst'gen Sternen wir
Von hinnen! — Gebt die Hoffnung unsern Schritten
Als Reisesegen mit, daß nicht an's Ziel
Vor Eurem Blick gelangt, Ihr uns im Geist
Vordringend, wachsend, strebend schauen sollt.
Daß Ihr der Dichtung Traum, aus dem wir jetzt
Erwachen müssen, still in der Erinnerung
Verschönt, verklärt, zu Ende träumen wollt!

Die Hoffnung geht mit uns, der Dank bleibt hier.
Im Namen Aller bring' ich allen Guten,
Die freundlich uns auf unserm Pfad begleitet,
Aus voller Seele besten reinsten Dank.
Des Dichters Wort, des Künstlers Red' und Zeichen,
Erstehen erst zum vollen, ganzen Leben,
Wenn sie die ew'ge Melodie erwecken,
Die in dem Busen jedes Edeln schläft.
Für jeden Abend, wo Ihr uns in's Dasein
Bedeutende Gebilde rufen halft,
Bleibt unser Herz Euch immerdar verbunden.
Und so, im Nachgefühle guter Stunden,
Hört unsern Ruf des Abschieds: — Lebet wohl!"

Wenige Tage nach dem Schluß der Bühne schrieb Immermann an Halm: „Ich hatte mir immer vorgesetzt, den Untergang unserer Bühne mit Ihrem Morgenrothe zu verschönen; und so ist es denn auch gekommen. Ich glaube, daß Sie mit der Darstellung zufrieden gewesen sein würden. Griseldis war in den Händen einer Schauspielerin, die gerade für solche Gebilde wunderbar organisirt, das Außerordentlichste leistete, und obgleich die Anderen manchen Fehler machten, so waren doch Alle vom Vorgefühl des nahen Scheidens bewegt, und Jeder gab, an seiner Stelle, das Beste, was ihm nur möglich war,

so daß das Ganze einen überaus frischen und kräftigen Anstrich hatte und auch nicht das Geringste lahmte oder versagte. Das Publikum aber suchte im Angesicht des bevorstehenden Verlustes nachzuholen, was es in der Sicherheit des Besitzes, unlöblich genug, oft schuldig geblieben war. Der Applaus begleitete Scene für Scene die Darstellung und wechselte mit dem Schluchzen der Rührung und der tiefen Stille der Erschütterung ab.

„Sie sagen mir gute Worte über meine nun dahingegangene Anstalt; ich danke Ihnen dafür, um so mehr, als das Gefühl der Guten und Besten, mein einziger Lohn für jahrelange Mühe bleibt. Die Düsseldorfer Bühne war, ich darf dies wohl aussprechen, eine poetische; leider sah sie sich auf poesielosen Boden gepflanzt. Zweierlei ist an dem Verfall des deutschen Theaters Schuld, erstens, daß es sich außer Contakt mit der Literatur und dem Ideenkreise des Kerns der Nation gesetzt hat, zweitens, daß die Darstellung selbst allen Begriff der Schule und der Kunst verlor und die Idee von der Nothwendigkeit eines bis in das Kleinste harmonischen Ganzen, kaum noch in der abgeschwächtesten Erinnerung kennt. Beiden suchte ich entgegenzutreten durch ein von einer geistigen Aufgabe zur andern fortschreitendes Repertoir und durch eine Didaskalie, welche jeder Willkühr der Schauspieler den Weg vertrat, ja selbst den Schein der Pedanterie und der Sylbenstecherei nicht scheute, weil mir überhaupt in einer Darstellung Nichts unwichtig ist. So kam es denn, daß in Düsseldorf eine Reihe von Dichtungen sich verkörperte, deren Aufführung man an anderen Orten für unmöglich hält, und daß in unsern guten Darstellungen (denn wir hatten freilich auch herzlich schlechte) der Bediente und Anmelder an seinem Platze eben so gut spielte, wie der Held und die erste Liebhaberin an den ihrigen.“

Der Grund, welcher die Düsseldürfer Bühne untergehen ließ, war der allermateriellste. „Nicht an einem inneren Leiden, sondern einzig und allein daran ist sie gestorben," sagt Immermann, „daß ihr ein jährliches Subsidium von viertausend Thalern fehlte, dessen sie etwa zu ihrem Fortbestande bedurfte". Diese Thatsache wiederholte er allen Fragen und Erwägungen gegenüber zu den verschiedensten Zeiten gleich klar und rund, und bisweilen konnte ihn wohl ein Zorn ergreifen darüber, „daß unter den sechsunddreißig Fürsten Deutschlands sich keiner fand, der ein complet eingerichtetes Theater mit klassischem Repertoir und einer schon feststehenden Tradition und Regel mit geringen Kosten sich erkaufen mochte, oder daß die mehreren Millionen, welche das Kapital der Rheinischen Optimaten bildeten, nicht für das Deficit aufkamen." Oft aber erkannte er auch wieder rühmend an, daß die Düsseldorfer, nachdem sie in 2½ Jahren 16000 Thaler zugeschossen hatten, doch wieder 6000 Thaler hatten aufbringen wollen, wenn das Theater nur zu erhalten gewesen wäre und vergaß es den Schauspielern nie, daß die Mehrzahl derselben sich bei der Auflösung der Bühne bereit erklärt hatte, einen Theil ihrer Gage aufzugeben, wenn er nur ferner dem Theater seine Kräfte widmen wolle. Indessen konnte es nicht zweifelhaft sein, daß der unsichere Zustand, den man Jahre hindurch ertragen hatte, nicht länger durchzuführen sei, und die Pflicht der Selbsterhaltung nöthigte Immermann sich völlig von der Sache zurückzuziehen. Man hat damals verbreitet, daß eine gewisse Ermüdung und Blasirtheit ihn dazu getrieben, wogegen er sich in den Maskengesprächen entschieden verwahrt.

„Ich habe nie die Bühne überschätzt", sagt er dort „und bin nicht der Meinung, daß Deutschland untergehen müsse, weil es seit Dezennien keine mehr besitzt. Ich weise der Bühne aber allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an, und bin der Meinung, daß diese nicht vom Pietismus, nicht von der

Philosophie, nicht vom Commerziellen, oder vom Bilderbesehen, und Hundert andern Dingen, womit die Leute sich jetzt beschäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden kann. Weil ich mich denn also nicht mit einem trunkenen, sondern mit einem nüchternen aber liebevollen Blick an die Bühne machte, so habe ich ihre Leitung als ein ernstes Geschäft angesehen, bei dem man bekanntlich das Vergnügen nicht in einem wollüstigen Kitzel, sondern nur darin sucht, daß man sieht, man bringe die Sache vorwärts. Da nun die Resultate meiner Arbeit augenfällig waren und sich im Verlauf des Geschäfts nicht minderten, sondern steigerten, so hatte ich als guter Arbeiter meinen Lohn, fühlte mich in meinem Berufe frisch und verspürte keinerlei Ermüdung."

Ebenso widerspricht er an dieser Stelle den von mancher Seite geltend gemachten Betrachtungen über das Versiegen des Repertoirs, indem er sagt: „Leben ruht auf sich selbst, wird durch sich selbst verbürgt, weiß sich seine Zuflüsse zu öffnen. Ueber einem Institut voll Kraft und Blut waltet sein Stern. Ich weiß nicht, was ich noch alles hätte geben lassen sollen, meine Projektenzettel enthalten manches seltsame, phantastische, poetische, gewagte Problem verzeichnet. Da fallen mir eben Fortunat, Manfred, drei Vergeltungen in Einer, Demetrius, den ich fortsetzen wollte, Almansor, versteht sich, etwas zugestutzt, Grabbe's Napoleon, scenenweise, phantasmagorisch-tableauartig behandelt, Oedipus Rex ein. Denn auch an die antike Tragödie wollte ich mich wagen. Was davon mißlungen, was geglückt wäre, wer weiß es? Die Bühne aber würde fortgelebt haben, in dem neuen, alles 'hazardirenden Geiste. Konnte mittlerweile nicht ein frisches Talent erblühen und seine Kraft zu einem Theater hingezogen fühlen, welches ihm mehr Chancen für den Erfolg origineller Gedanken darbot, als ein andres."

In jenem Aufsatze bespricht Immermann auch den Vor-

saß, die Geschichte seines Theaters zu schreiben, und sieht diese Arbeit kaum als eine That des Willens, sondern als eine Nothwendigkeit an, die er also faßt:

„Ich habe die Pflicht, denn ich allein kann doch nur von dem inneren Mechanismus der Anstalt und ihren Gedanken im Einzelnen Rechenschaft geben. Nun ist aber die Aufgabe sehr schwer, und die Lösung will mir noch nicht klar werden. Mein Interesse an einer solchen Schrift ist ein rein praktisches: sie soll dem großen Publico zeigen, auf welche Weise man etwa die Reorganisation der deutschen Bühne beginnen könnte. Ich muß aber, will ich gründlich zu Werke gehen, über viele Materien technisch verhandeln. Das interessirt nur den einzelnen Techniker. Das Publikum, fürchte ich, wird sich dabei langweilen. Es will, wenn es auch nicht auf den Bänken vor den Lampen sitzt, die Entscheidung, nicht den Proceß."

Ob Immermann in der Folge ganz klar geworden ist über die Form, in welche er sein Werk fassen müsse, ist nicht anzugeben, aber wir wissen, daß er die Arbeit nicht aus den Augen ließ; daß sie ein Stück seiner Memorabilien bilden sollte. Die eben angeführten Aeußerungen sind erst mehrere Jahre nach dem Untergange der Bühne niedergeschrieben.

Nach Immermanns Tode gab Uechtritz in den Blättern für literarische Unterhaltung einen Bericht über des Freundes Bühnenleitung und außerdem besitzen wir in Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst eine Charakteristik derselben. Das Urtheil beider Männer stimmt im Wesentlichen überein, sowohl in der Anerkennung der großen Resultate welche Immermann erreichte, als auch in dem Bedenken, welches seine Ansicht von der Aufgabe der Schauspielkunst im Verhältniß zu dem darzustellenden Gedicht hervorruft, weil damit derselben ein Theil ihrer Bedeutung geraubt wird. Nur in einem Punkt wiederspricht Uechtritz Devrient, indem er Immermann weniger frei findet von einer Neigung zu decorativer Ausstat-

tung seiner theatralischen Darstellungen, welche ihn wohl verleitete, das Maß seiner Mittel nicht genug zu beachten.

Devrient sagt, daß Immermanns Führung vorwiegend den Charakter der literarischen Direction getragen habe, wie sie auch von Goethe seiner Zeit geübt sei, und dieses Urtheil wird durch manche eigene Aeußerungen des Dichters bestätigt. Er verlangte von der Schauspielkunst, daß sie nur von dem geschriebenen Worte ausgehen, daß das Gedicht erst etwas aus dem Schauspieler machen solle, und machte dadurch die Kunst desselben zu einer unmündigen, deren Production in ihrem Stoff aufgehen solle, während in allen anderen Künsten der Stoff in das Kunstwerk aufgeht. Devrient sieht auch gerade in diesem Verfahren eine Aehnlichkeit mit Goethe und wirft Immermann vor, daß er die Schauspielkunst nicht als Lebendigmachung des poetischen Gedankens anerkenne, nicht dem Darsteller zugestehe, daß er wahrhaft schöpferisch die Gedanken seiner Rolle in einer Weise ausbilde, wie sie dem Dichter nur dunkel vorgeschwebt habe. Dichterwerke, in denen eine phantasievolle Verknüpfung und die poetische Rede vorherrschen, sieht er vorzugsweise als solche an, in denen sich Immermanns Auffassung erfolgreich zeigen konnte, und er erkennt an, daß er namentlich die poetische Rede bei den untergeordneten Talenten seines Personals zu einer bewunderungswürdigen Abrundung zu bringen wußte. Werke der Spanier, der deutschen klassischen Literatur, zogen ihn daher an, bei Shakespeare aber, bei dem die Rede nur ein Theil der Lebensäußerung ist, der andere aber in der Handlung liegt, und bei dem das Wesentlichste, Höchste und Feinste nur zwischen den Zeilen zu lesen ist, fühlte Immermann selbst, obgleich unbewußt, das Ungenügende seiner Methode und darum kam er zu dem Resultat, daß man es aufgeben müsse, den großen Britten auf der deutschen Bühne heimisch zu machen.

Ob Devrient Recht hat, wenn er meint, es würde Immermann schließlich wie Goethe ergangen sein; er würde die Lust

und Freude an der Sache verloren haben, weil seine Schule das Repertoir, nicht die Schauspielkunst selbst sich zum Zwecke gesetzt habe, ist nicht zu entscheiden; gewiß ist, daß seine Thätigkeit auf einem Punkte abbrach, wo sie ihm so lieb war, daß er nie ihren Untergang ganz zu verschmerzen vermochte.

XXVI.

Ghismonda. Fränkische Reise. Das Freiwilligen-Fest in Cöln. Anfänge des Münchhausen.

Frühling 1837 bis Herbst 1838.

Wenige Wochen nach dem Schlusse der Bühne wurde Immermann von einem heftigen Wechselfieber ergriffen. Vierzehn Tage lang nahm ihn das Krankenlager arg mit, aber am 1. Mai konnte er wieder dem Bruder schreiben: „Nun ist der Doktor dem Fieber tapfer mit Chinin entgegengerückt und es ist heute zum ersten Male weggeblieben. Da ich mich sehr in Acht nehme und mich in der treusten, sorgfältigsten Pflege befinde, so hoffe ich, daß ich dasselbe nicht wieder bekommen und mich nun nach und nach wieder erholen werde".

Seinen 41 jährigen Geburtstag erlebte er während der Krankheit, empfing aber manche Liebesbeweise in der Abgeschiedenheit des Krankenzimmers. Dankbare Theaterfreundinnen beschenkten ihn mit einem von ihnen gestickten Fußteppich, und ein größerer Kreis von anerkennenden Mitbürgern verehrte ihm einen kostbaren silbernen Pokal, der nach einer sehr schönen Zeichnung von Schrödter angefertigt war, und in welchem eine Anweisung auf edlen Rheinwein lag, der dem Genesenden zur Erquickung wurde.

Die Fieberanfälle wiederholten sich zwar nicht, aber der Arzt sah die Sache doch sehr ernsthaft an, denn noch am 22. Mai berichtet Immermann dem Bruder: „Ich habe bis jetzt noch Quarantaine halten müssen und mein Zimmer mit keinem Fuße verlassen dürfen. So sitze ich denn nun gegenwärtig in der sechsten Woche gefangen. Mein intelligenter und mir mit wahrer Freundschaft zugethaner Arzt Doktor Ebermayer hält nämlich das allerstrengste Regime, wochenlanges zu Betteliegen und daß sich der Reconvalescent gar nichts erlaubt, für das einzige Mittel, Rückfälle des sich sonst in's Endlose verspinnenden Uebels zu verhüten. Und ich glaube, daß er ganz Recht hat, und daß die sonst oft bis in das folgende Jahr hinüberdauernden Fieberanfälle immer in Vernachlässigungen ihren Grund haben."

Die Krankheit stimmte Immermann milde und sanft. „Man muß dankbar genug gegen sein eigen Schicksal sein", schreibt er, „wenn man so in einem erträglichen Train fortleben darf. Ich wünsche mir eigentlich kaum noch etwas; ein Tag wie der Andere, das ist mein Gebet. Selbst im Fieber war ich meistens heiter. Aus dem Bühnenschiffbruch bin ich auch noch so mit blauem Auge davon gekommen. Zwar habe ich tüchtig mit gut gesagt und bezahlt, indessen habe ich doch die Aussicht vor mir, durch zweijährigen literarischen Fleiß die auf mich fallenden Einbußen zu decken. Und was die Hauptsache, die Ehre ist in salvo geblieben. Ich glaube, ich werde nun viel schreiben. In den Reconvalescenzwochen habe ich ein Werk beinah fertig geschrieben."

Es war ein großes Glück für Immermann und ein neues Zeichen seiner geistigen Kraft, daß er fähig war, sich einer dichterischen Aufgabe mit voller Frische zuzuwenden, in dem Augenblicke, in welchem ihm eine zusagende und ihn völlig ausfüllende Thätigkeit genommen war. Zugleich lag darin aber auch der Beweis, daß die praktischen Anforderungen der

letzten Jahre ihn der Muse nicht entfremdet hatten. Die Ghismonda war es, welche nach langer Pause wieder die Schöpferlust des Dichters wach rief, ein Stoff, den er, wie wir wissen, seit zehn Jahren in Gedanken mit sich getragen hatte, ohne bis jetzt Muth und Stimmung für die Ausführung zu gewinnen. Kaum von dem Krankenlager erstanden, überfiel ihn eine ganz unbezwingliche Produktionslust und er schrieb in wenigen Wochen jenes Trauerspiel. „Daß ich in meinem zweiundvierzigsten Jahre, und nachdem ich längst glaubte, für eigene dramatische Produktionen erstorben zu sein, noch zu einer Liebestragödie kommen muß, bedünkt mich selbst sonderbar,“ schreibt er am 23. Juni an Halm. „Sollte sie gar gerathen, dabei bühnengerecht und dies die Folge meiner mehrjährigen praktischen Beschäftigung mit dem realen Theater sein, so hätte das Schicksal sich einmal vernünftig benommen“.

Es muß uns in der That verwundern, daß sich gerade jetzt Immermann jenem Drama zuwendete, wo ihm die Möglichkeit genommen war, seine Gestalten persönlich auf die Bühne, und zur Geltung zu bringen und wo er alle Schwierigkeiten hatte kennen lernen, mit denen auch die begeistertste Hingebung bei dem jetzigen Theater zu kämpfen hat, wenn sie ideale Aufgaben verfolgt. Und doch war es kein besonderes neues Erlebniß, keine frische Erfahrung des Herzens die er darin auszusprechen suchte, sondern nur die Sehnsucht, welche die Zeugerin der Poesie ist, das Verlangen nach einem neuen reichen Inhalte des Lebens schuf das zarte, tief empfundene Gedicht.

Der Plan war aus der ersten Novelle des Boccaz am vierten Tage des Decameron in seinen rohsten Umrissen hervorgegangen, aber der geistige Inhalt stand derselben sehr fern und basirte sich, wie Immermann an Tieck schrieb, „auf manche Anschauungen, die er von den Entfaltungen der Liebe, insbesondere bei Frauen gehabt hatte“. — Wir irren uns nach dieser Mittheilung um so weniger, wenn wir auch in dieser tragischen

Liebesgeschichte, wie in früheren ergreifenden Bildern seiner Dichtungen die Klage des Herzens vernehmen, das immer schmerzlicher die reine Befriedigung entbehrte, welche die volle Hingabe einer geliebten Frau dem Manne gewährt. Hochgeartet, edel, tiefer Empfindung fähig, zeichnet er seine Ghismonda; aber erst das grausenvollste Geschick befreit sie von dem kranken Stolz, der zagen Scheu des Ranges und löst ihr edles Ich aus den Bethörungen der Selbstsucht. So trägt auch diese Frauengestalt die widersprechenden Züge derjenigen, die dem Dichter ohne Aufhören durch viele Seiten ihres Wesens Bewunderung und Verehrung abgewann, obgleich er längst erkannt hatte, wie sehr sie sein Leben durch ihre Willkür gehemmt hatte.

Der Inhalt der Ghismonda, oder der Opfer des Schweigens, wie Immermann anfänglich das Drama nannte, ist der tragische Untergang einer Liebe, die nicht ihr heiliges Recht allem Widerstand der Welt gegenüber zu stellen wagt. Ghismonda, die Tochter und Erbin des Fürsten Tancred von Salern ist die Heldin, die den jugendlichen Geliebten Guiscardo entzückt, und in's Verderben stürzt. Guiscardo war von dem Vater Dagobert, einem alten Waffengefährten Tancred's an dessen Hof gebracht, um dienen zu lernen, damit er einst geschickt sei zu befehlen. Die erste Begegnung mit Ghismonden entscheidet sein Geschick; ihr Anblick schon reicht hin, das Herz des Jünglings mit einer Liebe zu erfüllen, deren Tiefe und Gewalt auch in der Brust der Prinzessin ein neues, ungeahntes Leben erweckt. Das Schweigen, das sie dem Geliebten nach dem Geständniß ihrer Gegenliebe als unverbrüchliches Gelübde auferlegt, läßt ihn den jähen Tod durch die Hand Tancred's finden, dem ihr eigner Untergang folgt.

Wir gehen nicht weiter auf das verwickelte Seelengemälde ein, denn es kommt uns wesentlich darauf an, die Idee hervorzuheben, die Immermann zu demselben zog. Die Liebe

wollte er schildern von ihrem ersten ahnungsvollen Entstehen bis zur höchsten Entfaltung, in der sie nur sich selbst als Dasein und Leben empfindet, und die Schönheit seiner eigenen Seele spricht sich in diesem Bilde aus. Es liegt ein zarter Duft wahrer Poesie über der Dichtung, ein reiner Hauch der Innigkeit und Wahrheit durchweht sie, und der nun schon über die Mitte des Lebens hinausgeschrittene Dichter zeigt eine Gluth und Begeisterung der Empfindung, als sei sein Herz erst eben in jugendlicher Wärme erwacht.

Mehr als ein Jahrzehnt war verstrichen, seitdem er Cardenio und Celinde geschrieben, das dunkle glühende Gedicht, und vergleicht man mit diesem die Ghismonda, so sieht man erfreut, wie sehr sein ganzes Wesen seitdem gehoben ist, wie veredelt die Züge sind, in welchen die Tragik des menschlichen Herzens sich in seinem Innern abspiegelt. Die Schmerzen Cardenios erschienen ihm einst als der eigentliche Inhalt des Daseins, jetzt sind sie zu einem heiligen Feuer in der Dichterbrust verklärt, und von dem vollsten Liebesbedürfniß, der vollsten Liebesfähigkeit genährt.

Immermann sandte sein Manuscript in den ersten Tagen des August an den Grafen Redern nach Berlin mit der Bitte um Darstellung auf der dortigen Bühne, die ihm auch bald in schmeichelhaften Ausdrücken zugesagt wurde und endlich einmal wieder eine literarische Einnahme in seine Kasse fließen ließ. Auf diese Zusage wandte er sich auch an Eduard Devrient, bat ihn, das Patronat seines Stückes zu übernehmen und sprach den Wunsch aus, daß es im Spätherbst gegeben werden möge. Mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit kam Devrient seinen Wünschen entgegen und Immermann wußte die Freundschaftsdienste voll zu würdigen, die er ihm später bei der Vertheilung der Rollen, bei der Einrichtung und dem Arrangement erwies. Aber leider konnten diese Bemühungen die gewünschte Beschleunigung der Aufführung nicht erwirken; erst im November

wurden die Rollen vertheilt und erst im Januar 1838 kam das Stück zur Aufführung. War diese Verzögerung auf der einen Seite sehr verdrießlich, so blieb dadurch auf der anderen der Dichter in einer spannenden hoffnungsvollen Erwartung, welche ihm für den Augenblick die geistige Frische erhielt, die er sonst nach der Vollendung einer Arbeit schmerzlich entbehrte.

Trotz des Kummers, den Immermann über den Untergang der Bühne empfand, wirkte die Freiheit, welche ihm wieder zu Theil geworden war, übrigens wohlthuend auf sein körperliches Befinden, namentlich erholten sich die überreizten Nerven in der Ruhe, die er genoß und in der manche neue literarische Pläne erwuchsen. „Ich denke bald an die Aufzeichnung meiner dramaturgischen Erinnerungen zu gehen“, schreibt er am 22. Mai an O. L. B. Wolff, „so lange die Sache noch frisch ist, jetzt steht sie mir aber noch in zu massenhafter Nähe. Es ist sonderbar, während die Journale von dem Erbärmlichsten des Erbärmlichen, nämlich, wie Madame X. gespielt und wann Herr Y. seinen Catarrh losgeworden, starren, war von der Düsseldorfer Bühne, wo wirklich materiell Interessantes in Führung, Behandlung der Stücke, Arrangement des Scenischen geschah, nie die Rede. Dies treibt mich hauptsächlich mit zur Feder; es ist hin und wieder hier etwas geschehen, was ein Mann von Fach noch auswärts wird brauchen können.“

Drei Jahre lang hatte Immermann den Umkreis von Düsseldorf nicht verlassen und während dieser Zeit von seiner Familie Niemanden gesehen als Hermann, der zum Besuch an den Rhein kam; darum wollte er im September einmal wieder nach Magdeburg gehen und hoffte, einige Wochen mit seiner Familie heiter und ungestört zu verleben. Diese Lieblingsidee, die ihn durch den ganzen Sommer begleitet hatte, zerstörte die Cholera; als er sich eben zur Abreise rüstete, erhielt er die Nachricht, daß die Krankheit in Magdeburg ausgebrochen sei. Es mußte sonach als Thorheit erscheinen, sich in eine Atmo-

sphäre zu wagen, die früher schon übel auf ihn gewirkt, und so entschloß sich Immermann, Franken und Thüringen zu besuchen. Die Erinnerungen an diese heitre, sehr ertragreiche Reise besitzen wir in Tagebüchern und Briefen, die unterweges niedergeschrieben und zum großen Theil gedruckt worden sind. — Wir begleiten den Dichter darum nur flüchtig auf derselben, um die Stimmungen zu verfolgen, in welche ihn der Anblick vieles Neuen und Interessanten versetzte.

Den ersten Aufenthalt machte er in Frankfurt. Trotz des Meßtroubels, der ihn nöthigte sich mit einem dürftigen Unterkommen zu begnügen, fand er Sammlung zur Umarbeitung einer Scene aus der Ghismonda, die Devrient angerathen hatte. Die Wellen des Menschentreibens, die ihn umwogten, gewährten einen eigenen Contrast mit dieser Beschäftigung, in welcher er sich in seinem eigentlichen Beruf still und sicher fühlte. — Von Frankfurt führte Immermann sein Pfad über Aschaffenburg nach Würzburg weiter und er empfand fröhlich und dankbar, wie es doch der größte Vortheil des Reisens sei, „daß das Schöne einmal wieder die ganze freie Seele, aus der alle Falten der Erinnerung weggeplättet sind, treffe". Dies Gefühl half selbst über die Unbequemlichkeiten weg, die schon das ewige Aus- und Einpacken seinem schwerfällig gewordenen Körper machten und über die oft sehr unerquicklichen Fahrten im Postwagen. Diesen entzog er sich denn auch zum Schaden seiner Kasse auf dem Wege durch den Spessart, der ihm wie ein urgermanischer Forst däuchte und den er nur in stiller Einsamkeit genießen konnte. Der himmlisch klare Morgen lockte ihn aus dem Wagen und auf heimliche Nebenwege, wo er mit Entzücken den Walddaft einsog, und zwischen wildem Thymian, Farren und Blumen, bunten Schmetterlingen und blauen Käfern, schlüpfenden Eidechsen und zierlich glänzenden Schlangen sein Märchen ersann: „Die Wunder im Spessart". In Bamberg interessirten den Wanderer mehr als

die Aeußerlichkeiten, die Spuren einer geistigen Vergangenheit, die noch in einzelnen wehmüthigen Lauten der Erinnerung zu ihm redeten. Hier hatte Hegel nach der Schlacht bei Jena privatisirt; hier hatte Holbein zuerst Calderonsche Stücke aufführen lassen, zu denen E. T. A. Hoffmann Decorationen malte, hier lebte und sang Wetzel, hier hatte ein genialer Arzt Marcus eine Zeitlang Alles literarisch und poetisch lebendig gehalten — nun war von diesen Dingen Nichts geblieben, als die Gräber die Immermann besuchte, und einige Menschen, die auf den eigentlichen Inhalt ihres Lebens zurücksahen.

„Wer Deutschlands geheimste, jungfräulichste Reize genießen will, muß nach dem gesegneten Franken reisen," schrieb er aus Muggendorf, dem Herzen der fränkischen Schweiz. In den Höhlen, die er auf dem Wege dorthin besuchte, beschlichen ihn seltsame Gefühle. „Ich lasse mir nicht ausreden", sagte er, „daß in diesen geheimen Kellern Dinge sich ereignen, fremd, unerklärlich, unfaßbar. Dort muß die Werkstatt der Mütter sein, von welchen Plutarch redet und Goethe im zweiten Theile des Faust die Erwähnung thut. Wenn man sich einmal darin allein ohne Lichte versperrte, so müßte man Gedanken bekommen, dergleichen die weite Fläche der Erde sonst nicht erzeugt. In wundersamer Gegenwirkung erscheinen an diesen Höhlen die Mächte des Feuers und des Wassers. Die Felsen, die Vulkan, der alte zornige Titan, einst gespalten und geklüftet, sucht Aqua, die Wehmuth der Erde leise weinend und lösend, nach und nach wieder auszufüllen." —

Aus der fränkischen Schweiz ging der Weg über das Gebirge nach Wunsiedel. Es war eine harte Tour, aber sie machte Immermann um manche Anschauung reicher und er schrieb nach derselben: „Mich verjüngt diese Reise ordentlich; ich habe mich lange nicht so frisch und offen gefühlt als jetzt". Auch die Gänge eines Bergwerkes wurden durchstrichen, dann auf der Höhe, zwischen unermeßlichen dunklen Fichtenwäldern die

Quellenregion besucht, aus der das Fichtelgebirge Main, Saale, Eger und Raab zu Thale sendet. Nur mit großer Mühe hatte Immermann den Ochsenkopf erstiegen, auf dessen Gipfel die Sonne über herbstlich gefärbten Blättern glühte und um dessen Abhänge sich in weitem Umkreise das dunkelblaue Gebirge breitete. Oben pfiff der Wind schneidend kalt, aber der Dichter saß in seinen Mantel gehüllt auf der Granitkuppe droben und ließ sich von seinem Führer Geschichten erzählen. Er hörte noch Sagen von wandernden Italienern, die in Klüften und Gräben Gold und Silber zu finden wissen und als reiche Leute heimkehren; von einer unsichtbaren Kirche auf dem Gipfel des Berges, die nur am Johannistage von Sonntagskindern gesehen wird; aber er fand diese Welt leider schon bei dem Volke im Erlöschen. „Und doch ist der Natur in ihrer geheimnißreichen Fülle durch technische Nomenclatur nicht beizukommen und doch „scheint dem Dichter", sagt ein Mythus, ihrem Räthsel noch zunächst zu treten". In jener Einsamkeit erklang ein leises Rauschen zwischen den Worten des Führers und lockte den Horchenden zur Geburtsstätte des Main, dessen Quellstrahl er unter dem herrlichsten Fichtengebüsche fand. Lange lauschte er seinem heimlichen Lächeln und Weinen, dann fuhr er nach starker Fußwanderung die Abdachung des Fichtelgebirges hinunter, von dem leichten, jugendlichen Laufe der Saale begleitet. Eine Felsenparthie in der Nähe Wunsiedels erweckte ihm eigenthümliche Gedanken. Unwillkührlich mußte er bei ihrem Anblick ausrufen: „Eine Beethovensche Sinfonie in Stein! Und das ist vielleicht kein bloßes Gleichniß", fügt er betrachtend hinzu, „sondern mag eine Art von Wahrheit sein. Der Naturgeist schritt von Formation zu Formation vor, bis er zur obersten, zum Menschen gelangte, in dem er eine potenzirte Recapitulation aller früheren lieferte. In jenem ewigen Verstande war Alles vorausgesehen, voraus bedacht, neben dem generellen Charakter der unteren Formationen geht in jeder

einzelnen doch etwas äußerst Specielles her, wovon anzunehmen ist, daß es hernach in der Individualisation der Menschengeister seine eigne Signatur erhielt und wenn dem so ist, so wird der Naturgeist vor Uralters auch wohl schon in Granit an die musikalische Phantasie Beethovens gedacht haben.

„Ich glaube, mich bei diesen Grillen nicht zu weit von der Paulinischen Idee über das Harren der Kreatur nach der Erlösung und über die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zu entfernen. Indem wir die Kreatur oder die Natur in uns nach dem Willen des schaffenden Geistes vollendet sehen, wird sie erlöst aus der Angst und Stummheit und zugleich hört sie auf, für uns Sünde zu sein, welches sie war, so lange sie unerkannt, klumpig und trübe uns gegenüber starrte."

In Wunsiedel besuchte Immermann das Schulhaus, in welchem Jean Paul geboren. Er liebte diesen Schriftsteller nicht, der mit allem Genie, Gefühl, Witz, Scharfsinn es nach seiner Ansicht doch zu nichts Schönem gebracht hatte, aber nachdem er Baireuth und das Fichtelgebirge besucht hatte, glaubte er ihn in seiner Genesis zu verstehen uud hatte ihn entschuldigen gelernt. Er spricht das geistvoll und liebenswürdig in folgender Weise aus: „Ein großes bizarres, mit den wunderbarsten Naturspielen ausgestattetes Gebirg giebt einem kindlichen Geiste die ersten Eindrücke. Seine Wiege steht auf einem Boden, wo sich mehrere Volksstämme berühren, die Menschen fahren entweder in scharfkantigen Eigenthümlichkeiten auseinander, oder amalgamiren sich zu sonderbaren Spielarten. Vogelfänger, Bergleute, Leute, die vom Holze und was daraus gewonnen werden kann, ihren Unterhalt ziehen, prägen sich mit ihrem einfachen Gewerbe, was zu so manchen Launen und Seltsamkeiten führt, der jugendlichen Erinnerung ein. Ein mesquines Regiment führt zu tausenderlei Hokuspokus der Verwaltung in Stadt und Land; endlich ist der Knabe im Schulhause geboren, alles Enge, Pedantische, aber auch alles

Fromme und Redliche eines armen Lehrers färbt seine ersten Stunden.

„Beginnt nun der Blick weiter zu dringen, so erscheint ihm Baireuth als das Höchste menschlicher Pracht und Herrlichkeit. Baireuth mit seinen bronzirten Markgrafen, mit den Porzellan-Schnecken- und bunten Kieselwundern, der Eremitage und Fantasie. Geschmacklos aber eigenartig ist Alles, was ihn umgiebt, wohin er mit seiner Sehnsucht dringt." —

Ein kurzer Aufenthalt in Hof ließ Immermann noch einmal den gehabten Gewinn in der Betrachtung überschauen. „Es ist hier so ein Straßenknoten, wo ich gern hin und wieder einen halben Tag verweile, mich auf die Bank setze und dem Getreibe nach den vier Himmelsstrichen nachsinne," schreibt er dort. „Der Abend war reizend klar, der Blick von der Höhe über den Saalgrund lieblich. Ich hatte milde durchsichtige Gedanken, wie die Luft, in der sie entstanden".

Der einsamen Wanderung durch Feld und Wald folgte eine wohlthuende menschliche Begegnung, denn als Immermann nach sechszehnstündiger Fahrt am 1. October Morgens nach Merseburg gelangte, wo sein jüngster Bruder als Assessor angestellt war, fand er dort im Gasthof die angenehmste Ueberraschung vor. Der Wirth wollte ihn anfangs in den zweiten Stock bringen und auf seine Frage, ob denn kein Zimmer im ersten frei sei, erhielt er die Antwort, dort sei Alles für den Herrn Landgerichtsrath Immermann bestellt, dessen Familie ihn seit zwei Tagen erwarte. Voller Freude wurden nun die verschiedenen Familienglieder aus den Betten gerufen, die Begrüßung nahm kein Ende und fröhlich blieb man zwei Tage beisammen.

Von Merseburg reiste Immermann nach Jena und Weimar. O. L. B. Wolff und seine Frau, der Philologe Göttling, Schopenhauers empfingen ihn artig und zuvorkommend in Jena, man verstand sich vortrefflich und besprach den Plan

zu einem Privatjournal, das man in der Art des Goetheschen Chaos gründen wollte. Nach zweitägigem Aufenthalte hier, „ging es in die Nekropolis, am Grabe des Propheten das Gebet zu verrichten und seine leuchtenden Spuren zu küssen," da es dem Dichter nicht so wohl geworden war, ihm im Leben zu begegnen. Die drei Tage, die Immermann in Weimar zubrachte, waren in gewisser Weise die bedeutendsten der Reise. Unerwartet freundliches Entgegenkommen, reicher, geistiger Ertrag, künstlerischer Genuß, namentlich durch die genaue Betrachtung der Carstensschen Zeichnungen, und wundersame Erinnerungen an die weit zurückliegende eigene Jugend vereinten sich in der nur zu kurzen Zeit seines Verweilens.

In ergreifender Weise trat ihm die Gestalt Goethes an der Stätte seines Wirkens entgegen und die Schönheit seines eignen Wesens spricht sich in der Empfindung aus, mit der er des großen Dichters Haus, die Spuren seines Lebens in allen Einzelheiten betrachtet und still und andächtig die Stätte besucht, wo seine Gebeine ruhen: „Ich verließ dieses geweihte Haus in der frommen Stimmung, die mir von der Natur beschieden ist. Mich weht nun einmal der Athem Gottes nur in der Natur und in der Menschheit an. Es steckt allerdings etwas Pantheistisches dahinter, ich kann aber nicht dafür.

„Wir sind weit mehr in Andern vorhanden, als in dem, was wir unser Selbst nennen. Die ganze Bedeutung des höheren Lebens ist eben aus uns herauszugelangen und in Andern eine verklärte Persönlichkeit zu gewinnen. Denkt man dies recht durch, so verliert der Tod den größten Theil seiner Schaurigkeit, selbst wenn man die Hoffnung persönlicher Fortdauer auf sich beruhen läßt. Ich glaube an Letztere, und halte es für wahrscheinlich, daß die Hand, in welcher jedes Stäubchen aufbehalten bleibt, auch das kleine Fünkchen, welches Ich heißt, vor dem Erlöschen in der großen Nacht zu bewahren wissen wird. — Nur verliert sich alle ängstliche und ausmalende Be-

trachtung dieses Punktes an den Särgen so hoher Menschen, wo man mit einem Blicke ihre verstäubende Asche und ihr ewiges wesenhaftes Fortleben auf der Oberfläche umfaßt.“ —

So lehnt er fromm dort seinen Wanderstab,
Ein Heros selbst, an der Heroen Grab;
Gesenkt das Haupt, ein ernster Pilgersmann,
Trat an die Särge dienend er heran,
Und ließ voll Muth Unsterblichkeitsgedanken,
Als Todtenkranz um ihren Staub sich ranken.

Ein Opfer, wie er's bringen mußte! — Keins,
Das würdiger wäre. — Tief ergreift nur Eins:
Daß Er, der Hohe selbst, der es gebracht,
So bald schon einging in die „große Nacht“;
Daß er es brachte nur um uns zu lehren,
Wie wir ihn selbst im Tode würdig ehren!

In diesen Versen sagt ein Dichtermund, was empfängliche Leser bei Immermanns Worten empfinden werden. Es ist Freiligrath, der in dem Gedichte, aus welchem sie entnommen sind, dem geschiedenen väterlichen Freunde nach dessen frühem Tode ein schönes Denkmal herzlicher Verehrung widmete. —

Geistig erfrischt und im Innern neu belebt, kehrte Immermann am 12. October nach Düsseldorf zurück. Erst als die Wellen der Reise sich gelegt hatten, das Leben wieder seinen gleichförmigen Gang begonnen hatte, als der Winter mit seinen kurzen dunkeln Tagen sein Reich aufrichtete, schmerzte es den Dichter recht in der Tiefe, „daß seine hübsche Bühne dahin sei“. „Man kann wohl wehmüthig werden, wenn etwas untergeht,“ schreibt er an Devrient, „woran man so treue Pflege Jahre lang gesetzt, um das man eine ganze Handvoll grauer Haare mehr gekriegt hat“. Doch gab er sich vergeblichem

Kummer nicht hin, sondern griff die Gegenwart muthig wieder an. Ein Besuch in Elberfeld brachte ihn noch im October in Berührung mit Freiligrath, dessen Talent er mit dem größten Interesse seit seinem ersten Auftreten gefolgt war und auf dessen Zukunft er schöne Hoffnungen setzte. Immermann hatte auf seiner Reise viel warme Freunde des jugendlichen Dichters gefunden und seinerseits auch beigetragen, denselben bekannter zu machen. Namentlich hatte er am Weimarschen Hofe mehrere Gedichte desselben vorgelesen und großen Antheil dafür gewonnen. In einem Briefe an Wolff schrieb er darauf im November: „Wenn ich noch keine Gedichte lesen konnte, so habe ich inzwischen einen Dichter kennen gelernt, nämlich Freiligrath, den ich in Barmen besuchte. Ein netter Junge, nur leider als Commis eines Wupperthaler Handlungshauses in den geisttödtendsten Verhältnissen. Es thut Einem in der Seele um ein so wahres, reiches Talent wehe und doch läßt sich nur das Prognosticon stellen, daß der Mangel an Bildung und Kenntnissen und die Ungunst der Situation zu baldiger Erschöpfung führen werde.“ —

Die Stiftung der sogenannten zwecklosen Gesellschaft, welche in diesem und dem nächsten Winter einen Kreis geist- und phantasievoller Menschen in regelmäßigen Zusammenkünften vereinte, gehört ebenfalls in diese Zeit. Immermann hatte wenige Tage nach seiner Rückkehr an einem öffentlichen Diner Theil genommen, bei welchem eine lange Reihe von Toasten ausgebracht wurden, die alle von den großen Zwecken des Jahrhunderts handelten. „Mir wurde das Ding am Ende zu viel“, erzählt er, „ich sagte zu meinem Nachbarn, man weiß ja gar nicht mehr, wo man vor lauter Zweck und Absicht hin soll, laßt uns die Zwecklosigkeit zu Ehren bringen“. Der Zweck der zwecklosen Gesellschaft war: ein Zusammenwirken verschiedener productiver Kräfte herbeizuführen und unter einer scherzhaften Hülle spielte der ernste Gedanke, eine neue Socie-

tätscombination zu schaffen, in welcher ein freier vernünftiger Mensch alle vier Wochen einmal einen heiteren Abend haben könne. Manches hatte sich in den bisherigen Gesellschaftsverhältnissen abgelebt, war auseinander gefallen, oder hatte sich in Cliquen einseitig isolirt, zwischen denen Anderes vereinzelt und zerstreut umherschwamm. Aber es war immer noch genug geistiges Leben vorhanden, um daraus eine gute Gemeinschaft zu bilden, wenn es nur gelang, das Verlorene wieder zu sammeln.

Immermann entwarf das Statut einer Gesellschaft, die sich unter dem Vorsitz des mystischen Oberhaupts Sarastro in verschiedene Kreise theilte. — Für den zweiten November waren geheimnißvolle Einladungen ergangen, auf Karten mit Hieroglyphen verziert, die von Hildebrandt und Schrödter allerliebst gezeichnet waren. „Am Receptionstage," erzählt Immermann, „saß ich, als mystisches Oberhaupt Sarastro im Priestermantel, mit einem langen Flachsbarte und einer greisen Allongenperrücke auf einem hohen Thron, zu beiden Seiten die ehrwürdigen unbekannten Obern des Ordens, und so nahmen wir nach einem von uns ersonnenen Ritual die Neophiten auf. Ich hielt eine Rede, die keinen Auszug verträgt; vielleicht schreibe ich sie einmal aus dem Gedächtniß auf. Dazu donnerte und blitzte der Himmel unaufhörlich, als wollte er seinen Tadel zu erkennen geben, daß ich, ein einundvierzigjähriger Mann, noch solche Hanswurststreiche triebe. Das Lächerlichste fast war der steife deutsche Ernst, womit viele der Einzuführenden unseren Hokus Pokus anhörten, indessen war das allgemeine Vergnügen doch vorherrschend, wie ich von allen Seiten hinterher höre." Ein starkes Heft von zum Theil sehr humoristischen Akten wuchs während des Bestehens der Gesellschaft an, in welcher die Kunst der Maler und Architecten, die Musik, die Mimik und die Poesie mit ihren Kräften wetteiferten. In Ernst und Scherz hielten sich diese Zusammenkünfte auf einer geistigen Höhe, deren sich

unsere Geselligkeit selten rühmen kann, leider aber ließen später eintretende Wechsel der Verhältnisse, vielleicht auch Laune und Verstimmung Einzelner, schon nach der kurzen Dauer von zwei Jahren die Sache zu Grunde gehen. —

Zwischen diese heiteren Spiele hallte ein ernster Ton, der das ganze Rheinland in diesem Herbst in Aufregung versetzte. Im November erfolgte die Entsetzung des Erzbischofs von Cöln und seine Entführung nach Münster. „Was hieraus entstehen wird," schreibt Immermann am Tage nach diesem Ereigniß, „weiß Gott; es ist sehr zu befürchten, daß manches Verdrießliche sich daran knüpfen wird. Das haben nun die zu verantworten, die die sinnlose Wahl eines Fanatikers durchsetzten, weil er sechszehn Ahnen hatte, nachdem man zehn Jahre lang das System eines Rationalisten begünstigt hatte." In Düsseldorf erregte die Sache besonders bei dem hohen Adel gewaltiges Aufsehen, er hielt sich seit der Zeit ganz für sich, und that, als ob er in Sack und Asche traure. Immermann erzählt in einem Familienbriefe von allerhand Seltsamkeiten, die dabei vorkommen, und die er mehr für Demonstrationen als für den Ausdruck wahrer Empfindungen hält und fügt hinzu:

„Mir kommt die Geschichte, die Vielen als ein solches Unheil erscheint, eigentlich wie etwas vor, was in letzter Instanz vielleicht sehr wohlthätige Folgen haben wird. Schon daß die Gedanken der Menschen einmal auf einen geistigen Punkt hingerichtet worden sind, ist ein Vortheil, noch besser aber ist es, daß die Gegensätze aus ihrer halben Verhüllung hervorgetreten sind, und Jeder sich wieder auf seinen Standpunkt hat besinnen lernen. Mancher wird besserer Protestant geworden sein, seit er sieht, welch' ein Wesen doch noch in der heutigen, katholischen Kirche umherschleicht."

Am 3. November meldete ein Brief Devrients, daß die Rollen zur Ghismonda endlich in Berlin vertheilt werden sollten. Die Besetzung war nicht in allen Beziehungen be-

friedigend, denn die Wolff lehnte ab, die Oberhofmeisterin zu spielen, und die Rollen der Hofdamen, welche er gern in den Händen der beiden Stichs gesehen hätte, kamen an untergeordnete Persönlichkeiten. Dagegen waren Ghismonda durch Charlotte von Hagn, Guiscardo durch Devrient in erwünschter Weise vertreten. Lag die Aufführung nach dieser Seite auch noch in ziemlich weiter Ferne, so zeigte sich dafür willkommener Antheil an der Dichtung in Weimar, von wo die Aufforderung an den Dichter erging, sein Drama zur Darstellung einzuschicken.

Im Ganzen waren die letzten Monate des Jahres ziemlich still verlaufen; doch „manche kleine angenehme Zufälligkeiten," schreibt Immermann am 9. Januar der Mutter, „stellten sich für mich an dem Schluß zusammen, den ich in munterer Gesellschaft diesmal sehr heiter verlebte. Sonst bringe ich jetzt meistens meine Tage auf mein Zimmer beschränkt zu, lese, studire und arbeite viel. Es giebt keinen größeren Gegensatz als diese Stille und Einförmigkeit gegen die Vielgeschäftigkeit und das Lärmen der letzten drei Winter, wo ich oft an manchem Tage mit fünfzig verschiedenen Menschen zu thun hatte. Im Anfang und besonders in den kürzesten Tagen litt ich davon viel, der ganze Zustand kam mir gar zu verarmt vor, nun, wo wir dem Lichte wieder entgegen gehen, macht sich's schon besser." — In demselben Briefe bat er, ihm das Hausbuch des Vaters zu senden, weil er die Absicht habe, Manches aus seinem Leben aufzuschreiben, was übrigens nicht zur Veröffentlichung bestimmt sei, wenigstens vor der Hand nicht. Dieser Plan trat aber für den Augenblick wieder zurück, da die Conception des Münchhausen sich jetzt mächtig zu regen begann. Schon im December hatte er sich mit demselben beschäftigt, wie wir aus einem Briefe an Wolff sehen, in dem es heißt: „Ich schreibe an einer höchst abenteuerlichen Composition, Namens Münchhausen. Noch weiß ich selbst nicht,

was daraus werden soll, und deshalb kann ich's Ihnen noch weniger vertrauen. Es geht über Vieles in Literatur und Leben darin haarscharf her, und daher wird es wohl allerhand Spektakel absetzen, wenn das Ding erscheint. Das ist nun freilich schlimm, indessen nicht zu vermeiden, denn wenn ein Rad im Laufen ist, so kann es Niemand hemmen."

Ein heftiges Unwohlsein, Rheumatismen in der Brust, unterbrach im Januar alles Schaffen, und versetzte Immermann in eine vollkommene Einsamkeit. „Jetzt bin ich in meinem Garten ganz eingeschneit," schreibt er am 13. Januar der Schwester. „Ich sehe auf die geräumige weiße Fläche mit den kahlen skelettartigen Bäumen, und das einzige Lebende darin sind die großen schwarzen Drosseln, die bis unter mein Fenster kommen und sich Krümchen suchen; meine gewöhnlichen Wintergäste. Ich war seit einer Woche wegen rheumatischer Schmerzen an's Zimmer gefesselt, zufällig kam keiner meiner Bekannten zu mir, so hatte ich denn ganz das Gefühl, als sei ich in einem Schiffe am Nordpol eingefroren. Indessen kann eine solche völlige Abgeschiedenheit auch zuweilen ihr Behagliches haben, wie sie es diesmal wirklich für mich hatte." — Zum Glück erholte er sich schnell genug, um den Erinnerungstag des vor fünfundzwanzig Jahren erfolgten Aufrufs des Königs zum freiwilligen Dienst in Cöln mitfeiern zu können; denn lange hatte ihm kein äußeres Ereigniß eine so reine und erhebende Freude gewährt, als die Betheiligung an diesem Feste. Der erste Antrieb zu demselben war von Cöln ausgegangen. Der Tag des Aufrufs sollte als derjenige der Feier festgehalten werden, und Cöln, die alte, ehrwürdige Stadt voll deutschen Sinnes und deutscher Erinnerungen, der Mittelpunkt der Rheinprovinz, mußte der Ort des Festes sein. Nachdem die Einladungen ergangen, wurde aus den Liedern der Kriegsjahre ein Liederbuch für das Fest zusammengestellt und manches neue Lied, das von dem freudigen Ereignisse auferweckt worden

war, vermehrte die Sammlung. „Auch mich,“ sagt Immermann, „überkam ein lyrisches Gefühl, wie ich es lange nicht gehabt hatte, und sehr bewegt davon schrieb ich ein Gedicht nieder.“

Am Vorabende des Festes, den 2. Februar, reiste er nach Cöln. „Von hier fuhren wir, zwanzig Mann hoch, ab,“ heißt es in einem Briefe. „Abends war großes Rendezvous im Kaiserlichen Hofe. Ein wahres Wallensteinisches Lager von den verschiedensten Truppentheilen und Landsleuten. Es wurde geschwatzt, gelärmt, geraucht, gesungen. Der Oberpräsident war mitten darunter, und gab gleich einen sehr tüchtigen und selbstständigen Ton dadurch an, daß er im Namen aller Theilnehmer in herzlichen Worten Arndt von Bonn einlud, welches man von Comité wegen aus manchen scheuen Rücksichten unterlassen hatte. Dreihundert Festgenossen waren eingezeichnet. Am anderen Morgen kam Arndt in seinem kurzen Mäntelchen, das schwarztuchene Barrett auf dem Kopfe, angestiefelt. Er schien über die Einladung sehr erfreut zu sein. Um Eins ging's nach dem Casino, wo nun in einem großen Gemache die verschiedensten Gesichter, der schwarze Frack, die Uniform, Ordenssterne und Ehrenkreuze durcheinander wogten. Sogar von Frankfurt waren mehrere Theilnehmer gekommen, darunter ein ehemaliger Feldwebel von Lützows Corps, der bei Körners Bestattung zugegen gewesen war.

„Nach der Eröffnungsrede, die von einem Comité-Mitgliede gehalten war, erscholl mit Stentorstimme: „Angetreten,“ und es formirten sich vier Compagnien, die unter Hauptleuten bei dem Klange des Dessauer Marsches in den Festsaal marschirten. Dieser kirchenhohe Saal mit seiner Architectur, von acht großen Kronleuchtern erhellt, gewährte einen imposanten Anblick. Eine mächtige Trophäe, aus Waffen zusammengesetzt, die lorbeerbekränzte Büste des Königs, Schilder mit den Namen der Hauptschlachten und der Heerführer, preußische und rheinische Provin-

zialfahnen, hoch oben das eiserne Kreuz und die Kriegsdenkmünze bildeten seinen reichen Schmuck. Nachdem Alles versammelt war, gab das Flügelhorn das Stille gebietende Signal, und Einer der Herolde rief aus, daß der Kamerad Immermann das Wort habe. Es war Parolebefehl, daß alle Titulaturen während des Festes aufhören, und nur die Bezeichnung und Anrede: „Kamerad" gelten sollte. Ich sprach nun, auf einer Erhöhung unter der Trophäe stehend, mein Gedicht: „Die silberne Hochzeit zu Cöln am Rheine," und darauf hob das Festmahl an. Gesänge und Toaste wechselten während des Essens, kein einziges ungeschicktes Wort wurde laut, der große Gedanke der Feier hielt alle Reden auf der Höhe. Zwischen den Toasten wurde rechts und links schmollirt, die Hände gedrückt, angestoßen. Jede Beziehung auf das Zusammenhalten gegen den äußeren Feind, auf die Einigkeit des Vaterlandes wurde mit Begeisterung aufgenommen.

„Es war das fröhlichste und herrlichste Getümmel zwischen den langen Tafeln auf und nieder. Manch' lustiges Nachspiel folgte dem eigentlichen Festmahle. So marschirten wir im Geschwindmarsch unter Anführung des General von Pfuel rund um die Tafel, dann ließ Pfuel den 75jährigen Konsistorialrath Graßhoff, der als Fünfzigjähriger mitgegangen war, auf einen Stuhl stellen, und brachte dem ältesten Freiwilligen der Armee ein Vivat. In solcher Weise begingen wir in der alten Colonia, auf dem äußersten Vorposten gegen Westen das vaterländische Fest, und es war in jeder Beziehung eine schöne und erhabene Feier, recht eine grüne Oase in der jetzigen, prosaischen Tageswüste, und um so zauberischer, als die Schatten der Trauerweiden zugleich über den Rasen streiften. Ich habe manches Fest erlebt: aber ein solches noch nicht, und wen ich nachmals von den Theilnehmern sprach, der sagte mit ähnlichen oder anderen Worten dasselbe."

Was dieses Zusammensein so über das Gewöhnliche erhob,

und einen so tiefen Nachhall in den Gemüthern der Theilnehmer hervorrief, das sucht Immermann in seiner Beschreibung desselben in folgender Weise auszudrücken: „Ist Alles, was die Menschen auf löbliche Weise einander näher bringt, schon hochwerth, so tritt ein Göttliches in die Sichtbarkeit, wenn wir uns auf einem Gipfel des Fühlens und Erkennens zusammenfinden. Dann ist wirklich Gott unter uns und wir sind in ihm.

„In Cöln waren dreihundert Männer in einer hohen Empfindung vereinigt. Unter allen irdischen Erscheinungen aber halte ich die Brüderschaft, welche freie und treue Männer vor dem Angesichte eines großen Gedankens stiften, für die heiligste. Es giebt Bündnisse, welche das Herz zu heftigeren Schlägen anregen; aber keines, welches reinere hervorriefe."

In solcher Stimmung und Erhebung beschrieb Immermann unmittelbar nach seiner Heimkehr „das Fest der Freiwilligen zu Cöln am Rheine".

Zu seinem Verdrusse aber zog sich der Druck des Buches so in die Länge, daß bei seinem Erscheinen schon in vielen Theilnehmern die Stimmung, die das Fest durchzogen, von dem Treiben des Alltags zurückgeschoben war. Doch möchten wir diese Schrift, namentlich den kurzen historischen Abriß, der die eigentliche Festbeschreibung einleitet, nicht in der Reihe von Immermann's Werken entbehren. Gesinnung und Charakter des Dichters paaren sich mit seiner Gabe der Darstellung zu einem würdigen Zeugnisse von der Wirkung der vaterländischen Geschicke auf sein ganzes Volk, und mit hohem Patriotismus nennt er das Vaterland die heiligste Habe des Mannes. Die historische Stimmung, welche das Fest in ihm erregt hatte, ließ ihn in klaren Umrissen die Gestalt jener Jahre erkennen; die finstern Tage standen vor ihm, in denen unter Noth, Elend und Trübsal nur die preußische Ehre sich aufrecht erhielt, und ebenso der Sonnenschein, der ihnen folgte, als am

17. März 1813 der König zu seinem Volke gesprochen hatte, nun vor dem Bilde Borussias die Umhüllung zusammenfiel, und dieses hergestellt, frischen Glanzes wieder das Staunen und die Freude der Welt erregte. Diese Empfindung fand denn auch ihren Ausdruck in dem Festgedichte Immermann's, das wir hier folgen lassen.

„Die silberne Hochzeit zu Cöln am Rhein."

Wißt Ihr, Camraden, was wir feiern?
Die Silberhochzeit feiern wir! —
Ich will Euch unsre Braut entschleiern
Und auch den Bräut'gam zeig' ich hier.
Das Vaterland ist die Verlobte;
Der Mannesmuth, der sich erprobte
In letzter Noth, im tiefsten Gram,
Der ist der wackre Bräutigam!

Er ist vor fünfundzwanzig Jahren,
An böser Tage schwülem Schluß,
Zu seiner bangen Braut gefahren,
Geharnischt ganz vom Kopf zum Fuß.
Ihr schönes Antlitz war benetzet
Von Thränen und ihr Leib zerfetzet,
Und durch der Feinde wüsten Hohn
Zertreten ihrer Ehre Kron'.

Er aber sprach: Mit dir verbunden
Will ich für alle Zeiten sein!
Du bringst mir zu die schwersten Stunden,
Doch so soll just der Tapfre frei'n.
Ich will dich schirmen und beschützen,
Mit meines Degens hellen Blitzen,
Wie auch von Wunden starrt dein Leib,
Bist doch mein heißgeliebtes Weib!

Als nun geschah der Ringe Tauschen,
Brach an des Hochzeitsfestes Licht,
Von dem die Saiten werden rauschen,
Bis daß die deutsche Lei'r zerbricht.
Zum Saale ward von Sachsens Aue,
Das Land bis zu des Rheines Gaue,
Doch faßte kaum der weite Saal
Der Gäste ungeheure Zahl.

Die Trommeln spielten, die Trompeten,
Zum wilden stürm'schen Reigen auf,
Kaum war von Einem abgetreten,
Nahm schon ein andrer Tanz den Lauf;
Und Ros' an Ros' den Estrich schmückte,
Soweit das Aug' im Saale blickte,
Die Tänzer gossen hin ihr Blut,
Das war die schöne Rosengluth!

Gott hatt' entflammt der Liebe Zunder,
Gott schuf des hehren Feuers Pracht;
Gott segnete den Bund; ein Wunder
Wirkt' er aus seiner heil'gen Macht.
Bei Leipzig legt' er in die Arme,
Die Braut dem Bräut'gam, frei vom Harme,
Schön, reizend, lorbeerüberlaubt,
Die alte Kron' auf ihrem Haupt!

Und nun, nach manchem Friedensjahre,
Das Frucht an Frucht des Bund's gereiht,
Steht wiederum vor dem Altare
Das Paar, zur Einsegnung bereit.
Und wieder schafft ein Wunder, prächtig,
Der alte Gott, der einst so mächtig,
Dreizehn in Ehren reich gegrüßt,
Und achtunddreißig nicht vergißt.

Wenn sonst sich silbern wo begiebet
Die Hochzeit, ging die Jugend aus,
Und wenn das Paar sich auch noch liebet,
Ist doch die Stirn von Falten kraus.
Doch unsre Braut hat nicht gealtet,
Der Bräut'gam ist wie sonst gestaltet,
Borussia blieb frisch und schön,
Und unser Muth blieb auch bestehn.

Bei unsrer Reben gold'ner Zähre
Sprech ich den alten Hochzeitsspruch:
Du aber, Rhein, trag' ihn zum Meere,
Durch Berg' und Thäler trag den Spruch:
Vorwärts, Borussia, im Werke!
Vorwärts in Eintracht und in Stärke!
Vorwärts wir All', aus jedem Stand,
Mit Gott, für König und Vaterland!

Mitten in den guten Tagen, die Immermann im Nachhall des schönen Festes genoß, mußte er leider allerhand mißliebige Urtheile über die Ghismonda vernehmen, die nicht ohne bittern Einfluß auf seine Stimmung blieben. Das Stück war nach langem Zögern am 13. Januar in Berlin gegeben und hatte gleich die erste Aufnahme desselben, nach Devrients Ausspruch, nicht ganz die Hoffnungen erfüllt, die dieser darauf gesetzt hatte, so war die darauf folgende zweite Vorstellung doch gut besucht und wohl aufgenommen worden und die dritte hatte bei sehr vollem Hause lebhaften Beifall erlangt. Es wäre also zu hoffen gewesen, das Stück auf dem Repertoir zu erhalten, wenn nicht ein Urlaub der Fräulein von Hagn fernere Wiederholungen desselben für's Erste unmöglich gemacht hätte. So lautete der Bericht über den Verlauf der Sache den Immermann von verschiedenen Seiten erhielt, und der von manchem

guten Wort der Anerkennung von Leuten begleitet war, deren Urtheil von Bedeutung für ihn sein mußte. Um so unerwarteter waren die Angriffe der öffentlichen Blätter, die in der gehässigsten Weise über das Stück herfielen. Es wurde geradezu behauptet, es sei durchgefallen, und diese Nachricht ging von allerhand heuchlerischen Condolenzen begleitet von einem Journale in's andere. In gerechter Verstimmung über dies unwürdige Verfahren schrieb Immermann am 6. März an Devrient: „Welche Niederträchtigkeit haben jene Menschen diesmal an mir geübt! Wie haben sie ordentlich darauf studirt, jedem zunehmenden Verständnisse und Befreunden giftig in den Weg zu treten. Und das Abscheulichste war bei allem dem, daß ein Theil dieser Leute noch gar eine Art Larve von Pietät vor das Gesicht nahm und so that, als schmerze es sie um meinen Ruf und ihre schönen Erwartungen, daß ich ein so gar schlechtes und gehaltloses Stück geschrieben habe. — Sie sehen, mein Freund, aus dieser stürmischen Expectoration, daß ich noch immer meines Unmuthes nicht habe Meister werden können. Wirklich hat mich lange nichts so verdrossen, als diese Depravation des öffentlichen Urtheils, welche ich bei der Gelegenheit kennen gelernt habe.

„Man ist auf dem Theatergebiete jetzt in der Beziehung zu sehr in den Händen der Schlechten. Ich gehöre nicht zu den Autoren, welche bei ihrer Arbeit beständig mit dem Auditorio Blick und Miene wechseln, in gewissem Sinne kann ich von mir sagen, daß mir nur die Muse befiehlt und die kokette Berechnung des Erfolges ist mir gewiß ganz fremd; allein mich umsteht doch, bei der Arbeit, wie eine zarte Schattengestalt, das Bild einer schönen Menschheit, welches mich kräftiget und ausdauern macht, und dieses zarte geistige Bild ist mir durch die anfängliche Unempfänglichkeit des Publikums und die Polissonnerie der Journale vielleicht auf lange hin zerschlagen worden. —

„Sie sehen, das ist Verstimmung und ob sie einer andern Stimmung dermaleinst wieder Raum geben werde, muß dahin gestellt bleiben. Für jetzt habe ich die Pläne, an denen ich nach den Opfern des Schweigens zu arbeiten mir in Fröhlichkeit vorgesetzt hatte, weit hinweggestellt und mich zu andern Dingen gewendet.“

Einige Wochen lang vermochte Immermann nicht Herr der üblen Empfindungen zu werden, die er in diesen Worten ausspricht, dann tröstete ihn die Feststellung des eigentlichen Standes der Sache und er wandte sich in klarer Stimmung andern Dingen wieder zu. „Mir ist dieser Winter, der eine ganz eigne Physiognomie hatte, leidlich genug vergangen,“ schreibt er nicht lange nachher an Hermann. „Ich bin in großem Arbeitsgetriebe und habe oft ein Genügen bei meinem stillen Lesen und Schreiben, wie in der ersten Jugend verspürt.“

Das stillere Leben und die aus ihm quellende geistige Frische ließ denn auch die Correspondenz mit der Familie wieder eifriger und eingehender werden, als sie während der Theaterzeit geführt werden konnte, und es sind aus dieser Zeit manche inhaltsvollen Briefe vorhanden. In einem an Ferdinand am 9. März gerichteten Schreiben finden wir die Antwort auf ängstliche Aeußerungen, welche dieser an die Nachricht von dem Tode eines gemeinsamen Freundes knüpfte und entnehmen aus demselben ein Bekenntniß, mit welchem er den sorgenden Bruder ein für Allemal über sein Christenthum zu beruhigen wünschte. „Meine Natur ist nun einmal nach ihrem unverrückbaren Fundamente auf die Erkenntniß Gottes, auf das Verhältniß zu Gott in allem Ewigen, Schönen, Lichten, Freudigen, in dem großen Pulsschlage der Natur, der Kunst und der Geschichte hingerichtet. In der Verkümmerung, in Heulen und Zähnklappen würde ich Gott und mich verlieren. Die Schranken, die Hülfslosigkeit der menschlichen Natur fühle

ich so gut wie Einer, und deshalb ist mir das Faktum der Erlösung durch den in die Menschlichkeit hinabgestiegenen Gott mit meinem innersten Bewußtsein verwachsen, aber es fehlt viel, daß ich die — nur durch die Ueppigkeit und den Werkwucher der katholischen Kirche hervorgerufene — Ueberzeugung der Reformatoren von der schwarzen Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und von der gleichsam magischen Kraft des Glaubens theilen sollte, vielmehr neige ich mich in dieser Beziehung mehr zu einem geläuterten Kirchenglauben, in welchem das Dogma vom freien Willen und von einem Glauben, der sich durch die Werke manifestirt, eine bedeutende Stelle hat. Es will mir denn auch ferner hin und wieder vorkommen, daß die ganze Gestalt eines Menschen durch sein Sinnen und Dichten, durch sein Reden und Wirken, durch sein Verhalten gegen Andre christlich sein könne, ohne daß er gerade immer die Aeußerungen seines Wesens auf ein religiöses Symbolum zu beziehen, ja ohne daß er eigentlich kirchlich zu sein brauche.

„Denn wenn in dem letzteren allerdings ein Mangel des vollen religiösen Lebens gefunden werden mag, so haben wir denselben doch nicht zu vertreten. Wir haben es doch nicht zu vertreten, daß es immer klarer wird, daß der Protestantismus nur der kritische Moment der Kirchengeschichte war, und keine eigentliche Kirche aufzubauen vermocht hat. Im Gegentheil, die rechte wahre Natur empfindet die Pflicht, sich hier keine Illusion vorzumachen, keine künstliche Kirchlichkeit in sich erzeugen zu wollen, sondern es lediglich vom innern Bedürfniß abhängig zu machen, ob zur Gemeine hinzugetreten werden soll, oder nicht. Unglücklicherweise hängt bei uns so viel von der Predigt ab, und wie selten die Predigten eigentlich erbaulich sind, das weißt du sowohl wie ich. In Summa: das Gefühl von der hohen Bedeutung der Gemeinschaft der Gläubigen ist bei dem gegenwärtigen Zustande der protestantischen Kirche kein beständiges, es kann nur in einzelnen Momenten

sein Anrecht über alle die Zersplitterungen hinaus geltend machen, dann folge man ihm; wenn man nämlich so geartet ist, wie ich. So werde ich diese Ostern zum Abendmahl gehen, weil ich ein Bedürfniß darnach habe, wie ich die Jahre her nicht dazu gegangen bin, weil ich kein Bedürfniß darnach hatte."

Noch einmal erwähnt Immermann dieser Feier in einem späteren Briefe an Ferdinand, in welchem es unter Anderm heißt: „Ueber meine Stimmung und Verfassung hast Du ganz Recht, wie Du sie Dir allgemach eingetreten denkst; das große Wort der Entsagung ist mir allmälig durch Fell und Fleisch gedrungen, welches mich indessen nicht trist oder kopfhängerisch, sondern vielleicht noch lebenslustiger und gestaltenreicher macht als ehedem, und mir nur die Kümmernisse nimmt, die man hat, so lange man an Leben und andere Menschen große Ansprüche formirt. — Das Abendmahl zu Ostern hat mir wohlgethan. Dann las ich in den Ostertagen zum ersten Male den Parcival in einem Strich durch und erfreute mich an dieser seltsamen Ketzerei. Ich bin Christ, aber Weltchrist und solche muß es auch geben, denn in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen."

Der Geburtstag des Dichters, der nun sein 42. Jahr vollendet hatte, wurde heiter im Kreise der Freunde gefeiert und er spricht dankbar von den hübschen Sachen, die ihm geschenkt seien, einem Lorbeerbaum, der Gedichte in papiernen Hülsen trug, bunten Kränzen u. s. w. Das Beste war aber, daß er allgemach Grün vor den Fenstern sah; es war endlich ein furchtbar kalter Winter und grimmiger Lenz überstanden, unter dessen Schauern sich Immermann nach dem Erwachen der Natur gesehnt hatte, wie lange nicht.

Ein arbeitsamer Sommer lag vor ihm, er meinte, er werde kaum aufathmen können, so viele Aufgaben waren ihm zum Ziel gesetzt, aber hinter diesen standen lockend und tröstend

schöne Herbstpläne, Gedanken an Reisen, Hoffnungen auf das Wiedersehen der Heimath, dies Mal ungestört von Cholera und anderen Hemmnissen.

Ein abermaliger Anfall der im Januar empfindlich aufgetretenen Rheumatismen, stellte sich im Mai wieder ein. Anfangs schien er dem Gebrauche von Dampfbädern zu weichen, kehrte aber heftiger zurück und da auch die Gelbsucht hinzutrat, vergingen dem Dichter sechs lange Wochen unbehaglich genug. Es waren keine gefährlichen, aber äußerst schmerzhafte und lästige Leiden, die ihm manche schlaflose Nacht brachten und ihn sehr angriffen. Seine Arbeiten wurden jedoch nur kurze Zeit völlig von der Krankheit unterbrochen, und noch aus dem Krankenzimmer theilte er Hermann mit: „Am Münchhausen schreibe ich emsig, denn das Buch soll schon zur Michaelismesse herauskommen und ich habe noch einen ganzen Band zu schreiben. Die Composition ist die seltsamste der Welt, ich kann Dir keinen rechten Begriff davon geben, weil ich ihn selbst kaum davon habe, so sehr ich das Gefühl des Ganzen in mir trage; wie fremd dies auch klingen mag. Ist Dichten etwas anderes als Leben in höchster Potenz und weiß man beim Leben, wo es hinaus will?"

Am 16. Juni wurde die Ghismonda in Weimar aufgeführt, und obgleich bei der Darstellung seltsame Mißgriffe vorkamen, und man sich sowohl in der Besetzung der Rollen, wie in der scenischen Anordnung sehr vergriffen hatte, war das Ganze doch keineswegs ohne tiefere Wirkung auf das Publikum geblieben. Eckermann, O. L. B. Wolff, Friedrich v. Müller bezeugten dieselbe, Jeder in seiner Weise; aber ungünstige Umstände hinderten vor der Hand die Wiederholung der Darstellung. Die Darstellerin der Ghismonda, Fräulein Lortzing, trat unmittelbar nach der ersten Aufführung eine Badereise an und blieb so lange leidend, daß erst nach Jahr und Tag das Stück wieder gegeben wurde. Immermann war es eine Befrie-

digung, daß sein Drama an einer Stätte lebendig geworden war, wo man noch immer ein feines Verständniß für wahre Poesie besaß, und hohe Achtung vor echten Kunstwerken das Eigenthum der Gesellschaft war. Auf den Bericht, den ihm v. Müller über die Darstellung und die Urtheile, die sie hervorgerufen, erstattet hatte, antwortete er: „Mit der Wirkung, wie Sie mir solche schildern, bin ich ganz zufrieden. Es ist unmöglich, daß ein Stück, worin ein Gedanke lebt, in den ersten drei Stunden der Bekanntschaft, alle Zuhörer für sich gewinnen sollte, ja ich gestehe, daß mir ein solcher Erfolg manchen Zweifel an der Arbeit aufregen würde, und daß es mir viel lieber ist, wenn das Stück, wie ich aus Ihrem Briefe abnehme, die Leute wie ein Faktum interessirt hat, über welches noch nicht ein Jeder mit sich fertig geworden ist. Und in der That ist die Aufgabe für die Darstellung nicht leicht, da es in dem Stücke auf Hervorbringung einer Seelenstimmung und seiner Conflikte ankommt."

„Aller etwaigen Verstöße unerachtet, die bei der Darstellung einer von dem Moderepertoir so verschiedenen Dichtung, wie meine Ghismonda ist, kaum zu vermeiden standen, bin ich der Intendanz und den Schauspielern großen Dank schuldig. Denn bei einem Drama kommt es vor allen Dingen darauf an, daß die Verse Laut und die Personen sichtbares Leben gewinnen, wie viele kleine Fehler auch mit unterlaufen mögen. Die stumme Poesie ist keine, die stumme dramatische Poesie ist nun vollends ein Unding. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß, wenn ich mir hin und wieder eine Freude, die ich an meinen Sachen haben könnte, einbilde, ich dann vorzüglich an Weimar denke, wo doch noch eine nachhaltige Rezeptivität für die Hervorbringungen des Geistes herrscht, über deren Mangel man anderer Orten in Verzweiflung gerathen könnte, wenn man es ernst mit der Sache meint." —

Die öffentlichen Nachrichten über die Aufführung in Wei-

mar waren alle wohlwollend und anerkennend, am befriedigendsten für Immermann die Notiz, welche Wolff in der Zeitung für „die elegante Welt" gab.

Das sächsische Land bezeigte übrigens in dieser Zeit dem Dichter seine Achtung noch in andrer Weise, indem die philosophische Fakultät der Universität Jena ihm unter dem damaligen Decan: Geheime Hofrath Hand, die Doctorwürde honoris causa verlieh. Wolff war der Erste, der Immermann davon benachrichtigte und er erhielt umgehend die folgende Antwort: „Heute mache ich eben den Strich unter einem vollendeten schwierigen Kapitel des Münchhausen; da tritt der Bediente in's Zimmer und bringt mir Ihren Brief, verehrtester Freund, aus dem ich ersehe, welche Ehre mir amplissimus ordo philosophorum angethan. Die Sache hat mir außerordentliches Vergnügen gemacht und ich habe einen ganz glücklichen Tag darüber verlebt. Danken Sie vorläufig Hofrath Göttling, der die Sache doch wohl gütigst in Gang gebracht hat; Ihnen aber danke ich noch insbesondere, daß Sie so freundlich gewesen sind, mir's gleich zu schreiben. Sonderbar, daß ich gestern mit Bestimmtheit dachte, es werde mir heute etwas Angenehmes passiren. — Noch sonderbarer, daß, während ich ein Buch voll Flirren und Flausen schreibe, ich Doctor der Philosophie werde. Sobald ich das Diplom habe, werde ich mich in aller Form, zwar nicht in zierlichem Latein, aber doch in wohlgeschrotenem Deutsch der Fakultät gegenüber vernehmen lassen." —

Die Beschäftigung mit dem Münchhausen bildete hauptsächlich den Inhalt des Sommers, in dem wenig äußere Ereignisse den gleichen Lauf der Tage unterbrachen. Fortgesetzte Freude gewährte aber während desselben der persönliche und schriftliche Verkehr mit Freiligrath, zu dem Immermann sich mehr und mehr wie ein väterlicher Freund stellte. Mit warmer Theilnahme für seine Poesien, verband er das Streben, den

jungen Mann über sich selbst und seine Aufgaben klar zu machen. Er wußte ihn zu ermuthigen, ohne ihm zu schmeicheln, und ermahnte ihn zugleich mit Ernst, Alles was er bis jetzt geleistet, nur wie Bausteine anzusehen, aus denen er in Zukunft erst den Tempel einer großen Komposition zusammen zu fügen habe.

XXVII.

Reise nach Magdeburg. Verlobung.

1838—1839.

Der erste Theil des Münchhausen war erschienen, die Handschrift des zweiten legte Immermann zum Drucke fertig in den Koffer, da er am 7. September, einem Freitage, sich abermals zu einer Reise anschickte. Als er von Frau von Sybel Abschied nahm, fiel ihm der alte Aberglaube ein: „Man soll nicht am Freitage eine Reise antreten," und die Freundin vermißte in ihm die Freudigkeit, mit welcher er sonst den Wanderstab zu ergreifen pflegte. Auch war ihm seltsam zu Muthe, als solle ihm etwas Verhängnißvolles begegnen und gern wäre er zu Hause geblieben, wo die Arbeit schön im Flusse war. Nur das Verlangen, die Seinen wieder zu sehen, überwog jenes unklare Bangen, und ließ die Lust des Schaffens zurücktreten. Ein frohes Familienereigniß rief ihn zudem in die Heimath; die Geburt des ersten und einzigen Sohnes seines Bruders Ferdinand, bei welchem er eine Pathenstelle übernehmen sollte. Seinen Weg nahm Immermann über Cassel und Weimar, da er am letzteren Orte, wie im vorigen Jahre, einige Tage verweilen wollte, und es war keine angenehme Ueberraschung, als er schon in Gotha erfuhr, daß am weimarischen Hofe eben die kaiserlich russische Familie, die diesen Sommer Deutschland durchreiste, anwesend sei. Wirklich fand er kaum Unterkommen in der von

Fremden überfüllten Stadt. Zwar befreite ihn der Kanzler von Müller bald aus seinem dürftigen und schmutzigen Quartier durch die liebenswürdigste Aufnahme im eigenen Hause, doch fehlte dem ganzen Zustande die Ruhe und Sammlung, welcher Immermann zu wahrem geistigen Behagen bedurfte. Die Menschen waren zerstreut und mit allen Sinnen an die russischen Majestäten hingegeben, und obgleich der Hof sich still hielt, weil der Kaiser mit seiner Schwester ganz en famille leben wollte, herrschte viel Gerenne und Durcheinander in der kleinen Stadt. Immermann lernte den russischen Dichter Joukowsky kennen, verkehrte außer seinem Wirth mit ihm, Riemer, Froriep, Schütz, und besonders viel mit Eckermann, der sich klösterlich in seiner Klause hielt und den Immermann von Stunde zu Stunde als einen kreuzbraven, liebevollen Menschen mehr schätzen und lieben lernte. Zugleich empfand er theilnehmendes Mitleiden für ihn, denn Eckermann gehörte nicht zu den selbstschöpferischen Naturen, sondern zu denen, die auf ein zu Betrachtendes angewiesen sind. Mit Goethe's Tode war ihm eigentlich die Basis seiner Existenz unter den Füßen weggezogen, und er schwebte so zu sagen in der Luft, was er selbst fühlte.

Eine Fahrt nach Tiefurt, in Müllers und Joukowsky's Begleitung, war als ein angenehmes Intermezzo zu betrachten. Das hübsche stille Thal erfreute den Dichter, das Lustschloß, worin die Herzogin Amalia mit den weimarischen Geistern verkehrte, muthete ihn an; Flur, Treppen und Zimmer boten das Bild der alten Zeit, in Gypsabgüssen, Portraits, Meubles und Stickereien, mannichfachen bunten Geschenken und Verehrungen. „Das berühmte Tiefurter Journal,“ erzählt der Dichter, „lag in einem eingebundenen Buche und in losen Blättern in einem braunen Kasten, und ich nahm diese Urkunden hohen geistigen Verkehres mit einer frommen Empfindung in meine Hand.“ Ganz nahe am Tiefurter Garten, nur

durch eine Baumwiese und eine Planke geschieden, steht Wielands kleines Bauernhäuschen. Er hatte den Schlüssel zur Thür der Planke, und konnte so auf dem kürzesten Wege in den Garten gelangen. „Mir gefiel es an dem stillen mit Erinnerungen belebten Orte so, daß mir der Gedanke kam, es müsse recht angenehm sein, hier sich einmal auf ein paar Tage einzunisten,“ ein Verlangen, auf welches die Großherzogin, die von des Dichters Wunsche gehört, die liebenswürdigste Einladung folgen ließ.

Einen mehrtägigen Aufenthalt in Weimar beschloß die Vorstellung des Tasso, die mit um Immermanns willen vorbereitet war. Die Darstellung war in einigen Rollen gut, in den anderen sehr mäßig, aber die Gewalt dieser goldenen Poesie war so groß, daß Immermann sich ungeachtet der Mängel und Fehler die vorkamen, an ihr erbaute. Unmittelbar nach dem Theater reiste er ab, und brachte in Jena noch einen halben Tag heiter mit Wolffs und Adele Schopenhauer zu. „Sie begleiteten mich dann Alle halbweg Dornburg,“ heißt es in Immermanns Tagebuch, „wo wir uns lustig und guter Dinge trennten, ich im schönsten Sonnenlichte gen Naumburg fuhr, und in meiner allgemeinen epischen Stimmung nicht ahnte, welche besondere Lyrik mir bevorstehen sollte.“

In Merseburg wollte Immermann seinen Bruder Hermann besuchen, da dieser aber bereits nach Magdeburg abgereist war, so ging er am 17. weiter nach Oschersleben, wo er im Hause seines Schwagers freudig empfangen wurde; auch die Mutter wiedersah, und unter geliebten Menschen einige gute, friedliche Tage verlebte, ehe die Familie gemeinsam nach Magdeburg aufbrach. Mit bewegter Seele trat Immermann dort in das Haus des Bruders, zu der noch schwachen Wöchnerin, und legte tief empfundene Verse auf die Wiege des Neffen, den er mit seines Herzens wärmsten Schlägen grüßte, der ihm das junge Licht auf seines Alters dunklen Wegen sein soll; dessen

zweiter Vater er zu sein gelobte. „Hochsommer ward es schon bei mir," schrieb der Dichter in diesen Strophen; aber noch einmal sollte es Frühling werden in seiner Seele, und schon stand er ahnungslos an der Schwelle der neuen Zukunft, in der sich sein Leben vollenden durfte.

Gleich bei seinem Eintritt in die Familie führte ihm Ferdinand sein Mündel, Marianne Niemeyer, zu, die Tochter des kürzlich in Magdeburg verstorbenen Doctor Niemeyer. Sie war ihrem Vormund ein theures Vermächtniß des geliebten Vaters, war unter seinen Augen aufgewachsen, und der Familie seiner Frau von früher Kindheit an eng verbunden. In dieser war sie seit einigen Wochen von Halle aus zum Besuche anwesend, wo sie seit dem Tode des Vaters bei ihrer Großmutter, der Kanzlerin Niemeyer, lebte. Immermann hatte das eben neunzehnjährige Mädchen schon früher gesehen, und war ihr freundlich begegnet. „Marianne hatte mir schon einen Eindruck gemacht," sagt er in einem Briefe, „als sie, noch halbes Kind, horchend mir gegenüber saß mit gespannter Theilnahme, und ich glaubte in ihren dunkelen, fragenden Augen ein Schicksal zu lesen; aber seitdem hatte ich ihren Namen oft gleichgültig von den Meinen nennen hören."

Ihre äußere Erscheinung hob sie durchaus nicht hervor, und ihr Wesen war noch völlig unfertig. In unharmonischen Verhältnissen aufgewachsen, und früh ihrer Eltern beraubt, hatten ihr diese Schicksale einen gewissen Ernst gegeben, dem doch die Reife fehlte, und der, wie Immermann sagt, mit knabenhaftem Muthwillen wechseln konnte. Die consequente Leitung, unter der ein jugendlicher Geist sich entfalten soll, hatte ihrer Kindheit gefehlt, ihrer Erziehung die Einheit gemangelt; doch hatte sie das Glück gehabt, von einigen bedeutenden Persönlichkeiten früh beachtet und so weit angeregt zu werden, daß sie gelernt hatte, ihrem suchenden Geiste Nahrung zu schaffen, und die eigene Kraft, auf die sie meist angewiesen

war, zu stählen. Der geniale Vater, der in seiner ältesten Tochter zugleich die früh verlorene Gattin liebte, hatte als viel beschäftigter Arzt wenig Muße für seine Familie, aber durch ein seltenes Vertrauen, welches er Mariannen zeigte und durch ernste Forderungen, die er an sie stellte, förderte er ihre Entwickelung. Daneben bot die geistvolle, liebenswürdige Großmutter bei ihren häufigen Besuchen ihrer Enkelin reiche Nahrung aus dem Schatze eines bewegten, inhaltsvollen Lebens, und gerade solche wie das heranwachsende Kind bedurfte. Endlich erhielt der überaus mangelhafte und zerstückelte Schulunterricht eine bedeutungsvolle Ergänzung, als Marianne durch den bekannten Bischof Dräseke zur Confirmation vorbereitet wurde. Dieser ausgezeichnete Mann übte den nachhaltigsten Einfluß auf sie durch seine ganze Persönlichkeit, wie durch die liebevolle Theilnahme, die er ihr schenkte. Mit aller Hingebung des Gemüths hing sie an dem verehrten Lehrer, und durch ihn gewann der jugendliche Geist die erste Fassung und Klarheit. Er lehrte sie denken, und gab ihren Gedanken Inhalt in den religiösen Wahrheiten, die er ihr erschloß. Mit heiligem Ernst traten ihr diese entgegen und die Sehnsucht nach dem Ewigen blieb das Gepräge ihres Lebens, wenn ihrem Geiste auch später mancher innere Kampf nicht erspart blieb. Manches lag noch im Keime in ihr verschlossen, und Viele hatten sich nicht in dem Mädchen zurecht finden können, das unabhängig, frei von allem Angelernten, und doch des Anhalts und der Führung sehr bedürftig, durch die Liebe zu der Entfaltung gelangen sollte, deren sie ihrer Natur nach fähig war.

„Nie ist ein Eindruck rascher, reiner, ruhiger gewesen," schreibt Immermann. „Schon am zweiten Tage wußte ich, daß ich Marianne liebe, und daß nur der Bund mit einem solchen Wesen mein Leben herstellen, mich in die Ruhe und Zufriedenheit leiten könne, nach der ich mich so lange gesehnt. Ich war mit ihr sechszehn glückliche Tage beisammen. Die Ver-

traulichkeit des Familienlebens hatte alle Schranken der Convenienz zwischen uns weggeräumt; wir sahen uns täglich, oft Vormittags, Nachmittags, Abends. — Meine Seele durchdrang ein frohes Leben, Alles ward grün um mich und in mir, ich war wieder ein glückliches Kind geworden. In einer nach Hoffnung darbenden Verfassung fand ich sie, und da war Alles was ich bedurfte: Jugend, Muth, Frohsinn, Freude, reichte mir im Zauberbecher aus lauterem Golde das braune Mädchen. Die Träume der Poesie weckte sie mir wieder auf im erstarrten Herzen, und alles Lichte was schon eingeschlafen schien. Mariannens Kommen und Gehen machte all' meine Zeitrechnung, ich wußte beim Thee und bei Tische immer meinen Platz neben ihr zu finden, mußte sie beim Vorlesen mir gegenüber sehen. Ueber die Zukunft hatte ich keine Vorstellung, ja ich dachte wohl, ich könne mit dem Glücke, noch einmal so recht von ganzem Herzen, aus voller Seele zu lieben, zufrieden sein und es brauche nichts weiter zu folgen. Freilich war in diesen Gedanken die Einbildung mit verwebt, ich müsse Mariannen dann immer so fort sehen, wie in Magdeburg, oder wir müßten wöchentlich, wo möglich täglich an einander schreiben."

Der Nachhall dieser glücklichen, wünschelosen Zeit weht durch die Schilderung von Oswalds und Lisbeths Zusammensein im Oberhofe, durch das Bild der Tage, von welchen dort geschrieben steht: Sie blühen einmal und nicht wieder. Das Wort Liebe war nicht gesprochen; aber der Scherz, mit dem der Dichter dem jungen Mädchen eine kleine Gabe reichen wollte, ward zur sanften frommen Rührung, und er hätte sie wohl mit einem besseren Verse begleitet, wäre er freieren Herzens gewesen.

Die Lectüre der ersten Bände des Münchhausen bildete meist den Mittelpunkt des abendlichen Beisammenseins, und täglich vereinte sich die Familie in des Dichters Zimmer um die Lampe. Marianne scheute sich nicht, über den gemeinsten

aller gemeinen Bedienten zu lachen und über ihr Antlitz zogen die Geister der Dinge, die sie hörte; zu sagen hatte sie wenig, nur zu empfangen wußte sie mit durstender Seele. Auch Tulifäntchen wurde gelesen, sowie einzelne Gedichte aus früherer Zeit, und zwischen dem Dichter und dem jungen Mädchen wogte es hin und wieder, ein Seliges, Unausgesprochenes, Unaussprechliches. Kein Gedanke an die Zukunft kam in Mariannens Seele, sie fühlte sich erwachen zu einem neuen Leben, und genoß den Augenblick, die Stunde ohne Frage und Zweifel, von einem ungeahnten Glücke erfüllt. Hoch über ihr stand der gereifte Mann, und wenn er auf sie die reichen Spenden seines Geistes schüttete, empfing sie seine Gaben mit kindlicher Hingebung. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß auch sie ihm etwas sein könne, und nur als Immermann einige Male in seinen Verkehr mit ihr etwas von dem leichten Ton und der Weise legte, mit der jüngere Männer ihr begegnet waren, fühlte sie sich verletzt und beunruhigt, und es bedurfte des ganzen Zaubers, den er schon auf sie übte, um ihr die unbefangene Freudigkeit wiederzugeben, mit der ihre Seele sich in die seine senkte.

Mit dem Freunde gemeinsam durfte Marianne am 2. October den Sohn Ferdinands über die Taufe halten, dann nahte der Tag der Trennung, der 7. October allzu schnell heran. Am Morgen vor derselben überraschte Immermann sie mit der Frage, ob er bisweilen an sie schreiben dürfe, und der Bitte, ihm ebenfalls von ihrem Leben und ihren Beschäftigungen zu erzählen. Es war kein heimlich stilles Gespräch, sondern in der Mitte der Familie äußerte er seinen Wunsch einfach und ruhig; aber seine Worte durchzuckten elektrisch des Mädchens Brust, und eine dunkle, gestaltenlose Ahnung trieb Thränen in ihr Auge, als sie schüchtern und zögernd einige Worte der Erwiederung sagte. Von da ab legte sich eine sanfte Wehmuth über die letzten Stunden des Beisammenseins; dieselben ver-

klärend, nicht bedrückend. Marianne war sich jetzt bewußt, daß die Begegnung des Dichters nicht nur ein Segen der Erinnerung für ihr Leben bleiben werde, sie knüpfte nun auch an sie Bilder der Zukunft, und hoffte auf eine fernere Gemeinschaft mit dem Freunde, wenn sie gleich diese nur als einen Nachhall der beschwingten Gegenwart ansah. Sie wußte nun, daß nicht mit einem Schlage abgeschnitten ward, was unbewußt ihr eigentliches Leben geworden war. Immermann, der schon gelernt, in Mariannens Seele zu lesen, verstand ihre Stimmung, und als man sich spät Abends trennte, war ihm nicht schwer um's Herz. Am frühen Morgen führte das nach Hamburg gehende Dampfschiff den Dichter dorthin, und einige Blätter seines Reisetagebuches mögen seine Stimmung beim Abschiede und während der Fahrt zeigen.

Sieghaftes Morgenleuchten.

Die Sterne schimmern,
Es glänzet der Mond,
Aber herauf schon dringet
Die junge Königin in Purpur,
Die Morgensonne.

Unter Deinem Fenster stehet
Der Wanderer im Mantel.
Noch schimmern ihm erbleichende Sterne,
Noch glänzet der abnehmende Mond —
Aber schon gingst Du auf
Junge Sonne
Seines kommenden Tages!

„Ich erhob mich, einen Abglanz des Trennungsabends in der Brust, frühmorgens von meinem Lager. Ich fühlte mich frisch wie ein Bräutigam, und doch hatte ich die Nacht durch

wenig geschlafen, und doch liebte ich, und doch ging es zum Scheiden! Am Himmel droben wirkten Mondenschein, Sternenlicht und Morgenroth zu einem sieghaften, gelb-roth-grünen Leuchten zusammen, und schufen das siderische Bild von dem Farbenschiller in meinem Herzen, den aufgehende und untergehende Lichter zusammensetzen. Ich gab Ferdinand ein Gedicht an Marianne, was ich in der Nacht geschrieben, dann ging's auf das Schiff, und auf dem Verdeck, bei dem Schwatzen, Arbeiten der Leute und dem Getöse fielen mir folgende Strophen ein:

Zwischen dem Klappern der Räder, der Wogen Geräusch,
Zwischen dem Rennen und Plaudern,
Zwischen dem Krachen der ehernen Arme,
Dem Lärmen und Schwirren und Summen
Klaget es leise,
Seufzet es still, doch vernehmlich.
Mein Herze klaget,
Mein Herze seufzet,
Wie ein suchendes Kind,
Das im Getümmel die Mutter verlor. —

„Ich fragte mich, wie ist denn das nur zugegangen, daß Dir das braune Mädchen mit der kurzen Oberlippe das anthun konnte? Wie konnten Dich zwei freundlich aufmerkende Augen, einige hundert Worte und ein gelblicher Teint so in Feuer und Flammen setzen? Und ich antwortete mir: Es ist eben so zugegangen. Ich fragte mich: Bist Du denn nicht zwei und vierzig Jahre alt? — Und ich antwortete mir: Ja wohl, eben darum.

„Ich fragte mich: Warum bist Du denn nicht traurig, da Du doch kaum weißt, ob Du sie wiedersehen wirst, oder ob Du sie nicht als verlobte Fräulein Braut wiedersiehst? Und ich antwortete mir: Ei, warum sollte ich traurig sein? Hat ihre Hand denn nicht in deiner geruht? Streiften ihre Lippen nicht deine Lippen? Muß denn Liebe immer ein Harpagon sein, und

kann sie nicht auch einmal als sanguinischer Verschwender auftreten?

„Das sieghafte Himmelsleuchten war ein Silberblick gewesen, keine Wetterpromesse. Die Bläue bedeckte sich mit Grau, die frischen Morgenlüfte wurden Wind, die rothen Wölkchen ergiebige Regenschläuche. Wilde Gänse und Enten zogen gen Süden leicht rudernd über das Schiff hin, der Kronprinz von Preußen schrotete mühselig durch das seichte Gewässer. Es ist kein Bild, ich hatte einen Augenblick lang wirklich die Empfindung, als müsse den Maschinen die Arbeit wehe thun, als müßten sie schwitzen von der Mühe. Trotz mancher Hindernisse, bei seichtem Wasserstande und widrigem Winde wurde die Fahrt in sechs und zwanzig Stunden vollendet, am Morgen des 8. October liefen wir im Hafen von Hamburg ein."

„Mir hat das Räthsel, welches mein Geschick mir nun wieder vorlegt, meine Lust am Leben, und an der Breite der Welt nicht genommen," schreibt Immermann einige Tage später. „Ich stürzte mich in das Gewühl der großen Stadt, sobald der erste Reiseschwindel überwunden war." Vier Tage lang beutete er seine Zeit tüchtig aus, um Alles kennen zu lernen, was Stadt und Umgegend boten. Morgens wurden die Straßen durchwandert, der Hafen mit der stolzen Flotte der Handelsschiffe befahren, Altona und Ottensen mit Klopstocks Grab besucht. Abends bot das Theater dem Reisenden freilich nur mäßigen Genuß; die Blüthe der Hamburger Bühne war vorüber, nur einzelne Erscheinungen erinnerten an die gute alte Zeit. Desto mehr zog Immermann das frische selbstständige Leben der Stadt und des kleinen Staates an, über dessen Verfassung und Eigenthümlichkeit er sich möglichst zu unterrichten suchte. — Es ist merkwürdig, wie ihn die neuen Dinge bis in's Einzelne interessirten, und wie ausführlich er die bunten Bilder von Markt und Straße aufzeichnete, freilich nicht selten von der Dichterphantasie so gefärbt, daß mancher geborene

Hamburger lächelnd den Kopf schütteln wird über die Sachen, die sie entdeckt, und die ihm selbst noch nie in die Augen gefallen sind. Neben dem beobachtenden Umherwandern füllten Geschäfte, Besuche, Einladungen die Zeit. Immermann ging zu seinem ehemaligen Verleger Campe, und schloß mit ihm über den Verlag der Studien (später Memorabilien) ab, weil er meinte, diese nicht gut am Rhein erscheinen lassen zu können. Mit dem Theaterdirector Schmidt wurde wegen Ghismonda, Alexis und Immermanns Einrichtung des Richters von Zalamea für die Hamburger Bühne verhandelt. Obgleich er auf Darstellungen in Hamburg, wie er das Theater getroffen, keinen großen Werth legen konnte, so gehören dergleichen Dinge doch immer zu den Wellen, welche das Lebensschifflein im Schweben und Schwanken erhalten, und die er darum nicht aus den Augen lassen wollte. Bei Schmidt und Lebrun traf Immermann den Schauspieler Lenz, den Maler Kitzerow und den alten Prätzel, der ihm durch seine poetischen Erzählungen à la Langbein, in der Stephan Schützeschen Liebe und Freundschaft und dem Beckerschen Vergnügen bekannt war. „Das Merkwürdigste unter meinen hiesigen Begegnungen," heißt es in seinen Notizen, „war, daß ich mit dem hier residirenden jungen Deutschland fraternisirt habe, nämlich mit Gutzkow und Wienbarg." Mit Gutzkow hatte er im Münchhausen angebunden, ihm aber nachher das Buch mit einem Briefe überschickt und mochte und wollte ihn nun nicht umgehen. Gutzkow hat nach Immermanns Tode im Telegraphen über des Dichters Besuch in Hamburg berichtet, und es ist darum nicht ohne Interesse, das zu hören, was dieser selbst von jenem Zusammentreffen schreibt: „Ich schickte Gutzkow meine Karte, ließ anfragen, wann er zu sprechen sei, und muß ihm das Zeugniß geben, daß er sich bei unserer Zusammenkunft sehr vernünftig betragen hat. Er verhehlte seine Empfindlichkeit nicht, die er gehabt, setzte aber hinzu, daß bei ihm die Sache ausgeglichen sei, und daß er

nur wünsche, sie auch vor dem Publico in Ordnung zu bringen, damit nicht meine Stimme von seinen Feinden wider ihn gemißbraucht werden möge. Er war sehr offen über sich und sein Schicksal, und schilderte letzteres als das eines Verfolgten, Beistands- und Anhaltslosen nicht beneidenswerth. Seine Aeußerungen waren glasscharf und schneidend, wenn man will, ohne Liebe und Gemüth, zeugten aber von Wahrhaftigkeit, Verstand und Penetration. Er hat ein schmales Gesicht, schmale, feine Lippen, eine Röthe auf den Wangen, die ich für hektisch halte, helle Augen, und geht gebückt, obgleich er erst sieben und zwanzig Jahr alt ist. Ich durfte mir in dem Gespräch mit ihm nichts vergeben. So that auch er. Unsere ganze Unterredung hatte die vornehme Haltung einer Tractatschließung kriegführender Mächte, bei welcher aber Aufrichtigkeit von beiden Seiten obzuwalten schien. Das Sonderbarste bei der ganzen Sache ist, daß er in seinem Telegraphen nach den in den oldenburger Blättern mitgetheilten Proben des Münchhausen, vor dessen Erscheinen darauf als auf ein sehr witziges und geistreiches Buch hingewiesen hatte, was ich erst in Hamburg erfuhr. Abends war ich mit ihm bei Lebrun zu Tische und kam mit ihm in eine inhaltreiche Debatte über Grabbe. Er sprach seinen Abscheu vor dieser zerfahrenen Natur aus und sagte, am meisten widere ihn an, daß Grabbe so ohne alle Liebe, ohne alles Bedürfniß nach Anderen gewesen sei. Dies konnte ich nicht ganz zugeben, indem ich aus meiner eigenen Geschichte mit ihm anführte, Grabbe's Zuneigung sogar im höchsten Grade eine Zeit lang besessen zu haben, daß nur aber Liebe und Neigung wie Alles in ihm des sittlichen Haltes entbehrt habe. — Er versetzte hierauf: „Auf das, was man Sittlichkeit nenne, komme es ihm bei einem Menschen zuvörderst nicht an, er halte sie meistens für etwas Angeeignetes, Conventionelles, sondern darnach frage er bei einem Menschen, ob er das Gefühl habe, nicht allein zu sein in der Welt, ob er den Socie-

tätstrieb in sich trage, die Empfindung der Reciprocität; denn daraus entspringe alles Gute und Rechte."

„Wir gingen nach dem Verlassen der Gesellschaft wohl noch dreiviertel Stunden am Alsterbassin auf und nieder. Der Mond schien dazu ganz herrlich. Ich konnte mir einen Zug der Hinneigung zu diesem kalten sonderbaren Menschen nicht verbergen, und auch er schien an mir Geschmack zu finden.

„Ich hatte den Wunsch geäußert, das Hamburger Volksleben kennen zu lernen; und Gutzkow hatte sich mir zum Führer erboten. Wir fuhren nach dem Hamburger Berge und ich that dort in verschiedenen Lokalen einen Blick in die Tanzfreuden und improvisirten Häuslichkeiten der Seefahrer. Es war aber durchaus Nichts von dem Bacchantischen und Ungeheuerlichen zu schauen, womit die Beschreibungen dieser Dinge angefüllt sind und wovon mich noch Jemand auf dem Dampfschiff unterhalten hatte. Ein verdorbener Schriftsteller, Namens Clemens Gericke, spielte ihnen in dem einen Lokal auf; das war allerdings eine Merkwürdigkeit. — Nach einigen Kreuz- und Querzügen in der Stadt, die indessen auch keine sonderliche Ausbeute gaben, setzten wir uns in einem Austernkeller zur Ruhe, und verbrachten einen Theil der Nacht in Gesprächen über Probleme der sittlichen und socialen Welt.

„Das Verhältniß der Geschlechter zu einander kam zur Sprache. Durch die Kriege, durch die nachgebliebene politische Gährung, durch die materiellen Interessen und Fieberkrisen, welche die Gesellschaft der Noth und des Bedürfnisses wegen aussteht, ist es etwas entblättert worden, und in einen Zustand der Trockniß gerathen; welcher nicht wohl thut, und dem Leben eine seiner farbigsten Blüthen abstreift. Man bezieht jetzt Alles, was zwischen Mann und Frau vorgehen darf, auf die Ehe, auf das, was zu derselben direct führt, und aus ihr entspringt. Die tausend Nüancen und Schattirungen, welche neben diesem Grundverhältniß möglich sind, erlaubt und für das Leben

des Geistes und Gemüthes höchst förderlich sein können, sind, wenigstens gegen Sonst, sehr reducirt und stehen gegenwärtig immer in der Gefahr, für lächerlich oder verfänglich zu gelten. Nun aber wird der Mann, der nicht mit verschiedenartigen Frauen lebt, nothwendig ein barbarischer Philister, wie derjenige, der blos mit Frauen lebt, zum egoistischen Schwächling werden muß.

„In diesen Ueberzeugungen waren wir einverstanden; wie aber der Sache abzuhelfen sei, darüber gingen unsere Meinungen auseinander. Sonderbarerweise verhielt ich mich bei der Discussion als Freigeist und er als Rigorist. Ich meinte nämlich, daß wenn man in sich die Nothwendigkeit fühle, anders und freier sich zu Frauen zu stellen, als wie es die prüde Convenienz der Gegenwart gestatte, man eben seinem Gefühle unbefangen folgen solle; wogegen er einwandte, daß solche isolirte Grundsätze immer sehr gefährlich seien und leicht in Verwickelungen mit den echten Gesetzen der Welt führen können. Ich bemerkte darauf, Gewissen, Takt und Zartgefühl würden schon einen Jeden vor dem Ueberschreiten der zu respektirenden Grenzen behüten, im Nothfall würden die Verhältnisse nicht ermangeln, sich zum Correktiv verletzter Schranken zu machen.

„Er seinerseits hielt dafür, daß eine Umbildung oder vielmehr Belebung der zartesten Nerven des socialen Organismus von großen Dichterwerken ausgehen müsse. Die Phantasie, das Gefühl des Menschen müsse durch zeitgemäße Bilder und Töne erst aus dem Schlummer erweckt werden, dann werde von selbst eine Erweichung der in Stockung gerathenen Organe folgen. In dieser Beziehung stellte er Bettinen sehr hoch und tadelte mich, daß ich über sie im Münchhausen gespottet. —

„Meine Gegenbemerkung, indem ich Bettinen und den Tadel auf sich beruhen ließ: Die Literatur und Poesie erzeugt die Zustände nicht, sondern sie geht aus denselben hervor.

Nicht Werther rief die Sentimentalität hervor, er gab ihr nur Gestalt. —

„In diesem Sinne betrachte ich daher Bettinen und ihr ähnliche Erscheinungen als Eruptionen des sich heftig anmeldenden Bedürfnisses. Die Kreatur lechzet nach Erlösung aus den Banden der Starrheit und Kälte und ihr Schrei ist nicht melodischer Kunstgesang, sondern eben — ein Schrei." —

„Am folgenden Morgen besuchte mich Wienbarg, den ich in Altona verfehlt hatte. Ein schmucker, wohlgebauter junger Mann mit hoher Stirn und feinen Lippen, auf dessen Rede man etwas hinhorchen mußte, da er leise und holsteinisch-weich sprach. Seine Augen schienen mir von manchem Zorn und mancher Thräne geröthet zu sein. Es gelang mir ihn aufzuschließen und er eröffnete mir ein schmerzenzerrissenes, tief verbittertes Herz. Man hat ihn arg verfolgt, von Frankfurt geradezu weggewiesen, das Verdikt, welches auf seine Schriften gelegt ward, ist in Preußen nur gelüftet, noch nicht aufgehoben. In der That gehört jener Bannspruch, welcher die Früchte des Geistes noch ungeboren tödten wollte, zu den häßlichsten Ausgeburten eines matten Despotismus. — Mein Antheil schien ihm sehr wohl gethan zu haben, er wollte meine Hand nicht aus der seinigen loslassen, als wir schieden.

„Was, wie ein Fluch auf diesen jungen Männern haftet, ist ihre Ueberraschheit. Sie verzetteln sich in kurzen Bewegungen und Alles, was Leben, Studien, Schicksal erst im Menschen zur Reife kommen lassen soll, wird herb und grün von ihnen aus den Zweigen geschüttelt. Ich finde in den Sachen der besten unter ihnen viel Gutes, selbst Großes angedeutet, aber nichts wird mit Ruhe ausgeführt, und werden sie nun jemals späterhin wieder zu den Dingen zurückkehren

mögen, an welchen sie sich selbst vorschnell den frischesten, jungfräulichsten Reiz zerstört haben. Ich fürchte, daß bei allem Talent, was sie unläugbar besitzen, doch nur eine ephemere Wirkung von ihnen ausgehen wird.“

„Bremen will mit seinen menschenleeren Gassen, mit seinem dürftigen Hafen, in welchen nur die kleinsten Fahrzeuge kommen können und dem Strom, der gegen die Elbe schmal erscheint, auf das stattliche Bild Hamburgs nicht behagen. — Ich saß im Rathskeller in einem der kleinen Verschläge, die mit schmalen Schaltthüren versehen, Kojenartig die ganze Fensterseite des Kellers einnehmen. Ich probirte ein Glas 1727iger von der Jungfrau Rose, welcher wie Tinte schmeckte, da öffnete sich die Thür meines Verschlages und v. Kobbe und Dr. Stahr traten ein, welche von Oldenburg herüber gekommen waren, mich zu sprechen. Sie waren vom Wagen gestiegen, mit richtigem Instinkt gleich nach dem Rathskeller gegangen. Sie brachten einen jungen Kaufmann in meine Gesellschaft, der den herrlichsten, süßesten Tenor besitzt, den ich seit lange gehört habe. Dieser sang nun im Keller, bei sich, im Gasthofe nach Tisch was er nur konnte und vermochte, denn ich war unersättlich nach seinen Seele umstrickenden Tönen. Heiße Liebeslieder hörte ich, Wiegenlieder, Volksweisen, heroisch-elegische Klänge. Eins der Lieder bewegte mich am tiefsten. Es ist ein Jüngling, der eine kurze Liebe gehabt hat, die ihm vom Schicksal verdüstert worden ist. Er aber kann die Plätze noch nicht lassen, wo er glücklich gewesen ist, wird drum von den Leuten getadelt und antwortet:

Dürft mich drum nicht schelten;
Kann's ihr nie vergelten,
Denn die kurze Liebe war das ganze Leben!

„Die Musik lösete mein stockendes Herz, ich weinte bei manchem seiner Lieder, am meisten aber bei diesem.“

Zwei Tage und zwei Nächte dauerte die Reise von Bremen nach Düsseldorf. Dort langte Immermann am 14. October in Begleitung der Gräfin Ahlefeldt an, mit welcher er in Hamburg zusammengetroffen war. Sie hatte längere Zeit in Dänemark bei ihrer Familie verweilt und die mit ihr verabredete Rückreise hatte Immermann's Aufenthalt in Magdeburg das Ziel gesetzt. Trotzdem war der Name dieser Frau dort während des ganzen Beisammenseins nicht in der Familie genannt worden. Als Immermann in Hamburg eintraf, war die Gräfin schon angekommen. „Ich ging zu ihr“, sagte er in seinem geheimen Tagebuch, „mit tiefem Mitleid und mit einem Schauder über die Natur und Gestalt der menschlichen Dinge. Aber ich spürte keinerlei Reue, keine Beklemmung, keine Verlegenheit in mir und würde, wenn sie mir in den ersten Augenblicken unseres Wiedersehens eine Gewissensfrage vorgelegt hätte, dieselbe der Wahrheit gemäß beantwortet haben. Ich muß also entweder der Verstockteste, Leichtsinnigste der Menschen sein, oder es ist in den Vorgängen meines Herzens etwas Erlaubtes und Berechtigtes.“

Zugleich erweckte die Freude des Wiedersehens, „Dankbarkeit, Erinnerung, Gewohnheit und die Sympathie hervorgegangen aus vielen gemeinsam durchduldeten Schicksalen,“ in Immermann's Seele. Es schien ihm in diesem Augenblick unmöglich, mittelbar oder unmittelbar an dem bestehenden Verhältnisse zu rütteln; aber ebenso stand das auch fest in ihm, daß er Marianne fortlieben müsse mit der Liebe, die er zu ihr trug. — „Ich habe diese Liebe im Gemüth ergriffen, weil ich sie im Gemüth ergreifen mußte,“ sagt er in den schon angeführten Blättern. „Sie ist aus dem tiefsten und richtigsten

Bedürfniß entsprungen, rein in ihrer Gestalt, bescheiden in ihren Ansprüchen. Mir soll vor der Hand genügen, von Mariannen zu hören, hin und wieder an sie zu schreiben. Beglücken mich dann wieder einige Zeilen von ihrer Hand, darf ich hoffen, sie wiederzusehen, wie ich sie verließ, so bin ich zufrieden.

„Diese Liebe hat Etwas von der Dantes zu Beatricen, denn Jugend und Natur werden Marianne ihren Weg führen, ihr Bild wird mir vielleicht in den Armen eines andern Mannes auslöschen, ich sehe das vorher. Aber es kann doch Alles sich milde lösen, wenn die Menschen nur nicht grausam an dieser Blüthe rütteln und zupfen."

In der weichsten Empfindung schrieb Immermann unmittelbar nach seiner Ankunft in Düsseldorf der Mutter und sprach ihr und den Geschwistern seinen Dank aus für die Liebe, die sie ihm während des Beisammenseins erwiesen hatten. In seinen Worten zeigte sich deutlich, daß die Erregung des Gemüthes, in der er die Seinen verlassen, ihn bis in die Rheinische Heimath begleitet hatt. Die Klosterstille seiner Wohnung kam ihm seltsam vor auf alle die Bewegungen und das Geräusch der letzten Wochen um so mehr, als eine Reiseerkältung ihm einen heftigen Anfall von Gelbsucht zugezogen hatte, ihn an das Zimmer gefesselt hielt und von allem Verkehr mit der äußeren Welt schied. Geschäftliche Verdrießlichkeiten hatten ihn außerdem empfangen. Er erfuhr bei der Heimkehr, daß ihm bei einer Vacanz im Appellhof ein jüngerer Rath vorgezogen war, der nicht einmal das dritte Examen gemacht hatte und aus der Rheinischen Justiz ausgeschieden war. Sein Ehrgefühl war verletzt, er glaubte es sich selbst schuldig zu sein, sich über ein solches Verfahren officiell zu beklagen und fand sich tief verstimmt, obgleich ihm die Freude wohlthat, welche die Freunde über sein Verbleiben in Düsseldorf zeigten. Viel Güte und Herzlichkeit trat ihm entgegen, er mußte sich sagen,

daß von mancher Seite er sich eigentlich kaum bessere Verhältnisse wünschen könne als ihm zu Theil geworden seien. Trotzdem meinte er, die Sache nicht still hinnehmen zu können.

„Ich bin noch in einer wunderbaren Stimmung," schreibt er am 25. October an Hermann „und weiß zur Zeit nichts anzufassen, weil mir die Gedanken immer in die Ferne gehen". Schon einige Tage früher hatte Immermann an Marianne geschrieben, gütig, innig, liebevoll, wie er in Magdeburg mit ihr zu sprechen pflegte, ohne den leisesten Anklang einer heftigeren Empfindung. Es schien als wollten seine Worte wieder einlenken in die freundschaftliche Weise, in welcher er in Magdeburg mit dem jungen Mädchen verkehrt hatte und aus welcher nur der Moment des Scheidens andere Klänge hervorbrechen ließ. Hätte Marianne diesen Brief in gleicher Weise beantwortet, so hätte sich wohl ein ruhiger schriftlicher Austausch länger fortgesetzt; aber ein Versprechen, welches sie ihrem Vormunde gegeben, band ihre Hand. Sie blieb ihrem Worte treu, obgleich sie nicht ihrer Ueberzeugung folgte, sondern nur im Gehorsam gegen den Mann schwieg, der des Vaters Stelle bei ihr vertrat und dessen Willen sie sich darum fügen mußte. Als der Freund sie verlassen hatte, als Ferdinand die Worte in ihre Hand legte, welche er noch in der Nacht des Abschiedes für sie niedergeschrieben hatte, war ihr die Stärke ihrer eigenen Empfindung erst klar geworden. Wenige Tage darauf kehrte sie nach Halle zurück, in ihrem ganzen Wesen verändert. Sie war reich geworden, denn sie wußte sich von dem Manne geliebt, dem ihr ganzes Herz ergeben war und an den sie glaubte, obgleich Ferdinand ihr vor ihrer Abreise die Verhältnisse seines Bruders, die er zum ersten Male gegen sie berührte, im unheilvollsten Lichte hinstellte und geradezu ausgesprochen hatte: sie dürfe denselben nicht als einen freien Mann betrachten. Er hatte als eine heilige Pflicht von ihr gefordert, vor der Hand jedem Verkehr mit dem Freunde zu entsagen und nicht eher

geruht, bis das geängstigte Mädchen gelobte, ihm zu folgen. Still und ernst trat sie der Großmutter nach diesem schweren Versprechen wieder entgegen; aber sie war nicht eigentlich unglücklich, sah nicht ganz hoffnungslos in die Zukunft und als der Brief des geliebten Freundes ihr Gemüth leise und sanft in die Bahn einer ruhigen Neigung zu lenken schien, als sie ihn wieder zu sich reden hörte, wie in den schönen Tagen des Beisammenseins, da empfand ihre Seele keinen Wunsch und kein Verlangen, als in solcher Weise mit ihm fortleben zu dürfen. Sie sprach das gegen Ferdinand aus und bat ihn um die Erlaubniß seinem Bruder zu schreiben. Wochen vergingen, ehe sie eine Antwort erhielt, Wochen, in denen das innigste Verlangen in ihr wogte, nur mit einem Worte den Freund zu bitten, er möge sie nicht mißverstehen, ihr Schweigen nicht für stumpfe Gleichgültigkeit halten, in denen sie das Verlangen gewaltsam niederkämpfen mußte, ihm wenigstens ein Mal zu sagen, was sie empfand und was ihr auszusprechen verboten war. Als endlich zögernd die Erlaubniß erfolgte, den Brief mit einigen Worten des Dankes zu erwiedern, war bereits der Würfel des Schicksals gefallen; Immermann hatte bei der Kanzlerin Niemeyer um die Hand ihrer Enkelin angehalten. „In ruhelosen Tagen und schlaflosen Nächten,“ schrieb er am 16. November, „bin ich zur Klarheit, zum Entschlusse gekommen, mein Gemüth hat ihn ausgetragen, wie ein reifes Kind. Ich habe fest, stark und unwiderruflich für mich den Wunsch in mir empfangen, Ihre Enkelin die Meinige zu nennen. Die Lösung der Frage, ob meine ferneren Jahre sich in neuer Jugend, in frischer Kraft entfalten, oder in Dumpfheit und Mißmuth traurig verwelken sollen, hängt von Mariannens Ja oder Nein ab. Sie hat, was mein tiefstes Bedürfniß fordert, und in ihrer jungen Brust trägt sie meine ganze Zukunft und die Lösung aller Räthsel, an denen mein Leben sich bereicherte, aber auch — blutete! —

„Meine Liebe zu ihr kann ich nur mit meiner ersten Jugendliebe vergleichen, grade so voll, ganz und warm fühl ich mich ihr ergeben und gewidmet. Nachher traten heftige und große Leidenschaften in mein Leben; aber ich weiß, daß ein Unterschied ist zwischen diesen und dem, was ich jetzt nach einundzwanzig Jahren wieder empfinde."

Ganz unerwartet sah sich Marianne durch diese Werbung zu einer Entscheidung gerufen, deren Gewicht sie erst jetzt voll empfand. Sehnsucht und Zweifel rangen in ihrer Brust, Herz und Gewissen suchten nach einer reinen Lösung der ernsten Frage, das Bewußtsein der Ewigkeit erfüllte sie, sie sah in ihrem Licht ihr Leben mit dem des Freundes verbunden, fühlte sich vor ihrem Antlitz mit ihm vereinigt, weit über das irdische Dasein hinausgeführt. Es war unmöglich, eine entscheidende Antwort zu geben, wenigstens eine bejahende, denn es mußte auf's Höchste befremden, daß kein Wort, keine Andeutung in Immermanns Briefe das Verhältniß erwähnte, welches nach Ferdinand's Ansicht seines Bruders Verheirathung entgegen stand, indessen keine Pflicht hinderte, diesen selbst über eine Sache zu befragen, die dunkel und verhängnißvoll über seinem Leben zu schweben schien. Mit der Zustimmung der Großmutter schrieb also Marianne an Immermann, der auch an sie einige einfache Worte gerichtet hatte und sagte ihm frei und ohne Rückhalt, was sie für ihn empfand und was ihr verbot ihm getrost und freudig ihre Hand zu reichen.

Darauf vertraute nun Immermann mit schrankenloser Aufrichtigkeit dem jungen Mädchen die traurige Geschichte seiner Liebe und ihres allmäligen Absterbens unter Verhältnissen, die ihr den Grund und Boden nicht gewährt, auf dem das wahre Leben allein sich fortentfalten und gesunde Blüthen tragen kann. Schonend und milde entschuldigte er die Mißgriffe einer Frau, die ihm theuer blieb, so viel er durch sie gelitten hatte, so wenig sie die edelsten Bedürfnisse seiner Natur geachtet hatte.

Und neben diesen Bekenntnissen verschwieg er nicht, daß er sich geirrt habe, als er gehofft, die Gräfin werde mit Fassung das Geständniß seiner Liebe zu Mariannen aufnehmen und mit Ruhe in eine äußere Trennung von ihm willigen.

Am Tage nach der Absendung seines letzten Briefes an Mariannen, hatte Immermann der Gräfin seinen Schritt mitgetheilt und die Wirkung dieses Geständnisses war eine so traurige, daß Mitleiden und Theilnahme ihn diesem Schmerze gegenüber bewogen, seine Zukunft von dem Entschlusse abhängig zu machen, den die unglückliche Frau über die ihrige fassen werde. Sein Gewissen sagte ihm zwar auch jetzt, daß er kein Recht verletze, wenn er sich rücksichtslos von falschen Banden befreie, aber er bat Mariannen still mit ihm zu warten, bis die Gräfin sich gefunden habe.

Man begreift, daß diese Geständnisse tief erschütternd für ein junges Mädchen sein mußten, deren Gemüth nie von den Wirrnissen der Leidenschaft berührt war und die in ungekannte Schmerzen blickte, welche sie mit dem geliebten Mann zu tragen hatte. Ein unsägliches Mitleid für ihn durchdrang sie, ihr Herzblut hätte sie gegeben, hätte sie ihn frei machen können von dem Schatten, den sie auf seinem Leben liegen sah und die tiefste Sehnsucht, ihm die Gestalt desselben wieder herzustellen, ihn zu lösen aus dem traurigen Verhältnisse, in welches er verstrickt war, — leider nicht ohne Schuld — erfüllte sie. Aber sie fühlte auch, daß stilles geduldiges Warten die Aufgabe sei, die Immermann gesetzt war; daß ihre Liebe ihm dazu helfen müsse und sich in der Prüfung zu bewähren habe.

Wir schweigen von den nun folgenden schweren Seelenleiden und bitteren Kämpfen, unter denen Wochen und Monate vergingen. Die gemeinschaftliche Häuslichkeit Immermanns und der Gräfin wurde zu einer fortgesetzten Qual, bis diese von dem Rath und Beistand einer Freundin unterstützt, den längst ge-

faßten Vorsatz ausführte, Düsseldorf zu verlassen. In dunkeln Schmerzenstagen stärkten sich Immermann und Marianne an einem Briefwechsel, der immer inniger ihre Seelen vereinte, und als die Gräfin ihren Entschluß ausgesprochen hatte, sich von Immermann zu trennen, begannen sie auch feste Pläne für die Zukunft zu machen. Ein Besuch des Freundes in Halle wurde für den Herbst in Aussicht genommen, bei seiner Anwesenheit sollte die Verlobung declarirt und die Zeit der Verbindung festgesetzt werden, welche jedoch nach späterer Ueberlegung schon wenige Wochen nach dem Wiedersehen geschlossen wurde.

Unter den trüben Elementen, die ihn in der Nähe umgaben, flüchtete der Dichter viel in die Stille, und wenn er sich in derselben brieflich gegen sein bräutliches Kind aussprach, schwand meist der Druck, der auf ihm lastete, obgleich ein tiefer Ernst, gesellt mit einem unbegrenzten Vertrauen der Grundton dieses Verkehrs blieb. In ihm sprach sich des Dichters ganzes Wesen aus und es war kein leeres Wort, wenn er Mariannen schrieb: „In den Briefen an Dich, da bin ich ganz wie ich bin, auf diese Briefe kann der ewige Richter über mich das Urtheil sprechen". Er sah sie an „als die ernste Freundin seiner Seele, die Beratherin seines Geschickes, vor der seine Seele offen lag, damit sie mit sanfter Hand die Schlacken tilge, die alten bösen Wunden heile, mit welcher das Leben ihn verletzt hatte." Vieles aus diesen Briefen ist in früheren Abschnitten erwähnt worden, namentlich wo es sich auf Immermanns Dichtungen bezog und bei der Besprechung derselben benutzt werden konnte, Anderes soll in einem späteren Abschnitte mitgetheilt werden, wenn auch meist nur in Bruchstücken, weil der ganze Inhalt sich nicht zur Mittheilung eignet.

Wenn wir früher schon Immermanns elastische Natur in Zeiten geistiger Conflikte bewundert haben, so trat sie doch

nie so glänzend heraus, als jetzt, wo neben Allem, was er innerlich erlebte, die Arbeit nie ruhte, sondern ihm als Halt und Erquickung diente. Aus den häuslichen Bedrängnissen, aus Schmerzen und Aengsten führte ihn die Muse in ihre lichte Welt und sein übervolles Herz konnte sich in dem Strom der Poesie ergießen, in ihm baden und erfrischen. Die Stimmung für den Münchhausen fand sich freilich noch nicht wieder, denn er mußte sich diesen Stoff erst neu aneignen und mit den Klängen durchdringen, die in ihm erwacht waren; aber er griff nach dem Tristan, der lange geschlummert hatte und kaum zur Ausführung gekommen wäre ohne die neue Liebe, die sein Leben verjüngte. Fast unbewußt drangen ihm die Zueignungsverse aus der Seele:

„Gestorben war das Herz und lag im Grabe! —
Dein Zauber weckt es wieder auf, der holde,
Es klopfet, fühlet neuen Lebens Gabe,
Sein erster Laut ist: Tristan und Isolde!"

Zu dem heißesten Liebesliede deutscher Vorzeit zog ihn das sehnende Verlangen. „Was Gottfried von Straßburg einst gesungen, das sang er nach in seiner Zungen":

Es hätte stets in mir geruht
Und wäre wohl mit mir vermodert,
Doch plötzlich fühl' ich Jugendmuth
Und bin von Jugendgluth durchlodert.

So klingt es in dem Vorspiele zu der wieder erwachten Mähr. Den Spuren Rivalins und Blancheflur's geht der Sänger nach, und der Maienzauber des Festes zu Tietayol entfaltet in seinen Worten noch einmal seinen süßen Reiz. Aber bald unterbricht der Dichter das Abentheuer.

„Weil ihm der Busen zu gewaltig klopft,
Um fremd Geschick und Glücke zu besprechen,
Indeß das Heiligthum der Seele tropft,
Vom Thränenguß aus heiliger Wonne Bächen,
Dem lange jeder Zugang war verstopft,
Bis seine Flut die Krustenwand durchsintert,
In der das Leben starr mich eingewintert.“

Mit diesen Versen geht die Romanze in den Zwischengesang über, welcher den seligen Augenblick zu schildern sucht.

„wenn nun die Binde
Dem Flügelkinde von der Stirne fällt
Und Liebe gleich dem neu gebornen Kinde
Uns zuruft: Seht, ich bin ja auf der Welt!

Ueber dieses Zwischenspiel hinaus kam der Dichter augenblicklich nicht; die Entsagung, mit der er dasselbe beschloß, wandelte sich in Hoffnung, diese in Erfüllung, und holde Wirklichkeit gab der Dichtung andre Farben, als Immermann fast ein Jahr später zu derselben zurückkehrte, denn er vollendete den ersten Gesang seines Tristan erst an der Seite seiner Braut. Jetzt erfuhr noch Niemand etwas von dem, was ihn beschäftigte; seine Empfindungen wie seine Dichtung blieben den Freunden verborgen, in deren Mitte das äußere Leben scheinbar ruhig seinen Gang nahm.

Die zwecklose Gesellschaft vereinte wieder den bekannten Kreis und einige dramatische Vorlesungen unterbrachen außerdem die häusliche Einförmigkeit. Gegen Weihnachten nahm Immermann auch den Münchhausen wieder vor und arbeitete um so fröhlicher daran weiter, als von verschiedenen Seiten der gute Eindruck sich aussprach, welchen der erste Band hervorgerufen hatte. Namentlich Freiligrath und Devrient empfanden den Reichthum dieser Schöpfung, die gesunde Lebensfülle des heiter über Welt und Zeit hinfliegenden Humors.

Beider Antheil war dem Dichter fruchtbringend, besonders anmuthig aber klangen die begeisterten Worte des jüngern Dichters, aus dessen Brief wir das Folgende einfügen:

„Der wilde Jäger hat den Kopf verloren, das Gewehr liegt in Stücken am Boden und die blonde Lisbeth sitzt bleich und blutig auf dem Steine des Freistuhls; ich aber, während sie vom Oberhofe den Tragsessel heranholen, greife schnell nach Feder und Papier, um Ihnen, verehrter Freund, nach eben beendigter Lectüre des ersten Theils Ihres Münchhausen frischweg von dem wunderbaren Eindruck zu berichten, den vornehmlich der zweite Abschnitt dieses Bandes auf mich gemacht hat. — Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich davon ergriffen bin! Die Leute sagen immer, ich hätte keinen Vaterlandssinn, ich wäre ein Kosmopolit, ein Vagabund, fast hab' ich's selbst geglaubt! — Der wilde Jäger aber hat mir's anders gezeigt! — Ihre Schilderung Westphalens ist trefflich, — Mensch und Land stehen vor Einem, als lebten sie; — auf dem Haarstrang und im Arnsberger Walde rauschen die Eichen, und in der Börde flüstern die Aehren, grau und verwittert erhebt sich die Kirche Marian zur Wiese, und zwischen durch treiben die seltsamen Gestalten ihr Wesen, die das seltsame Land in seiner Kraft und seiner Beschränktheit hervorbringt: patriarchalische Hofschulzen, pensionirte Obristen, und auf ihren Münsterländischen Gütern zusammengeschnurrte Edelleute! — Es ist mir beim Lesen des wilden Jägers Etwas begegnet, was ich schon lange bei keinem Romane mehr zu erleben glaubte; ich habe mich mit Ihrem Helden identificirt, ich glaubte, als ich den Jäger las, wieder meine eigene Geschichte zu lesen, wie sie sich vor sieben bis zehn Jahren an der nördlichen Abdachung des Haarstranges zugetragen; — Ich trug wieder meine lütticher Doppelflinte; auf dem Brandholze und der Günner Haardt wurden die Bracken gelöst, einsam und träumerisch stand ich auf meinem Stande, schoß das Wild vorbei

und sah sinnend hinab in die weite, endlose Fläche der Börde und des Münsterlandes, Soest, Werl, manchmal auch Dortmund, in duftiger Ferne unter mir. — Dazu schollen dann die Jagdhörner, hier das Soester, drüben das Fürstenberger; Schüsse fielen, Dirnen, frisch und stämmig, schritten über den Holzweg. —

„Das Alles ist mir durch Ihr Buch wieder lebendig vor die Seele getreten und was ich eben sagen wollte, ich habe dabei gefunden, daß ich bei aller Kosmopoliterei meine Heimath doch im Herzen lieb habe! — Es geht mir mit ihr, wie mit einer Geliebten, die man eine Zeitlang vernachlässigt hat und nun, da ein Teufelskerl, der's versteht, sie Einem einmal wieder recht reizend vor Augen stellt, wieder bis über die Ohren drin verschossen wird. — Sie aber haben Westphalen ganz vortrefflich abgemalt, und selbst der Anflug von Ironie, der sich manchmal bemerklich macht, schadet dem erquicklichen, behäbigen Eindruck des Ganzen nicht. Ich muß jedenfalls noch diesen Herbst auf rother Erde wandeln und wenigstens eine Brackenjagd am Saume des Arnsberger Waldes mitmachen. — Mit dem Schulzen will ich plattdeutsch sprechen, in den Eichenkampen will ich fehl schießen und auf dem ungleichen Pflaster der grauen, stillen, alterthümlichen Städte des platten Landes soll es mir noch gegenwärtiger werden, als jetzt, wie sprechend Sie uns im Münchhausen aus den einzelnen charakteristischen Zügen aller dieser Nester den Typus einer echten, westphälischen Stadt hergestellt haben. —

„Sie werden gewiß sagen, daß ich ein geschwätziger Enthusiast bin. — Aber meine Freude an Ihrem Werke ist zu groß und Sie müssen mir drum meine ungefüge Art, mich zu freuen, schon zu gute halten." —

Der Weihnachtsabend hatte von außen ein rauhes Aussehen, aber im Herzen des Dichters war es hell und der Christbaum leuchtete in sein stilles Zimmer, in dem er sang:

Ich weiß ein Stübchen,
So hell, mein Liebchen,
Ich weiß ein Kämmerlein,
Strahlend von Weihnachtsschein.
Rund umher ein wüstes Wetter,
Rührt und reget welke Blätter,
Die der Herbstwind abgestreift
Und im Garten aufgehäuft.
Doch je wüster Wetter und Wind,
Um so heller strahlt's im Kämmerlein,
Und ein altes, großes Kind,
Jubelt über den Weihnachtsschein.
Sie legt auf meine Brust die Hand,
Das Kämmerlein ist ihr bekannt,
Sie lächelt, flüstert: Ich, dein Liebchen,
Steckt an den Christbaum Dir in diesem Stübchen!

Eine Erkältung, die sich Immermann in der Neujahrsnacht auf einem Hofballe zuzog, machte die erste Hälfte des Januar sehr unbehaglich. Er war fast 14 Tage an das Zimmer gebannt und eigentlich von allem Verkehr geschieden; dann fühlte er sich so weit hergestellt, um den Wünschen der Künstler genügen zu können und Wallensteins Lager einzustudiren, das von ihnen auf dem Maskenball des Carnevals am 9. Februar gegeben wurde. Diese Aufführung hat Immermann später in seinen Maskengesprächen auf das Anmuthigste geschildert, hat dem Leser dort gezeigt, auf welche Weise er durch seine Berechnung mit kleinen Mitteln große Wirkungen erzielte und wie das geistige Leben, welches er der Darstellung einhauchte, auf einer höchst soliden, praktischen Basis ruhte,

ja wie es sich nur auf einer solchen entwickeln kann. Nachdem er in ernster Arbeit auf der Bühne Jahre lang große dramatische Ziele verfolgt hatte, versprach sich der Dichter von einer vereinzelten Aufführung durch ungeschulte, wenn auch talentvolle Darsteller keine große Befriedigung, aber er zeigte sich gern seinen Freunden gefällig, die ihm ihrerseits gerade in diesem Winter manche Beweise treuer Zuneigung gegeben hatten. Nach vieler Mühe übertraf auch der Erfolg bei Weitem seine Erwartung, so daß er sich selbst daran erfreuen konnte und seine Methode bewährte sich wieder glänzend. Die Darstellung des äußerst schwierigen Stückes durch diese Dilettantenkräfte war eine sehr frische und gelungene zu nennen.

Dergleichen Zerstreuungen waren übrigens wohlthätig für Immermann, sie zogen ihn aus der schwülen Häuslichkeit und nöthigten ihn von Zeit zu Zeit sich vom Schreibtisch zu trennen, an welchen der Münchhausen ihn so gefesselt hielt, daß seine Kräfte fast übermäßig angestrengt wurden. Die Dichtung schritt rasch weiter und im Anfang März las er in der zwecklosen Gesellschaft das fünfte Buch des Romans vor, dessen Hauptinhalt das Liebesgeschick bildet, in welches sein eignes Schicksal in der persönlichsten Weise verflochten ist. Die Erregung, in welcher er diese Bekenntnisse, freilich in den Schleier der Poesie gehüllt, vortrug, rief nicht nur einen wahren Sturm des Entzückens hervor, sondern erregte auch allerhand Vermuthungen, die Immermann bisweilen noch durch unbewachte Aeußerungen vermehrte. „Lieber, die Poesie ist erst jetzt bei mir aufgegangen," sagte er zu einem Freunde, der über die Vorlesung mit ihm sprach, und als ein Anderer in der Beschreibung Lisbeths ganz individuelle Kleinigkeiten hervorhob, die kaum in das Bild gehörten, wußte er bei der Frage, wie er dazu gelangt, nur mit Lächeln zu erwiedern. —

Zwischen die poetischen Beschäftigungen stellte sich Ende März leider eine sehr verdrießliche Geschäftssache. Abermals

war eine Vacanz im Appellhof eingetreten, und abermals war Immermann bei der Besetzung derselben übergangen worden, ein Verfahren, was nach seiner Meinung geradezu seiner bürgerlichen Ehre zu nahe trat. Man hatte seine temporaire „Leitung der Bühne", für welche ihm doch ein königlicher Urlaub gewährt worden war, wider ihn geltend gemacht und traute wohl überhaupt im Ministerium einem Beamten nicht, der wie Immermann zugleich literarische Interessen verfolgte. Doch waren diese nie in irgend einen Widerspruch mit seinen Pflichten getreten, das durfte ihm sein Gewissen sagen, das sprach das Zeugniß aller seiner Collegen, wie das des Präsidenten von Voß aus, unter welchem er seit eilf Jahren gearbeitet hatte. Er war treu, gewissenhaft, eifrig in Allem, was von ihm gefordert wurde, gründlich bewandert in seinem Fach, und es gab in der That keinen Grund, der das verletzende Verfahren wider ihn hätte rechtfertigen können. Eine Versetzung wäre gerade in diesem Augenblicke überaus erwünscht gewesen, sie hätte ihn aus seiner peinlichen Lage befreit und seiner künftigen Häuslichkeit etwas reichere Mittel verschafft, als ihm die Justiz bisher geboten hatte. Immermann beschloß also, Alles aufzubieten, um der ihm widerfahrenen Unbill entgegenzutreten. Er wandte sich in einer Immediateingabe an den König, die von den ehrenwerthesten Zeugnissen hochstehender Männer der Rheinprovinz begleitet war, und legte die Documente vor, welche das ungerechte Verfahren gegen ihn erwiesen. Von Teplitz aus erhielt er denn auch einige Monate später den Königlichen Kabinetsbefehl, demgemäß Friedrich Wilhelm III. nach eingefordertem Bericht des Justizministers, mittels Ordre an denselben genehmigt, daß Immermann bei der nächsten Vacanz zu einer Rathsstelle bei dem Appellationshofe zu Cöln berücksichtigt werde.

Erst als diese Verdrießlichkeit in solcher Weise erledigt war, trat der Gedanke völlig zurück, den Immermann in der

ersten Aufregung gefaßt hatte; der Gedanke, den Rhein zu verlassen und in ein Oberlandesgericht zu treten. — Es wäre ein solcher Wechsel geradezu ein Unglück für ihn gewesen, denn es ist nicht zu verkennen, daß die Rheinischen Gerichte viel geringere Ansprüche an die Arbeitskraft ihrer Räthe stellen, als es bei den Gerichten der andern Preußischen Provinzen der Fall ist, und daß Immermann nur am Rhein Freiheit für sein geistiges Leben finden konnte.

Ein Anfall von Gelbsucht, den ihm der Aerger zuzog, zeigte die Reizbarkeit, in welche ihn die Anstrengungen der letzten Monate versetzt hatten, auch rheumatische Schmerzen regten sich wieder. Um Ostern war der Dichter durch dieselben abermals vierzehn Tage an das Zimmer gefesselt und befand sich ernsthaft leidend. Leider zögerte auch der Frühling, nach dem er in den letzten schweren Wintertagen wahrhaft gelechzt hatte, zu erscheinen. „Es ist eine Luft", schreibt er im April, „welche die Nerven bis auf den Tod peinigt und alles Rheumatische gewaltsam aufwühlt. Gott Lob, daß wenigstens der Winter vorbei ist. Was kann der Mensch erleben! Aber noch stehen die Bäume wie Besenreiser, schüchtern wagt das Laub sich nicht hervor, der Wind heult, der Regen strömt und die Scheußlichkeit des Frühjahrs ist wirklich ohne Beispiel in der Geschichte des Wetters!"

Einige Blätter von Immermann's Briefen an Mariannen, die wir aus dem Sommer mittheilen, führen uns auch in die kleinen äußern Ereignisse desselben ein und wir fügen hier nur noch über denselben hinzu, daß am 17. August die Gräfin Ahlefeldt Düsseldorf verließ, um nach Italien zu gehen und daß am 20. August Immermann seine Reise nach Halle antreten konnte.

XXVIII.

Aus Briefen.

1839.

„Sie haben mir erlaubt, an Sie zu schreiben, und ich mache dankbar von dieser Erlaubniß Gebrauch, welche mir die freundliche Aussicht öffnet, daß die holden Stunden, die ich mit Ihnen in Magdeburg verleben durfte, nicht wie mit der Scheere abgeschnitten sein werden. Noch eben das traulichste und für mich beglückendste Zusammensein — und dann plötzliches Verstummen, Verschweigen, Nichts! Das wäre mir zu herbe und würde mich recht traurig machen. Wo mein Gemüth sich ergriffen fühlt, da kann es nicht abbrechen, es will haften und dauern.

„Wenn gewisse Dämchen gehalten hätten, was gewisse Dämchen versprochen; nämlich am Morgen des 7. October sich in der Frühe zu erheben und den Wanderer mit ihren letzten Blicken zu entlassen, so würden gewisse braune Augen sich an dem herrlichsten Phänomen erquickt haben, welches gewiß seit lange den Himmel verklärt hat. Nämlich am völlig reinen Firmamente wirkten Mondlicht, Sternenschein und Morgenroth zu einer prismatischen Farbenglorie zusammen, wie sie noch nimmer meinen Augen erschienen war. Mein Bruder wird Ihnen vielleicht davon erzählt haben. Ist der Himmel nicht zu vornehm, sondern läßt er sich zuweilen herab, uns Zeichen zu senden, so bin ich unter günstigen Zeichen geschieden. Und

da der Tag, an welchem ich reiste, spes im Kalender hieß, d. h. Hoffnung, so will ich hoffen. Unter dem Hoffen verstehe ich etwas sehr Hohes und Göttliches im Menschen, das ewig positive Element in ihm, die Zuversicht, daß Alles, was in ihm einmal wahrhaft lebte und webte, auch irgendwann und irgendwie draußen in der Sichtbarkeit seine Frucht tragen werde. Und nicht etwa erst im Jenseits, auf welches ich überhaupt die Menschheit nicht zu freigebig angewiesen sehen möchte, sondern schon im Diesseits — freilich gewinnt manche Frucht unter Gottes Pflege eine andere Gestalt, als der Mensch im Moment des Keimens dachte, und darum soll man überhaupt nur hoffen, immer hoffen, sich aber von dem zu Hoffenden keine allzubestimmte Vorstellung machen.

„Sie sehen, Marianne, der Mann in seinen besten Jahren (wie man nach gerade abgängig werdende Figuren gefällig verschönernd nennt) kann sich nicht verläugnen. Ich docire — Geschwind also nach Hamburg! Dort ist Leben, Bewegung, Getümmel, Volkstrachten wechseln mit Equipagen, schöner Welt, Eleganz. Blanke Läden strahlen, an der Börse rechnet der Kaufmann, im Hafen flaggt der Dreimaster! Wie oft dachte ich an Sie, wie oft wünschte ich Sie hin, um dieses Chaos aus dem Spiegel Ihrer Augen zum frohen Bilde geordnet zurück zu empfangen. Wie würden gerade Ihnen Reisen zum Segen werden! Sie würden die schöne bunte Welt in sich aufnehmen, ihre Lücken nicht sehen und das schlichte wahre Kind bleiben, welches Sie sind. — Ich habe mit meinen Reisenotizen einige Bogen beschrieben und diese meinem Bruder gesendet mit dem Ersuchen, sie nach der Lesung Ihnen zu überschicken. Denn ich dachte, als ich schrieb, an Sie als Zuhörerin. Es ist eben nicht ausnehmend interessant, was ich zu verzeichnen hatte, da Sie mich aber in Magdeburg auch gütig anhörten, wenn ich gewöhnliche Dinge plauderte, so vertraue ich auf die Fortsetzung dieser mir günstigen Gewohnheit. — Den Kupferstich liefere

ich Ihnen nach, wie es hin und wieder bei Büchern der Fall ist, nämlich eine ausgeschnittene Vierländerin die „schöne Maiblom" ausruft.

„Gern hätte ich einen regierenden Bürgermeister, den ich in seiner mittelälterlichen Amtstracht zu sehen die Ehre hatte, dazu gelegt, wenn er zu haben gewesen wäre; das wäre ein hübsches Paar gewesen.

„Hier fand ich Alles, wie ich es verlassen. Selbst einige Georginen im Garten waren so gefällig gewesen, zum Empfange mir noch ein paar Blumen aufzuheben. Wäre doch Ihre Großmutter damals vor einigen Jahren so großmüthig gewesen, an Düsseldorf einen Tag zu schenken, ich hätte ihr und Ihnen schon einige vergnügte Stunden bereiten wollen! — Meine Verhältnisse hier sind so einfach und leicht, daß, wenn ich zwei Monate abwesend gewesen bin, es ist, als ob ich zwei Stunden ausgegangen war. Ein großes Glück, wenn man dagegen sieht, mit welchem Ballast Anderer Schifflein belastet ist!

„Ich dichte einmal wieder manches und werde noch mehreres vielleicht dichten. Täglich schreibe ich ein paar Verse. Es kriegt sie aber Niemand zu lesen, vielleicht bei meinem Leben Niemand. Man muß Sachen für das Publikum haben und Sachen für sich. Für den Münchhausen war ich noch immer zu unruhig, und so ist's noch völlig unentschieden, ob er's ist oder nicht ist? — Sie wollten ja wohl, er solle es nicht sein? So wird er es denn wohl nicht werden.

„Nun, liebe Marianne, schließe ich für heute. Wenn Sie mich jetzt recht erfreuen wollen, so sagen mir einige Zeilen von Ihrer Hand, wie es Ihnen geht, wie Sie leben, wen Sie sehen und gesehen haben. — Alles und Jedes, was ich von Ihnen höre, wird mir lieb und werth sein. Und nehmen Sie keinen feierlichen Ernstanlauf, sondern setzen Sie sich zum Schreiben nieder, als wollten Sie mit mir harmlos mündlich plaudern wie in M., dann wird mir's am wohlsten werden.

„Ihr Bild bleibt in mir bewahrt und zwar an der Stelle meiner Seele, wo unter dem Dornengeflecht von Spott, Ironie, Zweifeln, welche das Leben erzeugte, die Entzückungen der Andacht, Poesie, Begeisterung, noch ein kleines verborgenes Heiligthum bei mir besitzen. Ich beuge nur vor Wenigen jene Dornen hinweg, die es dem Auge der Welt verhüllen; Sie aber ließ ich hineinsehen. Da ich es bin, so unterzeichne ich mich auch als

Düsseldorf, den 21. October 1838.

Ihren Freund
Immermann."

1. Januar. „Wenn es mir oft zu schlimm werden will, und ich trete dann in mein stilles Museum, wo mich die Geister der Vorwelt anschauen, und die Götterbilder, und so manches Denkmal meines ernsten, arbeitsamen Lebens, dann fühle ich mich wieder und weiß, daß ich ausharren und bestehen bleiben werde.

„Meine Jugendliebe ging mir verloren, — dann kam der lange, heftige Traum der Leidenschaft, und nun in voller Reife, aller meiner Kräfte Meister, durch das Leben gezeitiget und geläutert, sehe ich die früheste Liebe wieder mir nahen. Denn zu Dir habe ich gerade dasselbe reine, andächtige und keusche Gefühl, wie damals zu Louisen, nur bereichert mit allen Schätzen, die mir das Leben hernach gegeben."

2. Januar. „Als Du vor mir standest, gegen Abend, meine geringen Verse in der Hand, in so lieber demüthiger Unbehülflichkeit — da war es um mich geschehen. Mein ganzes Wesen war eine sanfte Flamme, wie ein Blitz durchzuckte es mich, in diesem Mädchen ruht der ganze Lohn und Preis deiner vielen Mühen und Arbeiten.

„Ich habe endlich soviel Stimmung wieder gewonnen, um am Münchhausen von neuem arbeiten zu können. Es ist nun das vorletzte Buch daran, worin ich die Sachen unter den

Bauern und mit meinen jungen Liebesleuten zu Ende führe. Es muß, soll das Ganze etwas taugen, dieses Buch der Gipfel und das Meisterstück werden, und ich bin so bewegt, und in solcher Verfassung schreibt man so schlecht. An der Liebesscene arbeite ich mit einem Feuer, wie nie, oft aber springe ich auf, weil ich nicht weiter schreiben kann, und strecke die Arme in die leere Luft aus.

„In mir ist eine wunderbare Mischung der Gefühle gegen Dich, ich habe die ganze Gluth des Liebenden, und doch auch etwas von der uneigennützigen Zärtlichkeit des Vaters zu Dir. Was ist's doch ein Glück um so eine einfache, offene, fromme Liebe! Wie macht sie das Herz so ruhig und sicher und stark. O bleibe recht, recht ruhig in dem Bewußtsein, daß Du der gute Engel eines Menschen geworden bist. Ich stand recht nahe dem Untergange, wachte oft mit einem schrecklichen Gefühl der Gleichgültigkeit auf, sah ein frühes Altern vor mir, eine trockene Zukunft. Denn über mein Talent habe ich immer sehr bescheiden gedacht, und die Zweifel sind nie ganz von mir gewichen, ob ich eine dauernde Wirkung in der Literatur hervorbringen werde. Worauf schaute ich nun hin? Woran sollte ich mich halten? Aber wenn ich eine liebe Frau haben werde, dann werde ich freilich wissen, wofür ich arbeite und sorge."

16. Januar. „Ich habe gefehlt, und habe gebüßt und werde noch büßen müssen. Denn ich weiß recht wohl, was ich an der Gräfin verliere. Mit allen meinen Erinnerungen ist sie verwachsen, überall wird sie mir anfangs fehlen. Ihr Schicksal geht mir nahe, als sähe ich meine Mutter foltern. Eine Wehmuth wird mich noch oft ergreifen, vielleicht zuweilen ein ungeheurer Schmerz, und nicht eher werde ich ganz glücklich an Deiner Seite sein, als bis sie, versöhnt, gefaßt, mir, Dir und unserem Hause als Freundin angehören wird. Darin, daß ich Dir das Alles so frei sagen kann, und daß ich weiß, Du liebst mich um dieser Freimüthigkeit willen um so mehr, siehst

Du eben, daß zwischen uns das Verhältniß ganz richtig ist. Deine Jugend sieht in mir den vorgeschrittenen, gemachten Mann, Du hast den Glauben und die Ahnung, daß Alles in mir fest und zusammenhangend ist, deshalb rankst Du Dich wie die zarte Rebe um die Ulme; ich aber sehe und empfinde in Dir die ewige innere Poesie, die Gott in das Herz des Weibes gelegt hat, und aus der allein mein Leben sich noch gestalten und erhalten kann."

22. Februar. „Laß Dich's nicht dauern, Kind, daß Du noch Vieles von deutscher Literatur nicht kennst, willst Du denn Nichts bei mir lernen? Wie schön wird dann das sein, wenn Du aus dem Munde Deines Geliebten die Heroen unserer Nation kennen lernst! Das ist ein neuer Zauber unseres Bündnisses. Also lies nur frisch mit der Großmutter die Franzosen und die anderen Ausländer, von denen kannst Du mir wieder manches erzählen, was mir unbekannt blieb.

„Daß Du übrigens auf einer stocktheologischen Universität lebst, sieht man daraus, daß Jemand jungen Damen vom Teufel und von der Ewigkeit der Höllenstrafen den ganzen Abend über erzählt. Was die Meinungen betrifft, so schließe ich mich der Deinigen an. Ich denke mir Gott als in einem ewigen Liebesbunde mit der Welt begriffen. Er durchdringt mit seinem schöpferischen Feuer den Stoff bis in sein Innerstes, da prasselt es denn zuweilen, da zischt es und schäumt es; und dieses Prasseln, Zischen und Schäumen nennen die dummen Leute den Teufel; aber alle Blasen und Schlacken, die dabei aufgeworfen werden, sind vor seinem Auge doch nur wieder Keime neuer göttlicher Formationen. Die Sünde ist da, das ist richtig, sie ist aber nur das Negative, das noch nicht Gott durchdrungene, nichts Positives. Zuletzt wird Gott überall sein und folglich die Hölle aufhören. So lautet mein Glaubensbekenntniß, was allerdings wohl nicht in den Formeln des Systems sein mag."

26. Februar. „Am Münchhausen habe ich immerfort

geschrieben. Der Stoff hat sich zu drei Bänden entwickelt, der zweite ist fertig gedruckt, am dritten schreibe ich noch. Das vorletzte Buch ist beinahe fertig, aber das ganz letzte liegt noch ungeboren in meinem Kopfe. Es bleibt entre deux, ob er's ist, oder nicht. Karl Buttervogel verliert zuletzt seine Geliebte, bekommt aber eine Ohrfeige und einen Sauerbraten. Daraus mache Dir einen Vers, wenn Du kannst. Doch nicht Alles ist possenhaft. Zwischen allen Fratzen grünen die Wiesen des Oberhofes, tragen als liebliche Frucht das Verständniß des Jägers und Lisbeths. Die individuellsten Züge sind hineingewebt, — dann das Schifflied und die Verse an Dich zur Taufe. Eins verdrießt mich nur, daß die Lisbeth blond ist, nicht schwarzlockig. Noch nie habe ich wohl so Liebe gemalt. Der Münchhausen ist mir unter den Händen eine sonderbare Composition geworden, er sollte erst nur reiner Spaßmacher werden und kommt jetzt gegen das Ende ganz tragisch zu stehen; es geht ihm in anderer Nüance wie dem Sarastro, der offenbar nach Mozarts erster Intention zum schwarzen Ungeheuer bestimmt war, sich ihm aber unter den schöpferischen Fingern zum edlen Menschen verwandelte.

„Ich habe unermeßlich viel zu thun. Denke nur, wenn ich mit Münchhausen fertig bin, worüber noch der März hingehen wird, so muß ich in den Monaten April, Mai, Juni einen ganzen Band schreiben von allerhand einzelnen Aufsätzen, Studien, Erinnerungen. Mit diesen Lasten habe ich mich überbürden müssen, um in diesem Jahr ganz schuldenrein zu werden, und Reisegeld für den Herbst zu bekommen. Bete für mich, daß ich nicht unterliege.

„Der Grundton aller meiner Empfindungen gegen Dich bleibt immer ein unbegrenztes Vertrauen. Vor Dir habe ich keine Geheimnisse, vor Dir, Du mir von Gott geschenktes Kind, liegt meine Seele offen da. So laß es bleiben, dieses schrankenlose Vertrauen mache mir immer möglich, dann wirst

Du der gute Engel Deines Freundes auf Erden sein. Bleibe immer so einfach, so gerade, so redlich mit mir, wie Du bisher warst. Bedenke, daß mein Leben in so manchen Conflikten etwas Halbes und Zersplittertes bekam, und daß es nun Deine Bestimmung ist, es zum Ganzen, Schlichten, Offenen auszuheilen. Du hast eine hohe Bestimmung; denn die Seele eines Menschen retten helfen, ist wohl etwas Göttliches. Du kannst sie aber nur erfüllen, wenn Du mit der größten Wahrheit und Rechtschaffenheit verfährst. Künstle nie mit mir, fern bleibe Deiner Seele jede, auch die kleinste Koketterie (wie sie selbst gute Frauen sich wohl mitunter erlauben) und jedes Spiel mit Launen und Schmollen. Ist Dir etwas an mir nicht recht, dann sprich es gleich aus, damit sich nie ein Geschwür des Mißbehagens zwischen uns bilde. Ich will Dich dagegen hegen und halten wie meinen Augapfel, Du sollst gehoben werden in meine geistigen Bahnen und Deine Seele will ich ausweiten mit allem Hohen, Würdigen und Unsterblichen, was mir zugänglich ist. Vor Allem aber sollst Du in jedem Augenblicke wissen, daß Du Deines Freundes Schatz und Kleinod bist, das wird Dich mit einer sanften und heiligen Wärme erfüllen, denn Nichts macht den Menschen nachhaltig glücklicher als das Gefühl: Du bist einem zweiten Wesen in seinem edelsten Bedürfnisse nothwendig."

10. März. „Am Sonntag Abend hast Du einen Triumph gefeiert. Nämlich ich las in der zwecklosen Gesellschaft das Buch von Münchhausen, worin die Liebesscenen zwischen Lisbeth und dem Jäger vorkommen und die der eigenste Abdruck meines Gefühls für Dich sind. Ich hätte sie nicht schreiben können, wenn Du mir nicht inzwischen geworden wärest. Sie erregten ein wahres Entzücken, die empfänglichen Gemüther in dem Zirkel konnten sich über diese Offenbarung der Liebe gar nicht zufrieden geben, und da ich vor Tische nicht ganz hatte zu Ende kommen können, so forderte mich ein kleiner Kreis nach Tische

auf, weiter zu lesen. Ich fing um Mitternacht an und las bis Eins, und Alles war hingegeben an die Darstellung.

„Das hat mir unendliche Freude gemacht, denn es bewies mir, daß die Stimme meines Busens Recht gehabt hat, wenn sie rief: „Marianne schafft mich erst zu dem, was ich auf Erden werden kann, sie schafft mich auch erst recht zum Dichter. — In der süßesten Gestalt vollendet sich meine Versöhnung mit Welt und Leben, der kalte Spott zieht wie ein gebannter Schatten in den Tartarus und der Fluch wird von meinem Haupte genommen.

„Wie ich beglückt bin, das Alles Dir zu Füßen zu legen! — Anmuth, Schönheit und Frieden bringst Du mir zu, die fehlten mir, die fehlten auch meiner Poesie bisher, welche sonst Witz, Scharfsinn, Tiefe, Vernunft genug hatte. Aber mein Leben war zerspalten, wie hätte das höchste Ergebniß des Lebens, die Dichtung, ganz und harmonisch sein können? —

„Meine Schriften erhältst Du gewiß zum 24. April; wie glücklich würde es mich machen, wenn Du darin fändest, was Dich erhöbe und bereicherte, doch sollst Du mir Deinen Tadel oder Deine Gleichgültigkeit nicht verschweigen, denn Wahrheit muß zwischen uns die ewige Losung bleiben. Auf Wahrheit, wie auf einen festen Fels, wird der Tempel unseres Bundes gebaut.

„Im Geiste dieser Wahrheit will ich Dir auch meine Selbstschilderung schreiben. Ich kenne mich sehr genau mit meinem Guten und Schlimmen, und noch ein Wesen soll es auf Erden geben, welches diese Kunde mit mir theilt, und das sollst Du sein. Du sollst mich kennen lernen mit meinen schlimmsten Fehlern; aber auch mit einigem Guten, was vielleicht Niemand von mir weiß. Diese Selbstschilderung ist aber eine Arbeit, die in guten Stunden gemacht sein will, denn es soll nicht dabei auf ein schlechtes Kokettiren mit sich selbst hinauslaufen, sondern, will's Gott, soll diese Schilderung einen

abermaligen Moment in der Entfaltnng des Lebens unserer Liebe machen.

„Ich werde viel Tiefes, Ernstes und Großes mit Dir verhandeln können, glaube das mir, der ich Dich nicht überschätze, aber erkenne in Deinem eigensten Wesen. Ich will wahrhaftig an Dir kein Tändelspielzeug haben, sondern eine Freundin, mit der ich Gedanken der Unsterblichkeit durchsprechen kann, die mir in schwierigen Lagen Rath und Beistand sein soll, — eine Frau mit einem Worte im höchsten Sinne, und Du wirst es sein, verlaß Dich darauf."

25. März. „Dein zuweilen heftiges Wesen habe ich schon in meinem letzten Briefe erwähnt. Das ist ein Temperamentsfehler und schwerlich wirst Du darüber in so jungen Jahren Herr werden. Ueberrascht Dich so ein Anfall, dann schäme Dich nur nachher nicht, durch einen aussöhnenden Blick den Verletzten zu begütigen, und wäre es auch nur ein Kind. Einem guten Herzen wird das nicht schwer.

„Bei den Prätensionen an die Menschen sind wir in gleicher Verdammniß, und vielleicht entspringt der Fehler aus der gleichen Ursache. Wir denken groß von den Menschen, und darum wollen wir auch immer etwas Reelles von ihnen sehen. Ich habe lange mit den Schmerzen, die in dieser Region aus getäuschten Erwartungen entspringen, gekämpft, endlich aber eine Art von Heilmittel gefunden. Ich habe mich nämlich gewöhnt, den Menschen, wo nur immer möglich, mit etwas Bestimmtem leistend entgegenzutreten. Sie leisten dann schon wieder etwas dagegen, und so erzeugt sich wenigstens häufiger ein Wechselverkehr, als wenn man so in's Allgemeine hin von ihnen fordert. Sieh einmal zu, ob Du nicht einen ähnlichen Weg einschlagen kannst."

4. April. „In der Nacht vom Gründonnerstag zum Charfreitag bekam ich meine alten Rheumatismen abermals, und dies Mal ist der Anfall so stark, daß ich schon acht Tage

im Zimmer bin und vielleicht noch acht Tage darin verweilen muß. Als Du mich am Charfreitag Morgen noch in süßem Schlummer wähntest, lag ich gerade in heftigen Schmerzen. Wie die Gedanken der Menschen trüglich sind! Wohl uns, daß unsere gegenseitigen Gedanken im Ewigen sich nicht täuschen, und immer die Wahrheit treffen, wenn sie denken, der Andere ruht in ihr und in dem Abgrunde einer heiligen gottverklärten Liebe.

„Am leidesten that mir, daß ich nicht zum Abendmahl gehen konnte; ich hatte mich so danach gesehnt und empfand es wie ein Bedürfniß, mein Herz in dieser großen Wendung, die über mein Leben gekommen ist, vor Gott hinzulegen. Begleitet haben Dich meine Gedanken von meinem Sophalager aus auf Deinem Gange zum Altar. Du hast ganz Recht in dem, was Du von der Entbehrlichkeit des schönen Redens vor der Communion sprichst. Ich finde in der protestantischen Kirche überhaupt das Wort zu sehr und das Symbol, das stumme Zeichen zu wenig in Würden. Der Katholik lebt mehr sein Christenthum. Und nun gar beim Abendmahl! Welcher Prediger bliebe nicht mit der meisterhaftesten Predigt weit hinter dem Gefühl dessen zurück, der mit aufgeschlossenem Sinn und wahrer Andacht die Handlung begeht? Da möchte ich nie etwas Anderes als Liturgie, Gesang und das Sakrament. — Denke Dir ihn lebhaft, den großen Gedanken dieses Sakraments und Du wirst schaudern vor Bewunderung. Seiner äußeren Erscheinung nach ein armer, verachteter Jude, und unter diesem verachteten Volke wieder zu den Verachtetsten zählend, zu den Galiläern, ißt zu Nacht mit zwölf anderen Juden und die Völker der Erde haben nachmals an diesem Brot und Wein in sich das ewige Leben genährt.

„Wie sehnsüchtig ich täglich während meines Unwohlseins auf Briefe von Dir wartete, kannst Du Dir vorstellen. Doch war meine Sehnsucht ohne Unruhe und Ungeduld; ich dachte:

Wann sie Dir schreibt, dann ist es recht. Ich bin in einer unbeschreiblich süßen Empfindung über Dich. Da ist keine Spur von Krampf, Schwulst, Aufspannung, sondern Alles ist klar, lauter, goldendurchsichtig in mir. Mir ist, wenn ich an Dich denke, als ruhte ich in einem krystallenen Weiher, den schöne Blumen umkränzen, meine ermüdeten Glieder aus, und die Fluthen hätten die Eigenschaft, nicht zu erhitzen und nicht zu kühlen, sondern wie ein ewig Belebendes zu umgeben."

19. April. „In der Trübsal der Trennung tröstet mich Eins, und das tröste Dich auch. Es wäre in zu früher Nähe unmöglich gewesen, daß wir uns so gegenseitig in der Tiefe unseres Gemüthes und Geistes gefaßt hätten, als durch die Briefe geschieht. Das Leben ist einmal roh und wirft manches Rohe zwischen zwei Menschen. Weit über Berge und Ströme hinüber empfängst Du nun den eigentlichen Kern meines Wesens und ich ihn von Dir. Kommen nun, wenn wir in Halle zusammentreffen, doch noch hin und wieder Dinge, die Dich irre machen wollen, da denke gleich, das ist er nicht selbst, das ist der Schaum des Tages, die Aeußerlichkeit. Wie ich mich Dir in meinen Briefen zeige, so bin ich, daran glaube."

24. April. „Die sonderbarsten Widersprüche vereinigen sich in mir. Ich bin kalt und warm, gerecht und ungerecht, aufopfernd und egoistisch, offen bis zum Exceß und geheimnißvoll versteckt, hart und weich, sehr klug und sehr dumm. — Wo liegt da die Einheit? — Die Maler klagen darüber, daß mein Gesicht nicht zu treffen sei, weil kein Augenblick darin dem anderen gleiche; die Seele möchte keine geringeren Schwierigkeiten darbieten. Je klüger die Menschen sind, die mich kennen, desto räthselhafter finden sie mich; je dümmer, desto rascher sind sie mit dem Urtheil über mich fertig. — Etwas näher tritt man dem Bilde eines Menschen, wenn man die Sterne betrachtet, unter denen er entstand. Seltsame Umstände trafen bei meiner Erzeugung zusammen. Der Vater fünfund-

vierzig Jahre, die Mutter achtzehn Jahr alt — die erste Jugend und das herannahende Alter mischten ihre Elemente zu meinem Werden. Der Vater streng, eisenfest, schroff, schwer; die Mutter weich, nachgiebig ohne Maaß.

„Das erklärt Vieles in mir. Der Contrast von Frost und Gluth, von Starrem und Flüssigem, war schon das Gesetz, unter welches die Stunde meiner Empfängniß fiel. In mir erscheint nun dieser Contrast als strenger, kalter, unbestechlicher Verstand neben schwärmender Phantasie und das Gefühl ist etwas von diesem Widerspruche bedeckt. Leichter würden die widerstrebenden Bestandtheile meines Wesens sich zur Harmonie ausgearbeitet haben, wenn meine Jugend eine anmuthigere, ungetrübtere gewesen wäre. Aber der Druck war das Wort jener Jahre. Ihr jungen Leute, die ihr im Frieden entstanden seid, wißt nicht, was für Zeiten das damals waren! Noth, Armuth, Elend überall, Ekel an den öffentlichen Verhältnissen; die eiserne Faust des Despotismus über jedem Haupte. Wir haben als Kinder damals auch gespielt, gejauchzt und ausgelassenes Zeug getrieben, aber selbst die Kinder verließ der Gedanke nicht, daß die Väter todtgeschossen würden, wenn sie etwa sagten, Napoleon sei auch nur ein Mensch, wie Andere.

„Die Jahre nun, wo der junge Mann der ruhigsten und stätesten Entwickelung bedarf, das siebenzehnte bis zum zwanzigsten, fielen bei mir in die ungeheuersten Kämpfe der Welt. Willst Du glauben, daß ich Alles in Allem kaum zwei Jahre studirt habe? Die größten Lücken blieben in meinen Kenntnissen, ein wahrer Fluch, an dem ich zeitlebens nachzuleiden habe, denn wüßte ich mehr, dann solltest Du einmal sehen, was ich machen würde. Den Vater verlor ich im Kriege; nach der Universitätszeit durfte an nichts gedacht werden als an Brot, so kam der jugendliche Geist nie zu einer eigentlichen Abklärung, zu einem organischen Reifen.

„Manches Mißgeschick außerdem. Gleichzeitig mit meinen

Landsleuten hatte ich mich im ersten Kriege zu den Waffen gemeldet, ein Nervenfieber ergriff mich, brachte mich an den Rand des Grabes, hielt mich ein Vierteljahr zurück, so daß ich mein Detachement erst erreichte als Alles vorbei war. Das war ein so tiefes Unglück für mich, daß ich in der Zwischenzeit bis zum zweiten Kriege mich fast immer in einem Zustande der Verzweiflung befand. — Ich war deshalb vielleicht der einzige Mensch weit und breit, der jubelte, als Napoleon von Elba entwich und ich kann das Entzücken nicht beschreiben, welches ich fühlte, als der König zum zweiten Mal die Freiwilligen aufrief. Ich konnte die Zeit nicht abwarten, mich zu melden. Da habe ich denn also auch den Krieg und die Schlachten kennen gelernt.

„Meine Liebesgeschicke sind Dir bekannt. Das Gefühl für Louise war ein ganz reines, andächtiges; der Nachklang dieser Melodie tönt in dem Jugendspruche. Mein Herz wurde furchtbar geknickt, als alle Poesie erster Liebe darin wogte. Ueber das Verhältniß zu E. kein Wort weiter.

„Neben so vielem Herben, Zerreißenden, Auflösenden ging auch manches Gute her. Früh wurde ich meiner Fähigkeiten gewahr und meiner Kraft, daraus entsprang ein hoher Leidensmuth. Ich lernte von Allem und durch Alles. Ich war der Gegenstand der Aufmerksamkeit für meine Lehrer, später der Liebling verständiger Vorgesetzter. Früh war ich selbstständig und mein eigener Herr; als nun gar mein Talent sich zu entfalten begann und literarische Erfolge eintraten, da ahnte mir, daß sich mein Leben nicht in bloßen Privatschicksalen abspinnen, sondern der allgemeinen Geschichte des Geistes mit angehören werde und seit dem Augenblicke bin ich wenigstens dauernd nie verzagt gewesen. — Immer hatte ich Menschen, die erstaunlich an mir hingen und die rührendsten Beweise von Aufmerksamkeit und Zuneigung habe ich empfangen. Besonders waren mir Frauen zugethan, jedoch mehr die in reiferen Jahren.

Von jungen Mädchen weiß ich in dieser Beziehung nichts. Ich war ihnen wohl zu ernst, gedankenvoll, ungelenk und nicht lyrisch genug.

In Düsseldorf kam ich zum Bewußtsein meiner selbst. Ich lernte verschiedenartigere Menschen kennen, höhere und feinere Verhältnisse, hatte Anschauungen aus dem Leben der Vornehmen und Großen; die mir gewährte Muße benutzte ich wie ich konnte. Das Leben wäre ein ganz heiteres gewesen, wenn nicht der Schatten meiner Verhältnisse hineingespielt hätte. Ich reiste viel, sah manche Stadt und manches Land."

„Nach dieser Skizze meines Lebensganges wollen wir nun die verschiedenen Stellungen und Richtungen meines Geistes und Gemüthes beobachten.

„Zuerst von dem Verhältniß, worin ich Menschen und Welt zu mir und ich mich zu Menschen und Welt fühle. Das ist das eigentlich Moralische. Ich bin schwerfällig und oft unangenehm im Umgange mit Menschen, aufbrausende Heftigkeiten, worin ich Andere verletze, sind mir nicht fremd, ich stelle nicht selten eigennützige Ansprüche an Andere, und nur zu oft vernachlässige ich die kleinen Dienste, Aufmerksamkeiten und Zeichen, welche der Tag verlangt. Endlich fehlt mir das weiche überquellende Gefühl, welches jede fremde Noth zu der meinigen machte, und es ist mir nicht gegeben, mich zum reinen Supplement für die Existenz eines Zweiten darzuleihen.

„Manche nennen mich daher kalt, einen Egoisten. Auch veränderlich habe ich mich schelten lassen müssen und selbst ein geistiger Despot sollte ich sein, der keine fremde Meinung neben sich dulde.

„Ich will Dir sagen, wie es mit mir zusammenhängt.

Ich habe so viele erträumte Nöthe und kleinliche Freuden unter den Menschen gesehen, daß ich etwas unterscheide und mich nicht dazu bestimmen kann, ohne Unterschied meine Sympathie auszugeben.

„Ich gestehe aber auch, daß eine gewisse Zweifelsucht in mir öfter als recht war, an dem Ernst der Nöthe und Beglückungen gezweifelt hat.

„Wo ich mich jedoch von diesem Ernste überzeuge, da kann ich mitfühlen und ich habe Fleiß und Mühe nicht gespart, fremde Wünsche zu befördern, oder fremden Gram wenigstens zu lindern. Das ist auch so aus einem Bedürfnisse meiner Natur hervorgegangen, deshalb mir nie als Verdienst erschienen, ich vergesse es meistentheils nachher und nie rücke ich es Jemandem vor. Auch kann ich sagen, daß ich mich über fremdes Glück mehr gefreut habe, als über eigenes.

„Von den Menschen habe ich im Allgemeinen eine sehr gute Meinung. Es ist ein Glaubenssatz bei mir, daß Niemand aus Absicht Anderen wehe thut, sondern daß, wo dies geschieht, Ungeschick oder Beschränkung die Schuld trägt. Deshalb bin ich auch sehr bald in meinen Gedanken mit Solchen die mir Widriges erzeigten, ausgesöhnt, in meiner Betrachtung sehe ich solche Dinge bald in ihrem natürlichen Zusammenhange ein und wüßte z. B. in diesem Augenblicke Niemand zu nennen, dem ich etwas nachtrüge.

„Aus dieser Stimmung entspringt ein besonderes Glück meines Lebens. Fast alle meine Feinde haben sich späterhin mit mir wieder versöhnt. Zwischen allen meinen Fehlern und Schwächen schlingt sich in meiner Seele ein tiefes Gefühl für Wahrheit in allen Dingen hindurch. Ich kann mich nicht mit oberflächlichen Meinungen beschwichtigen, ich suche immerfort das Tiefste und Letzte. Daher entspringt das rastlose Sinnen und Grübeln meines Geistes, daher auch die Fähigkeit meines Gemüthes, aufzugeben, wovon ich mich überzeuge, daß das Ge-

müthes in einem Irrthume gewählt hatte. Etwas Falsches durchzuführen, um mir, wie man zu sagen pflegt, „consequent zu bleiben", einen Irrthum zu verewigen, das ist mir unmöglich. Das große Gesetz der Bewegung und Verwandlung ist meiner Seele tief eingeprägt. Gott sendet die Jahreszeiten nach einander, er läßt Menschen geboren werden, wachsen und sterben, Reiche entstehen und untergehen, so meine ich, soll auch der Mensch nicht den Moment versteinern wollen. Sondern in jedem Augenblicke soll der Mensch das Bestehende sich neu erringen und erobern.

„Menschen, die dieses Gottesgesetz nicht erkennen, habe ich innerlich verarmen und verknöchern sehen, oder sie pochten auf ein Ehemals, ohne etwas zu thun, dieses zu einem Jetzt zu machen.

„Der Sinn, den ich schilderte, ist nun meine Veränderlichkeit genannt worden. Gestehen muß ich aber auch, daß ich zuweilen Launen habe, die mich für den nicht tiefer Blickenden ungleich erscheinen lassen.

„Den Vorwurf geistiger Herrschsucht verdiene ich nicht. Das kann ich mir nachsagen: ich bin von Grund aus bescheiden, achte jede fremde Meinung, jedes fremde Verdienst und Talent. Es kostet mir gar keine Mühe, mich unterzuordnen. Sonst war ich eitel, ich bin es nicht mehr, aber stolz bin ich noch auf das, was ich zu haben glaube, auch fühle ich mich nicht frei von Regungen des Neides, wenn ich sehe, daß Geringeres neben mir über mich gestellt wird. Diesen Neid habe ich in Düsseldorf oft verspürt, wenn ich betrachtete, daß mir für Manches, was ich geleistet, nicht die Stelle gegeben ward, die ich in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte und daneben die glänzenden Erfolge sah, die den Künstlern — oft nur sehr mäßigen Talenten — zu Theil wurde.

„Meine Phantasie ist ewig beweglich, ruht und rastet nimmer. Wo sie sich nicht in freien Schöpfungen offenbarte,

sondern sich auf das Leben wendete, da ist sie es, welche mich zu vielen Verirrungen hinriß."

„Ueber meine Poesie habe ich kein Urtheil. Sie ist im Fortstreben und sieht noch gar viele Aufgaben vor sich. Einen ganz neuen Ton hat sie jetzt bekommen, den Ton süßer Ruhe und Befriedigung. Das Drama, mit dem ich mir viel zu schaffen gemacht, liegt wohl abgethan hinter mir, ich glaube, daß meine Zukunft der Erzählung, Betrachtung und Schilderung angehören wird. — Im Publiko haben mir unter allen meinen Arbeiten bis jetzt die Epigonen den größten Ruf gemacht. Das öffentliche Urtheil fängt an in Betreff meiner sich festzustellen und vielleicht dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, wo man mir in dem Kranze deutscher Geister eine Stelle anweisen wird.

„Das wollen wir denn ruhig kommen lassen, wann und wie es kommen will und inzwischen uns dessen, was mein Geist hervorbringt, erfreuen, ohne zu grübeln, wie weit ich etwa noch gelangen möchte und könnte."

„Nun Heinrich, wie hältst Du es mit der Religion?" so ungefähr fragt Gretchen Fausten. — Auch darüber will ich mein Bekenntniß ablegen. Ich bin durch und durch naturfromm. Gott ist mir überall und in Allem. Meine Weltbetrachtung fällt ganz mit der Betrachtung ewiger in den Dingen fortwirkender, nicht todter, sondern in Liebe lebendiger Gesetze zusammen. Wo ich gehe und stehe, was ich thue und treibe, ich fühle mich an der Brust des ewigen Vaters, ich habe ein felsenfestes Vertrauen auf diesen, meinen Gott, der mir zwar nicht alle meine Wünsche gegeben, mich aber immer bis

zu dem Punkte geführt hat, wo ich sein Regiment auch in dem Widrigsten als heilig und gerecht erkennen mußte.

„Ich bin aber kein kirchlicher Geist. Ich gehe selten in die Kirche, weil ich nur selten das Bedürfniß dazu habe. Die Sakramente haben mich immer beglückt, wenn ich ihrer theilhaftig geworden bin, aber auch das geschieht nur selten. Das Christenthum ist mir eine ewige Thatsache der tiefsten Wahrheit und Nothwendigkeit und ich komme immer auf Christum zurück, als auf meinen Erlöser, aber die eigentliche christliche Stimmung habe ich doch nur, wenn ich mich in die ganze Geschichte der Kirche versenke. Zu dem Evangelium für sich betrachtet, habe ich Zeitenlang kein Verhältniß, auch Christus, wie er blos im Evangelio erscheint (nicht der in der Kirche fortwirkende), verbirgt sich wohl für mich in einen Nebel, dann kommen aber wieder Zeiten, wo auch diese Uranfänge des Christenthums mir höchst nahe treten und wo mich namentlich die Leidensgeschichte bis zu Thränen erschüttern kann. Ich lasse in dieser Beziehung ganz meine Natur walten und zwinge mich zu nichts. Einzelne Sprüche aus dem Zusammenhange zu reißen und sie zu richtenden Formeln für individuelle Verhältnisse zu machen, ist mir ein Gräuel, ich hasse das geradezu und finde darin eine totale Verkennung Christi, der eben in die Welt kam, um die Welt von dem Buchstaben der Vorschriften zu erlösen. Sein einziges Gebot ist die Liebe, d. h. nicht die quängelnde, thränenreiche Liebe, sondern der heilige Drang, sich mit Entäußerung alles Starren und Ablehnenden in die tiefsten und feinsten Beziehungen unserer Nächsten hineinfühlen und denken zu können und aus dieser Hingebung an seine Natur und an sein Geschick ihm Trost, Hülfe oder Zurechtweisung zu finden. Diese Liebe ist schwer; ich bin nicht immer im Stande gewesen, sie zu üben, zuweilen aber doch, und im Ganzen glaube ich sie öfter geübt zu haben, als Viele, welche mir den Mangel der Liebe vorwarfen.

„An ein ewiges Leben glaube ich. Ich halte dafür, daß das Feinste, Individuellste, die geistige Person, das Ich mit einem Worte, was nur einmal so vorkommt (denn auch der gewöhnlichste Mensch hat Seiten, die kein Anderer besitzt), auch das Höchste und Beste in uns ist, und daß es daher unvernünftig wäre anzunehmen, dies könne zerstört werden, da die ganze Aufgabe des Lebens nur ist, dieses Ich zu der Gestalt herauszuarbeiten, welche Gott ihm bestimmte. Zu dem Ich gehört nun auch die Liebe, welche es zu andern Wesen trägt, wofern sie nämlich wahrer, tiefer und echter Art ist. Ist sie also das, so dürfen wir die Zuversicht haben, daß das Grab sie nicht verschlingen, sondern daß die Ewigkeit auch ein Wiederfinden gewähren werde.

„Aber über alle diese Dinge enthalte ich mich der Ausmalungen, weil, sobald man sie sich in einem bestimmten Bilde vorstellen will, auch gleich unlösbare Widersprüche sich erheben. Mein Glaube und mein Gefühl ist ein einfacher lichter Punkt in meinem Innern, eine gestaltenlose Hoffnung."

„Soll ich nun noch meine Vermuthung über das Gesetz, was überhaupt in meinem Leben erscheint, aussprechen, so ist es diese. Ich gehöre nicht zu den beglückten Naturen, die wie z. B. Goethe von ihrer Jugend an sich nach allen Seiten in Harmonie und Befriedigung ausbreiten dürfen, ich gehöre aber auch nicht zu den Andern, die nach kurzem Schimmer der Jugend in Gewöhnlichkeit versinken, sondern es kommt mir vor, als ob ich die Mitte halte. Mein ganzes Leben, so scheint es mir, ist ein unter schweren Kämpfen langsam aber stätig erfolgtes Entfalten zu immer schönerer Ausgleichung und Harmonie. Nach fruchtlosen Liebesversuchen tritt in den Jahren, wo bei Andern das Gefühl Abschied nimmt, bei mir die höchste, gewaltigste und göttlichste Liebe auf; was dem Zwanzigjährigen

versagt blieb, damit wird der Vierziger überschüttet. Und in der Poesie wird vielleicht nicht viel mich überleben, aber zu einem Werke werden sich alle meine Kräfte versammeln und von diesem Werke hoffe ich die Erhaltung meines Namens bei meinem Volke.

„Gott gebe, daß das Alles so eintrifft! — nicht hochmüthig, sondern in Bescheidenheit und Ergebung spreche ich diese Dinge aus.“

Den 30. April. „Wie freut es mich, daß ich Dich mit meinen Gaben erfreut habe! Die Sonette sind kaum Gedichte, es sind Interjectionen des tiefsten, wahrsten Gefühls! Ich habe schon einen Sommerkranz, einen Herbstkranz und einen Winterkranz in Gedanken. — Nun lebe Dich nur recht in meine Werke hinein, damit Dir die Wege meines Geistes offenbar werden. Wo Dir was dunkel bleibt, da frage, wo Dir was nicht gefällt, da quäle Dich nicht es hübsch zu finden; es kommt vielleicht dann später der Moment, wo es Dir näher tritt. Sprich mir, wenn es Dir so um's Herz ist, dreist Dein Mißfallen aus, von Dir beleidigt mich Nichts, denn Du hast mich in Kern und Wurzel verstanden und wo das der Fall ist, da ist mir Alles recht. Alle meine Schriften sind Abdrücke von innerlich Erlebtem, diese Grundanschauung begleite Dich durch sie hin, ein Menschenleben liegt vor Dir aufgeblättert. Dieses Menschenleben gehört nun Dir. Halte es immer recht heilig, denn in großen Kämpfen hat es um Dich gerungen. Auf Dich kommt es nun an, ob der Sieg, wie mein gewisser Glaube ist, ein gerechter war.

„Es ist in dem Weibe etwas unendlich Heiliges, eine Tiefe der Göttlichkeit, die sich nicht mehr in Worten aussprechen läßt. An dieses Heilige und Heiligende glaube ich in Dir und von ihm hoffe ich meine ganze Zukunft.

„Ich habe Dir den Beweis dieses Glaubens und des Bedürfnisses meines unsterblichen Theils gegeben, wie man ihn nur einem weiblichen Wesen geben kann. Alle meine Verhältnisse, meine geheimsten Fehler und Verirrungen habe ich Dir gebeichtet, so offen ist der dreiundvierzigjährige Mann gegen das neunzehnjährige Mädchen gewesen, fühle wie Du mir in dem bräutlichen Lieblinge zugleich ernste Freundin geworden bist."

Ohne Datum. „Deine Mittheilungen über die Lectüre meiner Schriften machen mir unsägliches Vergnügen. Ein Mädchen liebt mich von Herzen, weiß doch eigentlich nichts von dem, weswegen die Welt mich achtet und erbaut sich dann an dem Geiste des Geliebten, der die erquickendste Wiedergeburt erlebt, in dem Antheil der ihm von theueren Lippen wird über Manches, was ihm selbst schon entschwunden war. Es ist lieblich und echt weiblich, daß Du mich zuvörderst und mein Leben in allen meinen Sachen findest. Unser Begegnen hat in der That Aehnlichkeit mit dem Corneliens und Hermanns, allerdings hattest Du schon als Halb-Kind einen eigenen Eindruck auf mich gemacht, nachher warst Du mir aber entschwunden und es wird mir nun eigen zu Muthe, wenn ich bedenke, mit welcher Ruhe ich vor zwei Jahren immer Marianne von den Meinigen nennen hörte.

„Noch eigener aber ist, daß ich zweimal hinter einander Waisen und Verlassene zu Heldinnen des Romanes gemacht habe: Cornelie und Lisbeth. Es liegt darin die Anschauung meiner Natur, daß mir ein kräftiges, aber schutzloses weibliches Wesen das Rührendste in der Welt ist. Mit einem zärtlichen Mitleid denke ich an Dich, denke: sie ist ganz auf Dich gepflanzt, die Elternlose!

„Laß uns das göttliche Gesetz, was unser Geschick verbunden hat, in unserem Bunde immer so recht in die Wirklichkeit hinausleben. Eine Ehe kann das Gemeinste sein, was

es giebt und ist es leider oft; sie kann sich aber auch zu dem höchsten Menschlichen verklären, was denkbar ist. Vor Allem ist das Trübpietistische von der Sache zu entfernen, diese Prüderie und Zuschneiderei von Pflichten und Rechten. So lange zwei noch von Pflichten und Rechten reden, haben sie noch keine wahre Ehe geschlossen. Sondern in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes umfassen einander Mann und Weib und durchdringen einander ganz, und Einer sucht in dem Andern unter allen Spielen, Scherzen, Zufälligkeiten mit heiliger Liebesgluth das Ewige und Unvergängliche.

„Auf dem stillen Boden der Treue wächst alle Pracht und Herrlichkeit des buntesten Lebens, wie ein Flor von Zierblumen auf klarem Wasserspiegel, die Blumen haben ein kurzes Leben, der Spiegel bleibt und treibt immer neue hervor. Gieb mir die Hand darauf, daß es so zwischen uns werden soll."

Den 7. Mai. „Du hast meine Bekenntnisse so aufgenommen, wie ich voraus wußte, ernst, dankbar, gütig. Es ist das seligste Verhältniß, was zwischen zwei Menschen sein kann, das unsrige. Alles Stockende und Gehemmte in mir löset sich, und die verborgensten Quellen meines Innern rinnen nach Dir und lassen Dich bis auf ihren Grund sehen. Immer mehr wirst Du mir ernste Freundin, jede Anschauung, jede Begeisterung meiner Seele werde ich Dir vertrauen dürfen. Alles hast Du in mir verstanden und gefühlt, Alles denkst und fühlst Du weiter, was ich in Dir anschlage. Das ist das richtige Verhältniß, das Weib muß nie positiv werden wollen, man sieht es an den größten Genies des Geschlechts, zu denen ich z. B. die Stael zähle, daß, wo sie originell produciren wollen, doch immer nicht die eigentlich gesunden Schöpfungen, sondern mehr Willkührlichkeiten zum Vorschein kommen. Aber im Empfangen kann das Weib wahrhaft genial sein. Nie fürchte ich in Dir auf etwas Starres, Ablehnendes zu stoßen, immer weiß ich, daß die weichste Regsamkeit mir entgegenquillt. Du bist wie

die Laute die ich rühre und sie tönt in vollen Accorden. Laß Dich immer von mir regen und rühren, ich werde keinen rauhen, keinen unheiligen Griff in Deine Saiten thun.

„Der Frühling ist wie ein König eingezogen. Die Knospen warteten so lange auf ihn, nun ist Alles wie mit einem Zauberschlage grün geworden, die Pfirsiche und Kirschen blühen im Garten und die Nachtigallen schlagen, daß es eine Art hat. Ich streue Dir Blüthen in den Brief, blaue Männertreue, Pfirsichblüthe und, lache nicht, gelbe Rübsamenblüthe. Ueber dem Garten ist ein prächtiges gelbes Rübsenfeld, was auf hundert Schritte hin duftet und worin hunderttausend Bienen ihr Werk treiben."

14. Mai. „Wie meine Sachen in Dir ranken und blühen, wie Du es in Dir tönen und klingen läßt, das innerste geistige Leben Deines Freundes, das ist ein zweites, liebes, liebes Gedicht. Mir ist, wenn ich Deine Worte lese, als wiegte mich ein himmlischer Traum, es ist ein wunderbares Schaukeln über klaren Fluthen und von drunten sieht mich Alles an, was ich gewollt und nicht erreicht, in reiner Verklärung. O Seele meines Mädchens, Du bist die klare, heilige Fluth, Du schaukelst mich in Deinen Armen und es sehen mich aus Dir die göttlichen Urbilder meiner armen und dürftigen Nachschöpfungen an.

„Daß Du mit der Großmutter allerhand Realia treibst, ist gut, denn das Schöne soll die Krone von Allem sein. Erst muß Stoff in die Seele kommen und dann baut sie sich und ordnet sich zum Pallaste, so ist der naturgemäße Gang. Zu frühes Aesthetisiren taugt nicht. Nun kommst Du mit frischem unabgebrauchtem Sinn an die herrliche Welt der großen Dichter, in die ich Dich einführen will und da wollen wir fein die Eindrücke reifen lassen und uns nicht übereilen." —

15. Mai. „Wohl hast Du Recht, wenn Du von der Ueberhebung der Frommen in ihrem beständigen Katechisiren

sprichst. Sie kommen mir wie eine Art von Aristokraten vor, die auch Niemand gelten läßt, als den, der ein ziemlich gleichgültiges Wörtchen vor seinem Namen aufweisen kann. Der Hinblick auf eines Menschen ganzes Leben, Wirken und Streben ist ihnen verschränkt, immer wollen sie nur ihr Stichwort hören. Was meinem Christenthum fehlt, weiß ich recht wohl. Es ist der eigentlich persönliche Zusammenhang mit dem Erlöser, der sich nur durch ein streng kirchliches Leben gewinnen läßt. Aber ob, wenn ich dieses nun führte, nicht so Manches unterginge, was denn doch Gott offenbar durch mich aussäen will, das ist noch eine andere und nicht so leicht zu beantwortende Frage. Jedenfalls aber muß ich natürlich bleiben und mich nicht kitzeln, ein frommes Kunstprodukt zu werden. Ist es mir bestimmt, jene Stufe des Kirchlich-Religiösen zu ersteigen, so wird zu seiner Zeit die innere Mahnung an mich ergehen. Der werde ich dann folgen. Bis jetzt konnte ich der Gemeine in Andacht nicht zugehören, denn ich hatte ein Verhältniß, welches mich von der christlichen Gemeinschaft aussonderte; es wäre eine Heuchelei gewesen, wenn ich in der Kirche mit hätte singen und beten wollen. Für mich und in der Stille war ich ein christlicher Mensch auf meine Weise, und die hat sich in Geduld, Ergebung und Versöhnlichkeit der Weise der accentuirten Gläubigen gegenüber zu erweisen recht viel Gelegenheit gehabt. Es wird anders sein, wenn mein rechtlich angetrautes Weib mir ein Beispiel giebt, obgleich ich auch da nichts übereilen, sondern Alles dem Gotte überlassen werde, der mich immer geführt hat.

„Ich danke Dir mein gutes Mädchen, daß Du mir offen über deine momentane Aufwallungen in Betreff der Gräfin geschrieben, mir auch hierüber Dein Herz nicht verschleiert hast. Mehr als momentane Aufwallungen dürfen diese Regungen der Eifersucht und eines unangenehmen Gefühls bei dem Gedanken an eine mögliche dereinstige Nähe der leidenden Frau nicht

werden, denn Du fühlst es, mein geliebtes Kind, daß dieser Punkt Dir recht eigentlich als eine sittliche Pflicht gesetzt ist. Immer inniger muß Dich die Ueberzeugung durchdringen, daß ich Dich nur lieben durfte, wenn ich in meiner Seele das unverbrüchliche Gelübde that, jene Frau nicht kalt und herzlos fallen zu lassen, daß es also an Dir ist, Deinem Freunde in tugendhafter Liebe die Haltung seines Gelübdes zu erleichtern, es selbst mit halten zu helfen. Es ist aber meine Pflicht einzusehen, daß es für Dich schwierig ist, Dich über diesen Punkt auf die rechte Weise zu fassen. Deshalb ist die höchste Milde, Ruhe und Güte in diesem Betreff meine Pflicht. Ich darf nie aufbrausen oder empfindlich werden, wenn Rückfälle des Trüben oder Gereizten bei Dir kommen. Immer mußt Du wie in allen Dingen, so auch wegen dieses, Dich mit vollem Vertrauen an mich legen dürfen.

„Lies nun noch einmal die Stellen im Reisejournal durch, bei denen Dir das Buch entglitt, lies sie so oft, bis sie Dich nicht mehr unruhig machen, oder wenn Du das selbst nicht erreichen kannst, so bezeichne mir die Steine des Anstoßes und ich will dann weiter mit Dir darüber reden.“

16. Mai. „Alle Täuschungen, Sonderbarkeiten, zweideutigen Windungen verwirrter Gefühle durchgemacht zu haben und dann in diesen süßen Frieden gerettet zu werden! In solche Dürre und Trostlosigkeit versunken gewesen zu sein (denn nicht das starke Unglück ist das wahre Unglück, sondern so gleichgültige bequeme Tage zu leben, das ist's) und nun auszuruhen in dieser grünen Oase der Unschuld!“ —

24. Mai. „Ich bin anderer Meinung über den Hauptinhalt Deines letzten Briefes; aber ich kann mich nur freuen, daß der Muth in Dir erweckt worden ist, mir frei herauszusagen, wenn Du etwas von mir anders haben möchtest. Weiß ich doch, daß Dich die Bescheidenheit auch nicht verlassen wird, zuletzt den Andern, wenn Du Dich ausgesprochen, in seiner

Eigenthümlichkeit gewähren zu lassen, wenn sie sich Deiner Meinung nicht bequemen kann. — Du sollst immer ganz offen über mich, gegen mich sein, damit erweisest Du mir Deine Liebe am Besten, die Dich nicht verleiten kann, an mir zu mäkeln und zu kritteln, denn dergleichen zerstört freilich jedes Verhältniß. Grundton des Concertes, welches Mann und Frau miteinander spielen, muß immer die Ueberzeugung sein, daß man von dem Andern in der Schönheit des eigenen Wesens erkannt wird, und daß der geliebte Andere nur hin und wieder etwas anwendet, um Einen noch schöner zu machen. Die zärtliche Sorge und Pflege um das Gemüth des Zweiten ist der Lebensathem einer edlen Liebe und namentlich verlangt sie der Mann von der Frau, weil wir in dem rauhen Draußen umhergeworfen, leicht manche zarte Stimme überhören lernen, die uns denn eben das geliebte Weib wieder hörbar machen soll. — Wehe dem Manne, der von der Frau nur immer den Wiederhall seiner selbst hören will! Traurige Verödung und Ernüchterung des Verhältnisses wird davon die Folge sein.

„Was Du über weiblichen Sinn sagst, ist richtig, — so muß es sein. Das Weib muß seine Freude in seiner Liebe und in seinem Berufe haben, alles Andere als zufällig betrachten; denn es bedarf ja immer fremde Kräfte, um dazu zu gelangen, so wäre es ja also, wenn es heftig darnach strebte, ganz unselbstständig und büßte das beste Gefühl, was der Mensch haben kann, daß er auf sich ruhet, ein.

„Ich habe den ersten Abschnitt meiner neuen Arbeit vollendet: Knabenerinnerungen, und bin am zweiten, worin ich das Wesen der deutschen Familie entwickele. Eine schwierige Untersuchung. Auch in ihr hat mir über die feinsten Punkte nur das Gefühl der Liebe, die meine Tage zu erfahren noch gewürdigt worden sind, ein Licht angezündet, so siehst Du, wie Du mich schon jetzt nach allen Seiten aufbaust. Traurig ist meine Lage und mein Herz von tiefem Mitleid und schwerer

Sehnsucht durchzogen, ich weine eigentlich immer innerlich, aber an Deiner Hand, mein gottbescheertes bräutliches Kind, werde ich durch alle Dunkel und Wildnisse hindurch kommen."

Ohne Datum. „Ich bin in einer ganz wunderbaren Lage und erinnere mich keiner aus meinem Leben, die dieser nur von fern ähnlich gesehen hätte. Eine ganze Welt von Erinnerungen schwindet mir in ein dämmerndes Bild, eine Welt junger grüner Hoffnungen geht mir auf. In so großen Krisen lebt der Mensch eine Art von Traumleben; die nächsten Gegenstände, die Umgebungen der Wirklichkeit zerrinnen ihm unter den Händen, den Freunden, den Bekannten weiß er nichts zu sagen, er selbst mag ihnen fremd genug erscheinen, so ist er eigentlich ganz für sich und allein, wie in einem tiefen Walde. Nur die Glockenstimme der Geliebten schallt hell und silbern durch das Dickicht vom Weiten und ruft ihm den freudigsten Trost, die goldenste Zuversicht in's Herz. Ich stammle da nur in eiligen und rohen Worten von einer Stimmung, die eigentlich unbeschreiblich ist. — Selbst meine Arbeit, unter andern Verhältnissen mir ein Labsal, ist jetzt nur eine Arbeit. Ich merke aber wohl, daß sie leidlich gelingt, denn ich schöpfe aus einer großen Mannigfaltigkeit der Erfahrung, aus einer breiten Lebensfülle.

„Wegen Deiner Aeußerungen über .... brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen. Ich liebe an Dir das kräftige Naturell, welches frei ausspricht, wie es ihm eben um's Herz ist. Gerade an geliebten Menschen sind uns ihre Unarten und Schwächen am empfindlichsten, wenn wir auch wieder am geeignetesten sind, dieselben von solchen zu ertragen und ihnen zu verzeihen. Auch ich habe oft am derbsten gesprochen über Menschen, die mir am nächsten am Herzen waren. Wer seine Lieben immer nur mit rosenrothen Farben malt, ist ein mattherziger Tropf. — Du könntest diese Theorie gefährlich finden und sagen: dann habe ich schlimme Tage zu besorgen, wenn

seine Liebe sich auf solche Weise zeigt. Geduld, Herz. Mit der Ehe tritt ein Verhältniß ein, welches mit keinem andern menschlichen verglichen werden kann. Da hört die Zweiheit auf und Zwei werden Eins, so daß also unendlich viel wegfällt, was uns an Andern verdrießt, denn es ist, als wollte man mit sich selbst hadern."

„Wohl durfte Goethe seinen Genius preisen. Aber der Dichter ist überhaupt ein Glücklicher, deshalb, weil er in einer heitern Offenbarung seine Wege geht, die das materiell Lastende, den stumpfen Druck des Tages doch ferner von ihm hält. Ich bin, seit ich zum Bewußtsein meines Talentes kam, eigentlich nie ganz unglücklich gewesen, so hart mich auch das Leben zuweilen erfaßte, immer umgab mich bald wieder die heitere lichte Welt, in der sich meine Kräfte elastisch hoben. Ohne diese Ausstattung hätte ich auch den letzten Winter gar nicht überstanden. Aber der Gott gab mir zugleich die Macht, unser Gefühl in der rosigsten Verklärung anzuschauen und den Vollgehalt meines Busens auszusprechen in den Geschichten, die Du nun noch zu lesen bekommst. Und das erhob mich über alle zerstörenden Potenzen."

„Unser kleines Hauswesen laß immer so ordentlich und pünktlich gehen, wie eine wohlgestellte Uhr, mein geliebtes Kind! In kleinen bürgerlichen Haushaltungen schleicht sich leicht eine gewisse Salopperie ein, die fürchte ich nun von meinem Mädchen nicht, es könnte aber sein, daß Dir manche Erwartung von mir wie Pedanterie vorkäme; indem ich nämlich gewohnt bin, daß Alles auf die bestimmte Stunde ohne Erinnerung geschieht, jede Sache immer an ihrem Orte ist,

nicht laut getrieben wird und was dergleichen mehr ist. Auch kann ich nicht leiden, wenn die Frau nach Allem umherläuft, sondern das Mädchen muß gewöhnt werden, das Meiste zu thun, wie es sich schickt und gehört und sie gewöhnen sich auch bald, wenn nur die Herrschaft selbst ordentlich ist, nur in einem wüsten Hauswesen werden die Domestiken auch wüst.

„Du bist bei Deiner Großmutter in einer vortrefflichen Schule gewesen und wirst mir daher antworten: Deine Ermahnungen waren unnöthig. — Es sind auch keine Ermahnungen im gewöhnlichen Sinne, es sind wieder nur Bekenntnisse in einer andern Form, denn ich glaube selbst, daß ich etwas zu pedantisch bin in dieser Beziehung, Du aber erhältst für Deine Liebesthätigkeit dadurch ein neues Feld und so habe ich's Dir auch ganz unumwunden geschrieben, denn ich weiß ja, daß ich Dir einen Gefallen thue, wenn ich Dir sage, womit Du mir einen erzeigen kannst. — Ach, Du kannst nicht glauben, wie ich mich sehne nach dem stillen Segen einer von süßer Gemeinsamkeit überschütteten Häuslichkeit. A mans house is his castle; das werde ich recht tief empfinden und alle Stürme abprallen sehen von den vier Wänden, in welchen meine liebe Burgfrau waltet."

---

30. Mai. „Liebe ist Gespräch; ehe die Seele liebt, spricht sie noch nicht, höchstens hält sie Monologe. Liebe aber ist die ewige Unterredung der Geister, in ihr wacht ein grenzenloses Mittheilungsbedürfniß auf, was keine Mittheilung zu befriedigen im Stande ist. Ich möchte über Alles mit Dir reden, über den Grashalm da vor meinem Fenster, daß er so und nicht anders gewachsen ist, über den Stern, der dort steht und worüber sonst noch Alles! Wer dem Geliebten lauter interessante und bedeutende Dinge sagen will, der liebt noch nicht recht, alle

Vorstellungen und Anschauungen, auch die geringfügigsten möchte man mit ihm theilen, sich selbst das Dasein in ihm verdoppeln und sein liebes Dasein im eignen Busen ihm auch zu einem Doppelten machen. So wogt es herüber und hinüber und Jeder wird reich, indem er den Andern bereichert.

„Ich schriebe gerne den ganzen Tag an Dich, aber wir sind ja Sclaven von Zeit und Raum. Dieses Blatt werfe ich Dir hoffentlich noch in Deine liebe Einsamkeit. Ich habe mir ein paar stille Abendstunden erobert, denn die nächsten Tage werden wohl stürmisch werden.

„Es ist göttlich schönes Sommerwetter gewesen heute; ich bin durch das Grüne gegangen, meine Seele ist grün, denn sie ist bei Dir. — Also die Großmutter macht Dich sanft mit meinem Namen? Das ist entzückend, würde aber einige meiner Freunde zum Lächeln bringen, die sich immer über mein Aufbrausen beschweren. Sie werden sagen: Der Zauber hilft dem Zauberer selbst nicht. — Mit zitternder Freude wage ich mir zu sagen: Ich wirke gut in ihr. Denn meine Urempfindung für Dich war eben die reine Schöpferlust, in Dir alle Blüthen des Geistes und Herzens zu wecken und ein zärtliches Mitleid, daß viele Deiner Knospen vielleicht geknickt werden möchten. —

„Deine Mutter trug Dich einst in ihrem Schooß zum irdischen Leben aus, ich habe Dich zum zweiten Male empfangen im Schooße meines Gemüthes und in das neue Leben wiedergeboren, was aus Dir quillt. Das verbürgt mir, ich sei bei allen Fehlern doch kein verlorener Mensch. — Darauf kommt mir aber zuletzt Alles an, meine geliebte Waise. — Daß Einer ein Talent ist oder ein Bischen mehr Verstand hat als Andere, will nicht viel sagen; daß er in sich und mit Gott zusammenhängt, das ist die Hauptsache, obgleich ich diesen Zusammenhang nicht so eng fasse, wie die accentuirteu Christen, sondern mich daran halte, daß in des Vaters Hause viele Woh-

nungen sind und an die mancherlei Gaben denke, von welchen der tiefsinnigste der Apostel redet. —

„In der Liebe wechseln beide Theile immerfort ihre Stellen auf eine wundersame Weise, wenigstens hat der Grundton des Gefühls liebliche contrapunktische Ausbeugungen. Am wohlsten ist mir, wenn ich Dich als mein Kind betrachte, als das Kind meiner innigsten Zärtlichkeit — und dann kommen doch oft Stunden, wo ich mich als Dein Kind betrachte, das dem Mütterlein neue Lebenslust, hergestellte Lebensfrische entsaugt.

Am zweiten Pfingsttage. „Es ist still im Hause, außer mir Niemand darin, im grünen Tempel der Natur mein pfingstliches Herz sanft bewegt nach Dir, der heilige Geist der Liebe über mich ausgegossen. Lieb' Kind, in meinen Jahren denkt man über die Sachen nach, und so habe ich denn auch vielfältig nachgedacht über das Wunder, daß ich mit einem Mädchen, was ich sechszehn Tage gesehen habe, schnell so vertraut werden konnte, daß dieses junge Mädchen die Verwahrerin meiner geheimsten Gedanken, meiner verschwiegensten Dinge geworden ist. Ein Wunder bleibt es nun freilich immerdar, aber die Bedingungen, unter denen das Wunder geschah, sind meiner Vernunft doch etwas klarer geworden und ich will Dir meine Gedanken darüber sagen. Ich habe so rasch mit Dir in diese Innigkeit des Vertrauens hinein wachsen können, weil das Verhältniß zwischen uns das Richtigste ist, was zwischen Mann und Weib gedacht werden kann. Der Mann muß durchaus das Positive sein, das Bestimmende, Feste, Ausspendende; das Weib das Biegsame, Aufnehmende, das Einsaugende und den Mann anmuthig und rein Wiedergebärende. Je klarer und entschiedener dieses Verhältniß steht, desto glücklicher ist der Liebesbund, desto mehr gehen die Beiden in einander über. So steht es nun zwischen uns. Ich bin eine äußerst positive Natur, in Dir begegnete mir die frischeste und kräftigste Empfänglichkeit. Der Umstand, daß Du mir beim Vorlesen so zuhörtest, wie noch Niemand vor

Dir, kann an und für sich geringfügig erscheinen und doch ging von ihm meine Liebe aus. Denn ich erkannte in ihm: Hier ist ein Weib, ein ganz wahrheits-, schönheits- und gefühlsdurstiges Wesen, in ihre Brust kannst Du Dein Bestes und Schönstes legen; was Du in diesen fruchtbaren Boden säest, das geht auf und gedeihet. — Und Du bestätigst mir alle meine Wahrnehmungen. Und der Glaube an Dich hat mich nicht betrogen. Durch alle Zweideutigkeiten meines Wesens und meiner Verhältnisse hindurch erkanntest Du den Urgrund meiner Seele; an meiner Wurzel hast Du mich begriffen, was ich Dir gebe, machst Du Dir nicht auf selbstische Weise zurecht, sondern nimmst es auf, schlicht, einfach, fromm. So ist zwischen uns die allerheiligste Einigkeit, die tiefste Uebereinstimmung, die auf Erden möglich ist."

Ohne Datum. „Lieb' Kind, Du hast Recht, es geht bei mir immer hinüber und herüber, ich bin doppelt, thöricht und klug, weise und närrisch. Aber ein Bild gebe ich Dir zum tröstlichen Gleichniß. Platen braucht einmal das hübsche Gleichniß von der Wasserlilie, die hin und her ihr Haupt wiegt und dennoch fest auf dem Grunde wurzelt. Auf so einem festen Grunde wurzle ich auch bei allen Schwankungen hinüber und herüber.

„Den Grund kennst Du und so dürfen Dich die Schwankungen nicht bange machen.

„Ich muß Dir noch etwas aus meinem Seelenleben entdecken. Wenn ich sonst ernste und kluge Sachen an Jemand schrieb, so ertappte ich mich oft über einem geheimen Behagen an meiner Weisheit, ich schrieb nicht selten, um mich sehen zu lassen. Bei Dir ist das nun noch nie der Fall gewesen. Ich habe Dir auch schon dann und wann dergleichen geschrieben, aber nie mit der leisesten Nüance von Wunsch, vor Dir zu glänzen, sondern immer mit dem einfachen Sinne, mich unumwunden gegen Dich auszusprechen. Ich habe viel eher die Be-

sorgniß, Du möchtest mich zu hoch stellen. Daß meine Schriften auf Dich Eindruck machen, freut mich ganz unbeschreiblich, aber glaubst Du, daß es meine Liebe trüben würde, wenn das Gegentheil stattfände? Keinesweges. Du könntest mich als Autor verwerfen und ich bliebe Dir eben so gut, weil ich weiß: das, was Du in mir liebst, geht weit über den Dichter hinaus. Meine Gedichte sind nur ein schwacher Nachklang von dem Gedichte meines Innern, welches zum ersten Male in der Liebe einer Jungfrau angeklungen hat."

Im Juni. „Während Du in allen Freuden der Hallischen Societät umherschwimmst, habe ich hier in meiner Einsamkeit auch meine Gesellschaftsgenüsse. Im Nest des Schwarzköpfchens in meinem Garten, von dem ich Dir erzählt, sind die Vöglein ausgekommen und sperren die Schnäbel nach Futter auf, und im großen Wege hat sich eine Kolonie besonderer kleiner Ameisen niedergelassen, welche Häuser von Erde bauen im Kleinen, wie die Termiten in Afrika im Großen. Sie haben eine förmliche kleine Stadt angelegt, die wie die Pyramidengruppe in der Wüste aussieht — im Kleinen."

Ohne Datum. „Es ist noch zweifelhaft, ob wir noch hier Fuß fassen und unser Leben nicht gleich in Cöln beginnen. Unser Schicksal hat uns bis jetzt gut geführt, laß uns also fest darauf vertrauen, daß auch die Wendung, die sich nun als bevorstehend ankündigt, gut sei. Ich würde Dich dann freilich nicht sogleich dauernd in einen Freundeskreis einführen können, und Deine Situation als junge Hausfrau wird auch schwieriger. Fasse besonders wohl in's Auge, daß Du die ersten Zeiten unsrer Ehe viel mit mir allein sein und also einen gesellschaftslosen, von Deinem bisherigen Zustand ganz verschiedenen Zustand durchleben wirst. Verschweige Dir nicht, daß da Stunden kommen können, in denen Du Menschen entbehrst. Je weniger Du Dir über diesen Punkt Illusionen machst, desto wohler wirst Du Dich nachher befinden. — Mir nach meinem

Sinne wird Deine Liebe und unsre junge grüne Häuslichkeit genügen; so sehr werth mir der Umgang mit Freunden und der Verkehr mit interessanten Menschen ist, so gleichgültig ist mir alle gewöhnliche Gesellschaft.

„Genügt Dir also meine Liebe, die Dir in vollen Strömen werden wird, ein gemeinsames Betrachten der alten historischen Stadt, ein stillfröhlicher Spaziergang, ein gemeinsames Vertiefen in ein edles Werk des Geistes, ein erquickendes Gespräch, dem nie der Stoff ausgehen kann, weil zwischen uns ein ewiges Geben und Empfangen und Wiedergeben ist, der Genuß Deiner kleinen saubern Häuslichkeit und daß Du siehst, wie innig behaglich sich Dein Freund darin fühlen wird — dann wirst Du es, wie er, ruhig abwarten können, daß sich dann auch noch andre Menschen zu uns stellen. Denn dergleichen will eben in einem neuen Wohnorte erwartet sein. — Die Düsseldorfer Zeit war eine reiche, aber wunderlich verworrene und beklommene; ich hoffe, daß die Cölnische den Character sanfter Anmuth und Schönheit, eines stillen Friedens haben wird."

Anfang Juni. „Wenn ich Dich mein gutes Mädchen nenne, dann habe ich Dich am liebsten. Deine Güte thut mir am nöthigsten, denn ich bin zwar stark, kräftig und kann zuweilen selbst etwas Erhabenes leisten, aber gut bin ich noch nicht, dazu ist noch zu viel Wildes, Heftiges, Egoistisches in mir. Ich habe aber eine große Sehnsucht nach meiner Läuterung, und Du sollst mich läutern, nicht durch Singen und Beten, sondern dadurch, daß Du immer gut und brav vor mir herwandelst. Da wird sich die Erstarrung meines Gemüthes lösen, und alles Störende sich nach und nach in mir verzehren.

„Vorlesen werde ich Dir viel, es wird mir das größte Vergnügen sein, die edle Saat des Geistes in Dir, Du junger Garten, aufgehen zu sehen. Modesachen sollst Du nicht zu vernehmen bekommen, sondern nur das Schönste und Größte in jeder Art; aber nicht lauter Poesie, sondern auch Geschichte und

sonstiges Belehrendes in einer von dem Grundsatze geleiteten Auswahl, daß das Weib mit dem Herzen und mit der Phantasie lernt, daß also Alles, was Dich wahrhaft bereichern soll, diesen beiden Organen eine Seite darbieten muß. — Es ist mir oft wunderbar zu Muthe, wenn ich an die einfachsten Dinge in der Zukunft denke, und ich dabei das höchste Glück empfinde. So durchdrang es mich neulich mit dem süßesten Gefühl, als ich mir weiter nichts dachte, als, wie es mir sein würde, wenn ich, Dich am Arme, ausginge und dann wüßte: da gehst Du mit Deiner Frau spazieren und die ist auch ganz zufrieden, daß sie mit Dir so spazieren gehen kann. — Das ist das rechte Glück, was keiner Würze bedarf, sondern auf dem seligen Bewußtsein eines harmonischen Zustandes ruht. — Ich kann Dir nicht sagen, wie mich Deine Jugend, diese frische unentweihte Jugend glücklich macht. Immer wirst Du gute und schöne Gedanken von mir fordern, und das wird ein ewiger Antrieb für meine Seele sein, sie hervorzurufen und in Deine Brust zu senken. Alles Beste werde ich nun erst zu leisten die rechte Kraft gewinnen und das wird dennoch kein Zustand erhitzter Aufregung sein, o nein, der ruhigste, einfachste, wo mitten zwischen kleinen Dingen das Große und Hohe aufsprießen wird, wie die Ceder aus dem Moose. Ich werde Dir Linien im Haushaltungsbuche ziehen und dazwischen wird mir etwas einfallen über Gott und göttliche Dinge, und ich werde es Dir sagen, Dein Auge senkt sich in meines; Du stammelst Deine rührende Weisheit dazu, und dann ziehe ich die Linien weiter und wir sprechen von gewöhnlichen Sachen.

„Mein Talent brauchst Du nicht zu heirathen, das hast Du in meinen Schriften, und mein Witz und Verstand wird Dir im Leben und Sterben nicht helfen, sondern wenn ich ein ordentlicher guter Mensch bin, oder es wenigstens als Dein Mann noch werden kann, nur dann brauchst Du Dich nicht vor der Ehe mit mir zu fürchten."

Ohne Datum. August. „Mein theures und geliebtes Herz! Das rechte Mittel, Furcht und Zittern vor dem Aufhören des Irdischen sich abzugewöhnen, ist, daß man Erde und Himmel nicht durch so eine Kluft auseinanderreißt, wie gewöhnlich geschieht. Der Himmel ist schon auf Erden, wir können das göttliche Sein in allen Gestalten der Erde erkennen, und schon hienieden ein ewiges Leben führen, ja, nur der wird die Seligkeit schauen, der eben die Ewigkeit im Zeitlichen empfand und in der ganzen Gestalt seines Lebens ausprägte. Es klingt dies freilich etwas abweichend von der Auffassung, welche sich in den Redeweisen, „daß die Erde nur ein Vorbereitungsplatz sei," daß wir „Pilger auf Erden" seien, u. s. w. ausspricht, allein es scheint mir doch, daß es wohl der eigentliche Sinn gewesen sei von dem, was Christus auf Erden sagte und wollte. Ich will mich darüber in ruhigen mündlichen Gesprächen mit Dir unterreden, und es soll mir hoffentlich gelingen, mich Dir klar zu machen und meine Ansicht als eine christliche nachzuweisen, die dahin geht, daß wir uns den Zustand nach dem Tode nicht ausmalen dürfen, und daß der Tod selbst zwar unseren irdischen Menschen immer mit einem gewissen Beben erfüllen wird; dem geistigen und ewigen Menschen aber in uns um so weniger anhaben kann, je weniger wir den Himmel mit unseren Phantasien bevölkern, je einfacher und bildloser wir bei diesem geheimnißvollen Punkte uns der göttlichen Gnade überliefern.

„Alles Tiefste und Aechteste im Menschen entscheidet sich ohne Phantasie. Die Phantasie soll erst hinzutreten, wenn ein Zustand gewonnen ist, und sie schmückt ihn dann mit ihrem Zauber aus. Auch als sich meine Liebe für Dich entschied, warest Du ganz bildlos in mir vorhanden, als ein heller Punkt der zu mir gehörigen Unschuld, Ursprünglichkeit, Wahrheit, und so trat ich zu Dir und glaube, daß eben deshalb meine Handlung eine rechte, aus meinem innersten Sittlichen hervorgegangene That gewesen. — Und so ist auch meine höchste Freude

und Hoffnung jetzt Deine Seele, obgleich ich Dich nicht lieben kann wie ein Pietist, der alles Leben der Sinne und Phantasie austauscht in kalten Begriffen, und will Dein Unsterbliches in treuen Händen halten, und mein Unsterbliches in die Obhut Deiner Liebe stellen."

Ohne Datum. „Bald führe ich Dich in meine ruhige Sphäre, in die Welt des ewigen Zusammenhanges, die ich an Deiner Seite mir immer mehr zu erobern denke. Du hast in mir einen ganz neuen Sinn geweckt, Du hast das Herz der Welt, ihre Harmonie mir aufgedeckt, an meinen Früchten soll man den Frühling dieser schönen Liebe erkennen. Daran halte Dich, daran erfreue Dich, und setze jedem äußeren Wirrwarr einen stillen, gleichen Sinn in Deiner Brust entgegen, es ist unglaublich, wie man sich erhalten kann, wenn man eben sich gar nicht die Mühe giebt zu opponiren gegen die Strudel, die uns umrauschen."

„Es ist ein Irrthum, daß durch Religionsunterricht sonderlich auf junge unreife Gemüther gewirkt werde. Sie lernen das Göttliche dadurch gleichsam nur theoretisch kennen. Alle Frömmigkeit ruht auf der Ehrfurcht und beginnt mit der Ehrfurcht vor Menschen. Du wirst aus Deiner eigenen Geschichte vielleicht wissen, daß Dein starkes Gefühl für Deinen Vater die Grundlage Deiner andächtigen Stimmung gewesen ist. Ich bin ganz irreligiös erzogen worden und ward dennoch auf meine Weise fromm, weil meinen ersten Tagen die ehrfurchtgebietende Gestalt meines Vaters vorleuchtete. — Dies führt mich auf Religion im Allgemeinen und auf die Urtheile, die Du über Goethe hast hören müssen. Es ist eine gräßliche und ungereimte Beschuldigung, irgend Jemand Religion abzusprechen, Niemand ist ohne sie, selbst der Gottesleugner bekennt Gott durch sein Leugnen. Was nun Goethe betrifft, so

war er nicht allein religiös, sondern auch christlich auf seine Art. Sein beständiges, unabläſſiges treues Forschen nach Wahrheit, seine milde Auffassung aller menschlichen Verhältnisse, sein Erkennen menschlichen Adels auch im Verkehrtesten ist durchaus christlich.

„Nichts Göttliches ergießt sich ganz im engen Rahmen der Schrift, sondern geht immer über den Buchstaben hinaus. Daß das alte Testament inspirirt worden sei, stellen sich wohl nur noch Heuchler an zu glauben. Aber auch das Neue muß zusammen genommen werden mit der Tradition und der Geschichte der christlichen Kirche, will man ein vollständig christliches Bewußtsein gewinnen. Daraus folgt dann, daß die Schrift an und für sich einseitig ist, folglich nicht einen unmittelbar göttlichen Ursprung haben kann, weil sie sonst allein hinreichte. Die Widersprüche zwischen den Evangelien sind gar nicht wegzuläugnen, Vieles darin ist fast kindisch; weit gefehlt aber, daß dadurch der Glaube litte, bestärkt das vielmehr die Unschuld der Zeugen, die sonst leicht sich künstlich in Uebereinstimmung hätten bringen können. Christus ist vorhanden in der Schrift, in seiner historisch entfalteten Kirche, in der ganzen durch ihn hervorgebrachten Gestalt unserer Vorstellungen und Gefühle."

August. „Lieb Kind, ich bin in einer wunderlichen Stimmung. Soll ich sie Wehmuth nennen, Unruhe, geistige Ermattung? Ich weiß es nicht. Das weiß ich allein, daß mir nur wohl wird, wenn ich mich zu Dir flüchte. Die letzten Zeiten eines qualvollen Zustandes sind die schwersten, jede Minute wird da zur Marter. Und nicht einen Tag frei von körperlichen Schmerzen! Wie hat sich das geändert gegen voriges Jahr, wo ich Euch junge Leute Alle todt machte mit meiner Munterkeit. Die Schmerzen sind am Ende nicht so, daß sie unerträglich wären; aber sie stören mich doch im Vollgefühle des Lebens, und der Gedanke quält mich, daß ich in den Wochen, wo ich endlich so recht aus Herzensgrunde frei

und glücklich sein möchte, mannigfach gehemmt sein werde. Nimm's nicht übel, daß ich Dir so viel vorklage. Ich habe ja Keinen sonst, gegen den ich mein Herz ergießen könnte. In meiner Seele sieht es sonderbar aus. Wenn ich nur weinen könnte, da würde mir besser werden. Beweinen die verlorenen Jahre, die verdorbene Jugend, das tragische Menschengeschick! Diese herrliche Frau, dieses königliche Gemüth, und so innerlich elend geworden! In so vielen Dingen so klar und vernünftig, nur in einem Punkte unvernünftig, und darum in das Leid gerathen was Du kennst.

„Es ist aber doch besser, wenn ich nicht weine, denn Thränen lösen auf, und ich muß gefaßt vorwärts blicken. Das thue ich auch gewiß, ich sehe recht ruhig und sicher in unsere Zukunft, ich vertraue der Liebeskraft Deines Herzens, aber ein menschlich Grämen ist in diesem Falle erlaubt. Ich werde auch sehr traurig sein, wenn meine Mutter einmal stirbt, und darum Dich doch nicht minder lieb haben.“

Anfang August. „Sieh', mir ist es curios gegangen im Leben. Viel Gutes wurde mir wohl auch, aber etwas quer müssen doch die Sterne bei meiner Geburt gestanden haben, denn das Beste wollte noch nie recht kommen. Ich liebe mein Volk, wie nur Einer es lieben kann, ich habe (das sagt mir mein Bewußtsein) Dinge, die ihm kein Andrer jetzt so geben kann, und doch liegt das Volk weit brünstiger vor Götzen auf den Knien, als vor den Gestalten ehrlicher Wahrheit, die ich ihm aufgerichtet. Die Gräfin liebte ich tief und innig, als sie mit ihren Flammen mich entzündet hatte und sie stellte sich so wunderlich quer gegen mich, daß ich die reine, ächte, dauernde Freude nie an dieser Liebe haben konnte. Entzückungen hatte ich wohl, aber keinen stillen Frohmuth. Immer war es mehr, als sei ein schöner leuchtender Komet am Horizonte erschienen, als daß man das Gefühl gehabt hätte, die liebe warme Gottessonne wäre aufgegangen.

„Nun ist das Beste gekommen nach langem Hoffen und Harren, da wird mir's denn mitunter so eigen und ich frage: Ei du schöner Himmelsengel, wie hast du dich denn noch zu mir verirrt? Bist du nicht vielleicht fehlgegangen? Suchtest eigentlich einen Anderen?

„Du hast aber ganz recht, meine junge tapfere Freundin, wir wollen uns strecken nach dem was vor uns liegt.

„Zuweilen ist mir, als trete Gott der Herr sichtlich wie im Paradiese zu Adam, zu mir und habe Dich an der Hand und spreche: da hast du das Weib, was ich dir zur Gesellin geben will."

Einige Tage später. „Daß eine alte verschollene Studentenschrift noch die Geliebte erfreut nach 22 Jahren. Es war immer in mir ein Punkt der Wahrheit, um den sich meine Affecte, wenn sie auch einmal in Unordnung gerathen waren, versammelten. Er suchte und errang sich sein Recht in jenem alten Vorfalle. An diesem Punkte der Wahrheit hast Du mich erkannt für Zeit und Ewigkeit, denn auch in Dir lebt er.

„Sei ganz ruhig über mich. Ich bin ermüdet, aber nicht wie Einer, der sich im Walde verlief, sondern wie ein Wanderer, der nach saurer Tagesreise die Schwelle erreicht, auf welcher er rasten will. Meinen Schlaf stört keine ängstliche Unruhe, in meine ernsten Gedanken bei Tage drängt sich kein verwirrendes Bild. Das Nichtige, der Schein weicht von mir, die Wahrheit nimmt mich in ihre heilenden Arme."

Brief an eine Verwandte.

„Religion, meine theure Freundin, ist dem Menschen angeboren und sie unterscheidet ihn vom Thiere. Im Allgemeinen also hat Jeder ohne Ausnahme Religion, selbst der Gottes-

läugner, denn sein Läugnen ist eben nur ein Kampf gegen das sich ihm aufdringende Göttliche. Da ich nun ein Mensch bin, so habe ich auch als ein solcher und schon kraft meiner menschlichen Natur Religion d. h. ich fühle mich von Gott umfaßt, bestimmt, regiert.

„Indessen würdest Du mir mit Recht einwenden, daß eine solche allgemeine religiöse Stimmung noch nicht viel bedeutet, und daß sie die unlauterste Gestalt des Geistes und Gemüthes zuläßt. Um nun ohne viele Umschweife gleich auf den Punkt zu kommen, der die Hauptsache ist, sage ich: Wir sind Christen. Grund und Boden des Christenthums ist aber das Erlösungsbedürfniß, und Gestalt gewinnt das Christenthum in Einem, wenn man glaubt, daß jenes Bedürfniß in Christo seine Befriedigung finde. Jenes Bedürfniß modificirt sich nun aber in Jedem anders und deshalb ist auch die Vereinigung mit Christo für Jeden eine Andere.

„Laß mich nun noch vorab bemerken, daß mein religöses Gefühl sich nicht an fromme Kindeserinnerungen klammern konnte. Ich bin aufgewachsen unter den Einflüssen der sogenannten Aufklärung, unter den Schrecknissen der allgemeinen Zerstörung. Ich mußte daher mein Christenthum mir erwerben und es geschah dieß durch das Nachdenken, die Forschungen und die Erfahrungen meiner männlichen Jahre.

„Jetzt will ich dir sagen, wie es seit dem Erwachen meines höheren Bewußtseins um jene beiden Hauptmomente die ich vorher nannte, in mir ausgesehen hat. — Gott gab mir ein Auge für die Schönheit der Welt, und ich umarmte daher mit Liebesarmen diese Schönheit, die mir in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zur Blüthe aufbrach. Aber in der Freude und Lust am Dasein war auch untrennbar immer für mich vorhanden das Grauen vor seinen geheimen Schrecknissen, die tiefe Ueberzeugung von seiner Vergänglichkeit, und der Blick in den Abgrund seiner Leere und seines

Nichts. Ich empfand, daß diese Gespenster nur verschwinden, oder verschwinden konnten, wenn ich in meine Brust aufnahm das ewig beständige heilige Wesen Gottes, wenn mein Auge, in diesem Borne gebadet, die Welt und ihre Erscheinungen betrachtete. Denn ich erkannte, daß mir nur deshalb Gespenster erschienen seien, weil ich selbst ein Gespenst der Sinnlichkeit gewesen, daß ich erst von dem Eintritte des göttlichen Seins an in mich als ein Unvergänglicher, und so nach Ruhiger, die Unruhe des Vergänglichen ansehen könne.

„Diese innere Erfahrung nun mein Erlösungsbedürfniß zu nennen, bin ich wohl berechtigt. Es sprach sich nicht aus durch Heulen und Zähnklappen und durch eine beständige Armesünderangst und Delinquenten-Bußfertigkeit — denn freudig erkannte ich, daß Gott mich mit allerhand Rüstzeug gewaffnet habe und mir schon durchhelfen werde — es sprach sich aber aus durch den stillen Ernst, zu dem ich immer aus allen Scherzen und Leichtfertigkeiten zurückkehrte, durch meine immerwährende Bereitwilligkeit, Irrthümer einzugestehen, und durch mein nicht nachlassendes Suchen und Streben.

„Nun aber mußte ich einsehen, daß ich mir selbst in meiner Schwäche und Hinfälligkeit dieses Bedürfniß nicht befriedigen könne. Der Gegenstand desselben stand gleichsam nur wie ein Begriff und wie ein Luftbild über mir. Damit derselbe, das Wesen Gottes, mir als menschlichem Wesen wirklich werden könnte, war nöthig, daß ich in einem Menschen jenes göttliche Wesen anzuschauen bekam und zwar nicht als durchfliegender Blitz, sondern als stehende Erscheinung.

„Wenn ich dieß anschaute, dann konnte ich glauben, daß auch in mir, wenngleich in noch so viel geringerem Grade, das Wesen Gottes wohnen werde. Sah ich aber die höchsten Persönlichkeiten der alten und neueren Geschichte an, so bemerkte ich, daß aus ihnen das göttliche Wesen, entweder blitzartig, oder zwar beständiger, jedoch immer nur einseitig,

gebrochen, hervorgeleuchtet habe. Wollte ich nicht blind sein, erprüfte ich den Strom des Lebens, in dem wir alle schwimmen, die Lehren der Kirchengeschichte und die heiligen Quellen, so wurde mir klar, daß ein einzigesmal im ganzen Laufe der Zeiten Gott vollständig und immerwährend zur ungetrübtesten Erscheinung in einem Menschen gekommen ist, nämlich in Christo. Weil dieser Jesus, genannt der Christ, Gott abspiegelte in die Welt und das Licht war, was in die Finsternisse schien, und doch dabei aß, trank, schlief und Schmerzen am Kreuze empfand, so ist mir, der ich auch esse, trinke, schlafe und Schmerzen empfinde, dabei aber durstig bin nach Gott, die Versicherung und der Beweis gesetzt, daß Gott im Menschen einkehren könne und daß der Mensch in seiner Person Gott ausstrahlen könne, dadurch aber erhoben werde über alle Angst und Wandlung, eingehe in das Reich des Unvergänglichen, und daß das auch an mir geschehen werde, wenn ich mich in Christo zu Gott halte.

„Weil aber mein Erlösungsbedürfniß ein Bedürfniß war, keine Vorstellung, so war mir Christus und seine Gottmenschlichkeit auch keine kalte Vorstellung des Verstandes, sondern Gegenstand der Sehnsucht, und also habe ich ihn nicht ergriffen in meiner Ueberzeugung bloß, sondern mit meiner Liebe.

„Auf diese Weise fand ich den Erlöser, meinen Erlöser nämlich für mein Erlösungsbedürfniß. Diesem kam es nicht auf einzelne Sprüche und Parabeln an, und noch viel weniger kam es ihm an auf die übernatürliche Seite der Sache, auf die Wunder. Sondern das größte und nur einmal in aller Zeit vorgekommene Wunder, die vollkommene Einheit Gottes und des Menschen in Christo war es allein, welches gesucht wurde, welches aber auch vollkommen mir zur Erlösung genügt. Jene Einheit ist früher nie vorgekommen, sie hat sich nachher nur annäherungsweise und zwar durch Nachahmung Christi

wiederholt, und es läßt sich durchaus nicht begreifen, wie sie auf eine andere Weise noch einmal möglich werden sollte. Sie ist daher ein eben so großes Wunder, als das Wunder der Welt selbst. In den einzelnen Sprüchen und Parabeln sehe ich dagegen Vieles, was als Accomodation an Zeit und Lokalität gelten muß, oder auch wohl durch die Berichterstatter entstellt wurde; und die einzelnen Wunder sind für mein religiöses Gefühl ganz gleichgültig. Es ist möglich, daß Gott für andere Sinnesweisen als die meinige eine Abweichung von der Ordnung der Natur zur Bekräftigung des Evangeliums für nöthig erachtet und deshalb zugelassen hat; mir aber bleibt Christus Gottes Sohn, wenn ihn auch Joseph der Zimmermann erzeugte, wenn er keine Todten erweckte und wenn er nicht physisch aus dem Grabe erstand.

„So steht es um mein Christenthum. Ich kann es nicht äußern durch eine beständig dargelegte Frömmigkeit, durch ein Berufen auf einzelne Bibelstellen, die auch mir als Nichtgeistlichem nicht einmal im Gedächtniß immer gegenwärtig sind, oder durch ein weichliches Spielen in Bildern, in religiösen Vorstellungen oder durch stehendes Zerknirschtsein, sondern es äußert sich durch einen beständigen Muth im Leben und durch eine sichere Hoffnung nicht auf mich und meine Kraft, vielmehr auf die Hülfe Gottes; es äußert sich dadurch, daß ich mir auf mich nicht das Mindeste einbilde, daß ich in allen Verirrungen, Fehlern und Schwächen doch nie mich in meinem innern Kerne eingebüßt habe, daß die Vorstellung von einem heiligen Zusammenhange der Dinge die mir natürlichste ist und daß ich in den Dingen beständig ihren ächtesten und tiefsten Gehalt aufzusuchen mich bestrebe.

„Wenn du gleichwohl einen Mangel in meinem religiösen Bewußtsein wahrgenommen hast, so ist das richtig. Zuvörderst aber ziehe hierbei zweierlei ab, was den Mangel kleiner erscheinen machen wird. Ein so grübelnder nach vielen Seiten

gewandter Geist wie der meinige, legt in seinen Schriften mancherlei den Personen in den Mund, was nicht seine Meinung ist, auch in seiner Meinung liebt er nicht immer das letzte geradezu auszusprechen, sondern stellt oft vor sie ein Problem, einen Zweifel, ein Räthsel. — Persönlich aber sahst du mich in den letzten Zeiten immer nur in den Zerstreuungen der Reise, vermuthlich würde ich dir schon anders vorgekommen sein, wenn du mich im ruhigen Gange der Tage gesehen hättest.

„Ein Mangel ist aber allerdings dennoch da, und dieser wird dadurch kund, daß mein religiöses Bewußtsein nur im Strome des gesunden Lebens mich hält, trägt, beseligt, der Dumpfheit kranker Zustände aber noch nicht mächtig hat werden können, die Todesfurcht noch nicht verscheucht hat, und mich auch nicht zur Gemeinschaft der Gläubigen, zur Kirche, treibt.

„Ob dieser Mangel aufhören wird, muß dahin gestellt bleiben, erzwingen und erheucheln darf man in solchen Dingen nichts.

Düsseldorf, 28. Juni 39."

XXIX.

Halle. Verheirathung. Häuslichkeit.

1839—1840.

Halle, August 1839.

An Frau von Sybel.

„Meine liebe Freundin! Ich schreibe Ihnen aus dem Hafen der Ruhe und des Glücks in den ich eingelaufen bin. Freitag Mittag halb zwölf Uhr betrat ich das Haus am freien Platze, in dem meiner ein mir durchaus ergebenes Herz harrte. Ich hatte den Aufenthalt unterweges nicht recht berechnet, fuhr statt vierzig Stunden achtundvierzig Stunden und zwar ohne in Eisleben zu schlafen, immerfort die zweite Nacht hindurch. Felix war mir entgegen gekommen, der arme Junge hatte bis halb drei Uhr Morgens aufgesessen, das Sehen am andern Morgen war desto froher. Auf der letzten Station kriegte der Schwager einen Thaler Trinkgeld durch's Wagenfenster zu sehen, dafür fuhr er zwei Meilen in dreiviertel Stunden, wobei etwas am Wagen entzwei ging, das Herz des alten Studenten, der zum zweiten Male auf der Hochschule Fuchs werden wollte, aber ganz blieb.

„Hier nun war Alles auf's Lieblichste vorbereitet. Großmutter wollte bei den ersten Augenblicken nicht sein, saß in ihrem Schlafzimmer und drei Enkel mußten sie unterhalten. Mir wurde gesagt, ich solle zu einer Thür rechter Hand gehen, die sei nur angelehnt.

„Ich öffnete die Thür und da — es war ein erschütternder

Augenblick. Keine taumelhafte Freude empfand ich, sondern in das Gefühl, das ich nun habe, was mir die himmlischen Mächte gegeben, mischte sich der frömmste Ernst und das Bewußtsein, daß große Liebe, große Treue und große Sanftmuth immerdar diesem Kinde Noth thun werde.

„Liebe Freundin! Seitdem bin ich glücklich, das ist nun eben das Ganze. Marianne ist keine Phantasie gewesen, sondern die heiligste Wirklichkeit meines Lebens, das fühle ich klar. Man soll das Schicksal nicht mit vermessenen Worten herausfordern, aber denken kann ich es nicht, daß zwischen uns ein eigentliches Mißverständniß entstehen könne. Es ist nun die Liebe, wie sie sein soll, ganz tief, innig, zärtlich und dabei völlig ruhig, harmonisch, ohne die mindeste Ueberspannung. Es ist unglaublich schön, wenn man seine Braut am Fenster im Arme halten darf, und die Großmutter sitzt dabei und allerhand Angehörige stehen umher, und wenn die Leute von der Straße heraufsehen, so thut es auch eben Nichts.

„Sie haben mich im Hause eingenommen. Ich wohne in M.'s Zimmer, welches in ein Gärtchen sieht, in dem Georginen blühen. Das hier schreibe ich an M.'s Schreibtisch, mit M.'s Feder, aus M.'s Tintenfaß, an der Stelle, wo die Briefe an mich entstanden. M. kommt und geht, sie geht und kommt, sie darf Stundenlang bei mir sein, die Großmutter genirt sie in Nichts. Gegen Mittag gehen wir zur Großmutter, nach dem Essen ziehen wir uns wieder zurück, zum Kaffe sind wir wieder bei der Großmutter, dann gehen wir spazieren — auf den Felsen, auf denen meine Jugend schwärmte, erlebe ich nun mit ihr eine zweite himmlische Jugend. Die Abende sind gesellig, es wird Musik gemacht, gelesen u. s. w. Um zehn Uhr zieht sich Alles zurück; wir bleiben aber in der Großmutter Wohnzimmer noch zusammen, uns freuend des Tages, der vergangen, uns freuend des Tages, der kommt.

„Das Haus können Sie sich nicht anmuthend genug

denken. Alles ist darin Erinnerung an eine gelehrte Aristokratie, an ein langes Leben der Wohlhabenheit und des geistigen Seins. Decorationen im älteren Geschmack, ebenso Meubles, wunderliche kleine Verbindungsgänge und Treppen, ein gelehrtes Epigonenschlößchen. Alles höchst solide, Manches prächtig, man ist in einer vornehm bürgerlichen Schaale. Sie wissen, wie so etwas mir Stimmung giebt. Ich war nach den ersten Stunden in meiner Sphäre. Es umweht mich eine Luft, in der mir zu athmen am leichtesten wird.

„Die Menschen (abgesehen von M.) thun freilich das Allermeiste dazu. Die Großmutter ist nur wie *ein* zarter Hauch der Güte, Feinheit, Delikatesse, Wohlanständigkeit. Ich hatte zu dieser Frau augenblicklich das volle Gefühl des Sohnes. Sie verbreitet um sich ein Etwas, worin nichts Rohes aufkommt. Sie ist für mich die Zuvorkommenheit selbst, sie weiß nicht, was sie mir Alles zu Gefallen thun soll, ich bin glücklich, daß ich ihr gefalle, schon am zweiten Abend hat sie mich mit dem mütterlichen Du beehrt und ich nenne sie, wie ihre übrigen 34 Enkel, Großmutter.

„Kurz, liebe Freundin, es ist gut, Alles sehr gut. Die Familie hat mich sehr wohlwollend aufgenommen, die Frauen heiter. Der bedenkliche Punkt mit meinen Jahren und mit meinem Umfange ist unter Lachen und Scherzen zur Sprache gebracht. Das Komische vernichtet, wie Sie wissen, in heitrer Laune sind meine Jahre und mein Gewicht zu Grunde gegangen.

„Meine gute Mama, das ist Alles dummes Zeug, aber in dem dummen Zeuge steckt ein Stückchen Himmel. Zum ersten Male in meinem Leben *bin ich ganz zufrieden*.

„M. fürchtet sich vor Düsseldorf und vor der Kritik der Leute. Ich sage, sie solle sein, wie sie sei, dann werde sie den Leuten schon gefallen. O nehmen Sie das Kind recht sanft in Ihren mütterlichen Arm und leiten Sie ihre ersten wankenden Schritte, wenn diese noch dort gethan werden.

„Grüßen Sie herzlichst S. und danken Sie ihm für seine Freundlichkeit gegen mich, ebenso grüßen Sie Ihre ganze Familie! Grüßen Sie alle Freunde, an die ich mit erhöhter Liebe und vermehrtem Bedürfniß nach Liebe denke.

„Diese Neigung bedarf der Andern, sie will ruhen in der Sympathie guter Menschen. Mit frohem und muthigem Schritt führt sie mitten in das Leben und in die Welt hinein.

„Ihnen bleibt alles Beste meines Herzens geweiht! Sie sind mir überaus viel gewesen, o bleiben Sie es mir! Liebe Mama, schreiben kann ich nicht mehr; M. sitzt am andern Tisch, die Gedanken sind zerstreut. Antworten Sie bald Ihrem treuen Freunde.“ —

Es ist überflüssig, den vorstehenden Worten Immermann's noch etwas hinzuzufügen, um seine Stimmung in den ersten Tagen des Zusammenseins mit seiner Braut zu schildern, denn alles Weitere würde auf eine Wiederholung, wenn nicht Abschwächung, hinauslaufen. Die Freundin, an die diese Zeilen gerichtet sind, hatte in den schweren Tagen des Kampfes ihm treu zur Seite gestanden und mußte nun auch das Glück theilen, welches ihn erfüllte und ihm über die Schwierigkeiten weghalf, von welchen der Hallische Aufenthalt bei längerer Dauer nicht ganz frei bleiben konnte.

Der dreiundvierzigjährige, in mancher Beziehung verwöhnte Mann, konnte sich in die Stellung eines Bräutigams, in einer weit verzweigten Familie nicht dauernd finden. Seit einer Reihe von Jahren hatte er frei und unabhängig in der Welt gestanden, sein Name öffnete ihm überall die Thüren und man sah ihm eine gewisse geistige Reizbarkeit wohl nach, weil sie aus der poetischen Besaitung seines Wesens entsprang. Gewohnt seine Umgebung zu beherrschen, fehlten ihm die kleinen

Rücksichten und Aufmerksamkeiten, die man jetzt von ihm erwartete und erwarten durfte. Die ganze Atmosphäre von Halle war ihm fremd, eigentlich unsympathisch und die damalige Strömung des Universitätslebens wenig geeignet ihn anzuziehen. Heftige Partheikämpfe, aus denen manche Zerwürfnisse hervorgingen, herrschten in demselben. Hatte schon in früheren Jahren die Theologie getrennte Lager aufgeschlagen, so hatte daneben in den letzten Jahren das Auftreten der Halleschen Jahrbücher neue Spaltungen in die Gelehrtenwelt geworfen. Die begeisterte Verehrung, mit welcher die Jünger Hegels die Bedeutung des Meisters zu einer fast mythischen Höhe hoben, mußte bei Andersdenkenden Opposition hervorrufen, die sich übrigens nicht selten durch die kleinliche Weise ihres Auftretens selbst richtete. Immermann's Name stand unter den Mitarbeitern der Jahrbücher, deren erstes Programm seinen Ueberzeugungen nicht entgegen war, aber die Tonart der Jung- oder Neu-Hegelianer, unter denen sich besonders A. Ruge hervorthat und die sich eben von den ältern Anhängern des Philosophen zu scheiden begannen, stimmte durchaus nicht zu der seinigen. So konnte das akademische Leben, dessen geistige Bedeutung Immermann für einen ausgesprochenen Mangel an Poesie entschädigen sollte, ihn nicht wohlthätig berühren. Und seine Brust war wund von Schmerzen, sein Geist der Ruhe bedürftig, der Rückblick in die Vergangenheit brachte manche Stunde der Wehmuth, in heiliger Stille begehrte er sich völlig einzuleben mit der jugendlichen Braut und eine solche war schwer zu erlangen. Endlich konnte er nun einmal in keiner Lage, also auch jetzt nicht, der Arbeit entbehren und fing bald an, sich nach einer bestimmten Thätigkeit zu sehnen. Auch forderte nicht nur die Neigung diese, sondern die Pflicht gebot den noch fehlenden Abschnitt für den ersten Theil der Memorabilien zu vollenden. Es bedrückte Immermann mehr und mehr, daß das Hallesche Leben nicht ruhig genug war,

ihm die Lösung dieser Aufgabe zu ermöglichen und darum faßte er den Entschluß, nach Leipzig zu gehen und dort in der Stille den letzten Aufsatz des Buches zu schreiben. Am 12. September reiste er hinüber, verschloß sich, von aller Welt geschieden, in ein Gasthofzimmer und vertiefte sich so in seine Studien, daß in wenigen Tagen seine schwierige Arbeit vollendet wurde. Mit erleichtertem Herzen kehrte er eben rechtzeitig nach Halle zurück, um einen lieben Besuch nicht zu versäumen.

Herr und Frau von Sybel waren mit Sohn und Tochter auf einer Reise in den Harz begriffen und hielten sich einige Tage in Halle auf, weil die Freundin des Dichters das innigste Verlangen trug, durch eigene Anschauung Theilnehmerin seines Glücks zu werden. Mit mütterlicher Liebe nahm sie Mariannen an ihr Herz und es bedurfte nur kurzer Stunden und Tage, um ein Verhältniß zu gründen, welches sich, wie wir wissen, bis zu ihrem Tode treu bewährt hat.

Die Arbeit hatte Immermann so wohl gethan, daß er sich derselben wieder zuwandte, sobald die Freunde abgereist waren. Er nahm die Romanze von Rivalin und Blancheflour auf und verbrachte sinnend und dichtend seine Morgenstunden in einem stillgelegenen, mit Büsten und Statuen würdig geschmückten Sälchen, welches ihm die Großmutter freundlich zur Verfügung stellte. Von allen Störungen und jedem Geräusch des Hauses fern, schrieb er dort mit beschwingter Feder den ersten Gesang seines Tristan zu Ende, welcher bald darauf in dem ersten Bande des Rheinischen Jahrbuches erschien, welches Freiligrath und Matzerath herausgaben.

Schnell vergingen die letzten Wochen bis zu dem für die Hochzeit festgesetzten Tagen, dem 21. October. Sie ward still im Kreise der Familie begangen, zu dem sich auch Immermann's Mutter und Ferdinand gesellt hatten. Sie sollten dem geliebten Sohn und Bruder zum letzteu Male in's Auge sehen,

als er wenige Stunden nach der Trauung seine junge Frau in den Wagen hob, der Beide nach Leipzig brachte. Immermann's Urlaub war noch nicht abgelaufen, er durfte einige Wochen für eine Reise verwenden und konnte Mariannen in den Kreis seiner Freunde in Dresden und Weimar einführen.

In Leipzig war Messe, dazu Regen und Schmutz und der Aufenthalt wenig erfreulich, so daß gleich am folgenden Tage die Reise nach Dresden fortgesetzt wurde. Dort breitete sich nun der behaglichste Zustand um die beiden Glücklichen. Ludwig Tieck empfing nicht nur den bewährten Freund mit offenen Armen, sondern kam auch der jungen Frau mit dem ganzen Zauber seiner Liebenswürdigkeit entgegen. Sie trat in seinem Hause in eine ihr völlig neue geistige Atmosphäre und sah sich als die Gattin des hier hoch gefeierten Dichters zugleich in eine durchaus veränderte persönliche Stellung versetzt, die wohl geeignet war, sie befangen zu machen. Aber das Wohlwollen und Vertrauen, welches der Name ihres Mannes auch auf sie übertragen ließ, ermuthigten ihre ersten schüchternen Schritte. Weil sie nichts anders vorstellen wollte, als was sie wirklich war, gewann sie bald ihre natürliche Freiheit und Unbefangenheit wieder und fühlte sich glücklich und heimisch in der heitern, poetischen Luft und auf einer geistigen Höhe, auf welcher alles Enge und Beklemmende wich.

Zehn Tage lang verweilte Immermann mit seiner Frau in Dresden. Morgens wurden die Sammlungen besucht, in denen Marianne zum ersten Male große Kunstanschauungen genoß und wo ihr erfahrener Führer es sich angelegen sein ließ, ihr Alles nah zu bringen, was ihrem Geiste edle Nahrung bot. Täglich durften sich dann Beide an dem gastlichen Mittagstische Tiecks einer freundlichen Aufnahme erfreuen, an dem sie entweder die Familie allein oder einen ganz kleinen Freundeskreis trafen, und an dem der Stoff der Unterhaltung überreich quoll. Köstliche Herbsttage gestatteten in den Nach-

mittagsstunden Excursionen in die liebliche Umgegend und wenn Abends das Theater nicht lockte, so that sich abermals das Tieck'sche Haus gastlich auf. Meist fand sich dann ein größerer Kreis vereinigt, welchen Tieck's Vorlesungen um ihn sammelten; aber bisweilen überließ er jetzt Immermann das Lesen und dieser theilte unter Anderm Tieck den vollendeten Gesang seines Tristan mit. Reichhaltige Gespräche knüpften sich an diese Vorlesung. Der Plan Immermann's und die Motive Gottfrieds wurden durchgegangen, die Verschiedenheit der beiden Dichter trat dabei oft sehr schlagend hervor. Immermann's sittliches Gefühl verlangte, daß nach der überstandenen Feuerprobe das heimliche Liebesleben Isoldens und Tristans ein Ende haben müsse. In seinem Gefühl mußte die Entscheidung des Gottesgerichtes die Gewalt des Zaubertrankes brechen und die freigesprochene Isolde mußte die Kraft des reinen Willens und den Muth der Entsagung wiederfinden. Tieck begriff das nicht, das Gedicht war ihm eben nur das Gedicht der Liebe, der Liebe, die sich allein als den Mittelpunkt des Daseins empfindet und vor deren Gewalt jedes andere Recht und jede Macht der Welt weichen muß. Er sprach gradezu aus, daß der Dicher durch die beabsichtigte Wendung dem Stoffe die Krone abbreche und der Aufgabe eines Gedichtes der Liebe untreu werde; aber er vermochte nicht Immermann zu überzeugen.

In solchem Austausche traten die Persönlichkeiten beider Männer in der interessantesten und anregendsten Weise hervor. Immermann's Schwere, Tiefe, Gründlichkeit und Tiecks Anmuth, Grazie und Beweglichkeit mischten sich, die Geister des Einen entbanden die des Andern und empfingen von ihm eine edle Ergänzung. Ernste Fragen wurden erwogen, Geschichte und Gegenwart betrachtet, die verschiedensten literarischen Erscheinungen entweder liebevoll anerkannt, oder auch wohl mit feinem Spott und Humor gerichtet. Ueber Allem aber, was

durch diese Dichterseelen zog und aus ihnen sprach, lag der zarte Hauch der Poesie und die ewige Jugend, die ihrem Born entquillt.

Den Schluß des Dresdener Aufenthaltes machte ein kurzer Ausflug auf die Bastei in Begleitung der klugen und liebenswürdigen Dorothea Tieck, dann folgte noch ein wehmüthiger Abschied von dem greisen Freunde und nach diesem ging's schnell über Leipzig nach Weimar, wo für den 12. October die Aufführung der Ghismonda festgesetzt war.

Diese Darstellung bildete den Mittelpunkt einer Reihe zarter und gütiger Aufmerksamkeiten, mit welchen man den Dichter wiederum dort empfing. Der Kanzler von Müller und seine Familie, Herr und Frau von Schorn, Ottilie von Goethe, Adele Schopenhauer, Eckermann und Andere schienen um Nichts besorgt als ihm Freude zu bereiten, und seiner Frau alle Schätze einer reichen Vergangenheit, alles noch blühende Leben der Gegenwart zugänglich zu machen. Aus einem geselligen Kreise ging's in den andern, bis in die späte Nacht war man beisammen, und am frühen Morgen begannen wieder gemeinsame Wanderungen. Goethe's Haus und seine Gruft, die Bibliothek, die Sammlungen, der schöne Park wurden besucht; es waren reiche, gute Tage. Ganz entsprach freilich die Aufführung der Ghismonda den Erwartungen des Dichters nicht, denn die Titelrolle ging über die Kräfte der Darstellerin (Fräulein Lortzing) hinaus, und der Guiscardo war geradezu verfehlt; doch wurde Tancred von Genast vortrefflich gegeben und seine Frau spielte die Oberhofmeisterin mit Verständniß.

Auch aus diesem Kreise mußte nach einigen Tagen geschieden werden. Vom schönsten Wetter begünstigt ging nun die Reise über Eisenach, Bad Liebenstein, Fulda, nach Frankfurt. Als der Dichter sein junges Weib auf die Wartburg führte und sie von ihren Zinnen wunderbare Wolken und Nebelspiele betrachteten, erwachten die Bilder des Tristan in seiner

Brust. Bei dem märchenhaften Anblick leichter Wolkengestalten, die sich zu seinen Füßen ballten und lösten, sah er das Schwalbenpaar ziehen mit dem verschlungenen Goldhaar, und dieser Herbstmorgen stand ihm vor der Seele, als er Tristan mit dem Ohme am Burgfenster schilderte, auf dessen Sims das goldene Frauenhaar sich leise und langsam herniedersenkte. In Gelnhausen durchstrich dann Immermann die Ruinen vom Schlosse Friedrich Barbarossas, es waren geringe Reste; aber seine Phantasie fand sich doch durch sie in alte Zeiten versetzt, ein jeder Stein schien ihm etwas zu vertrauen. In Frankfurt und Mainz wurden die letzten Nachtquartiere genommen, und ein sonniger Nachmittag zu einer Fahrt nach der reizenden Ruine Oppenheim benutzt, dann führte das Dampfboot in raschem Fluge den Rhein hinunter und der Heimath zu. Eine bescheidene Wohnung war von den Freunden gemiethet, in der Grabenstraße zwei Treppen hoch, aus wenigen Zimmern bestehend; aber da sie noch nicht eingerichtet war, nahm das Sybel'sche Haus die Ankommenden freundlich auf, bis sie am 27. October dieselbe beziehen konnten.

Auf's Freundlichste begrüßten die Freunde Mariannen, und manche der Frauen gewann erst ein rechtes Vertrauen zu Immermann, seitdem sie die junge Frau sich unbefangen und frei an seiner Seite bewegen sahen. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft gab man ihm eine Gesellschaft in dem Beckerschen Saale, in welchem er seine Vorlesungen zu halten pflegte, in dem auch die zwecklose Gesellschaft zusammenkam, und wo nun ein von Uechtritz gedichtetes kleines dramatisches Spiel zur Bewillkommnung aufgeführt wurde. Es traten die verschiedenen Gestalten des Münchhausen darin auf, und selbst der Käfer aus der Ziegengeschichte verfehlte nicht, sich dem Dichter leibhaftig vorzustellen. Alle waren in Beziehung zu der Person des Dichters gebracht, jeder Einzelne mit Talent in kurzen Worten charakterisirt. Immermann hatte die größte

Freude an der liebenswürdigen Aufmerksamkeit, und nahm dankbar an was ihm die Freundschaft bot. Die ruhig klare Gemüthsstimmung, in welcher nun die nächsten Wochen vergingen, sehen wir in einem Briefe an die Mutter vom 7. Dezember also ausgedrückt: „Am 27. October schliefen wir zum erstenmale in unsern vier Pfählen, und am 28. brannte das erste Feuer auf unserm Heerde. Ohne Lärmen, Launen, Verdrießlichkeiten, hatte Marianne still arbeitend Alles vollbracht, und um sich selbst die Krone aufzusetzen, gab sie noch am 28. Abends die erste Gesellschaft von 14 Personen aus dem Stegreife. Es fehlte dabei an Nichts und alle Leute waren seelenfroh bei uns. Seit diesem Tage leben wir denn zufrieden und glücklich mit einander. Wir müssen uns freilich sehr einschränken, und der Wunsch nach einer Verbesserung der äußeren Lage ist in uns Beiden rege, allein ich finde mich doch in die Beschränkungen besser als ich selbst gedacht habe, so z. B. entbehre ich den Bedienten kaum, der zuerst vom Etat gestrichen wurde.

„Meine Freunde sind uns sehr gut und liebevoll entgegengekommen. Die Einladungen haben nicht abgerissen, so daß wir fast weniger für uns gewesen sind, als wir wünschen. Auch wenn wir die Abende nicht ausgebeten waren, fand sich meistens der Eine oder der Andere zu uns. So ist denn mein Leben nach allen Seiten ein still-harmonisches geworden."

Kaum hatten sich in Immermann die Reise- und Hochzeitswellen gelegt, so galt es tüchtig arbeiten, denn eine schwierige Aufgabe lag vor ihm, die „Düsseldorfer Anfänge." Er wollte versuchen, darin eine nun schon abgewichene Jugendperiode der dortigen Zustände zu schildern. Diese Darstellung der ersten Jahre, welche Immermann am Rheine verlebt, bildet einen Theil seiner Memorabilien, erschien aber gesondert in der deutschen Pandora, welche das Literaturcomtoir in Stuttgart herausgab. Mancherlei Vorstudien waren für diese Arbeit nö-

thig und es vergingen die letzten Monate des Jahres, ohne daß Immermann die Feder zu productiver Thätigkeit wieder in die Hand nahm. Viel beschäftigte er sich mit Platen und mit Aristophanes, den er noch wenig kannte und der ihm in der geistreichen Uebersetzung Droysens jedenfalls wie eine neue Bekanntschaft erschien. Er ergötzte sich ungemein an der kecken Laune und Grazie des übermüthigen Dichters, hinter dessen Scherz und Spott ihm eine begeisterte Vaterlandsliebe, ein tiefer Schmerz zu liegen schien, von dem er sich mit ergriffen fühlte. Gern las er mit seiner klangvollen, melodischen Stimme seiner Frau die großen Chöre vor, namentlich den Streit der Tragöden um den Thron in der Unterwelt in den Fröschen, oder wiederholte sich die komischen Züge der Dichtungen zu neuem Ergötzen. Er wurde nicht müde einzelne charakteristische Verse laut zu recitiren, einzelne Situationen sich auszumalen und ihre Analogien in den kleinen täglichen Ereignissen wiederzufinden. Platens Nachdichtungen, die er damit verglich, erschienen ihm neben der sprudelnden Fülle des Atheners herzlich ungenügend, obgleich er dem Verse in der verhängnißvollen Gabel vollkommen Gerechtigkeit widerfahren ließ, und sich von persönlicher Verstimmung gegen seinen Gegner ganz frei fühlte. Durch Jacobis Schriften suchte sich Immermann in eine frühere Periode des Rheinischen Lebens zu versetzen. Der „Allwill" und „von den göttlichen Dingen" sagten ihm mehr zu, als der „Woldemar", in welchem der eigentliche Roman ziemlich weitschichtig und werthlos erschien, und den bedeutenden philosophischen Inhalt zu sehr verdeckte. Neben dieser Lectüre fand er in dem Rheinischen Merkur noch eine andere Strömung jener Zeit ausgedrückt, und fühlte sich über Erwarten von Görres Bedeutung ergriffen. Er sah in ihm einen gewaltigen Agitator für die Ideen die ihn begeisterten, einen gewichtigen Repräsentanten des Rheinlandes, geradezu eine Verkörperung desselben. Um in

eine noch weitere Vergangenheit zurücksehen zu können, wurden endlich alte Chroniken auf der Bibliothek aufgestöbert, aus welchen er das Treiben am Clevischen Hofe zur Zeit Johann Wilhelms und seiner Gemahlin Jacobe von Baden zu erforschen suchte, denn der Antheil an dem Schicksal der leichtsinnigen und unglücklichen Prinzessin hatte sich in Düsseldorf in allerhand Sagen lebendig erhalten. Außer diesen localen Forschungen war es Calderons Genius, mit welchem sich der Dichter auf's Neue beschäftigte, und der ihn in seinen eigentlichen Meisterwerken wahrhaft begeisterte, wie es die Besprechung derselben in den Düsseldorfer Anfängen zeigt.

Alles was von Immermann's Studien seiner jungen Frau zugänglich und verständlich sein konnte, das brachte er ihr zu, von Jedem erhielt sie ihren Antheil, Nichts beschäftigte ihn, ohne daß er den Gewinn im Auge behielt, den sie davon haben konnte, und mit unausgesetzter Sorgfalt sorgte er für ihre eigene Lectüre, um ihre geistige Entwickelung dadurch zu fördern, ihre Anschauungen zu erweitern.

Immermann's beste Arbeitszeit waren die Morgenstunden. An den letzten drei Tagen der Woche, an welchen er keine Sitzungen hatte, blieb er in strenger Abgeschiedenheit von acht bis zwei Uhr in seinem Zimmer, und empfand jede Unterbrechung so schmerzlich, daß seine Frau alle Störungen ihm fern halten mußte. Hatte er aber vollbracht, was er sich vorgesetzt, so erwachte gleich der Drang der Mittheilung; ein Wink rief Marianne an seine Seite, und er ließ sie hören, was die Muse ihm geschenkt hatte, die ihm nur, wie er sagte, in absoluter Einsamkeit zu nahen pflegte. Nach solchen seligen Lesestunden gingen Beide spazieren, in gutem wie in bösem Wetter, und in lebendiger Mittheilung wurden die Gedanken fortgesponnen, welche die Einsamkeit geboren, alle Einzelheiten des Mitgetheilten durchgesprochen, erwogen, auch wohl critisirt. Geduldig ging Immermann auf alle Fragen Mariannens ein,

und schüttelte nur bisweilen den Kopf, wenn die Mängel ihres Unterrichtes hervortraten, oder er warf ihr wohl ihrer Jugend vergessend, Mängel der Erinnerung vor, wo es sich um Thatsachen handelte, die vor ihrer Geburt lagen, bis er heiter überrascht seinen Irrthum erkannte. Bei dem einfachen Mittagsmahle gegen drei Uhr blieb er dann gerne lange sitzen, trank mit Ruhe seine Flasche Rheinwein und unterhielt sich von leichten, doch nie leeren Dingen. Gegen Abend ging er noch einmal, meist allein spazieren, las Zeitungen und Journale, machte juristische Arbeiten, oder durchlief die neuen Erscheinungen der Literatur, deren keine er unbeachtet ließ. Erst in später Abendstunde und nach genossener Abend-Mahlzeit pflegte er seiner Frau vorzulesen, oft Dramatisches, auch den Merlin und andre seiner Sachen. Eins der letzten Gedichte, die er las, war Tassos befreites Jerusalem. Es wurde rechtschaffen zu Ende gebracht, obgleich ein rechtes Vergnügen an der Dichtung sich nicht finden wollte.

Mit Immermann's Gesundheit ging es in diesem Winter viel besser als im vergangenen, erst gegen das Frühjahr stellte sich ein leichter Anfall von Podagra ein. Weihnacht und Neujahr waren still im Frieden der Häuslichkeit verlebt, dann rief die Karnevalszeit, wie alljährlich, allerhand außergewöhnliche Vergnügungen hervor. Es machte dem Dichter Freude seine junge Frau bisweilen in die größern geselligen Kreise, namentlich auf die Feste der Maler zu führen, wo ihr das phantasievolle Leben der Künstlerstadt in der reizendsten Weise entgegentrat. Am 6. Januar präsidirte auf einem solchen der Bohnenkönig mit vielem Humor, wählte sich seinen Hofstaat, trieb manche Kurzweil, und daneben sammelten die heiligen drei Könige singend umherziehend Gold, Silber und Kleinodien für den Kölner Dombau. Aber größere Dinge standen bevor, denn die talentvollen Dilettanten, die im vergangenen Winter in Wallensteins Lager Lorbeeren geerntet, strebten dies Jahr nach

neuen Kränzen. Und zwar entstand der Wunsch Shakespeares Lustspiel: „Was ihr wollt“ zur Feier des Faschings aufzuführen. Gleichzeitig aber wurde auch die Frage aufgeworfen, ob es nicht möglich sein sollte, dieses Werk auf einer Bühne herzustellen, welche sich der Construction der Altenglischen wenigstens annähere? Man beschloß diesen Versuch zu wagen. Dankbar erkannte man, daß man bei demselben sich hauptsächlich an die Resultate der Forschungen Tiecks über die altenglische Bühne anschließen müsse, wie denn auch die erste Anregung zur Aufführung gerade dieses Shakespeareschen Werkes durch die Novelle Tiecks „der junge Tischlermeister“ gegeben worden war. In ihr wird erzählt, wie eine Gesellschaft poetischer Liebhaber jenes Lustspiel auf einem dem älteren Englischen nachgebildeten Gerüste dargestellt, und es sind dem Berichte sehr genaue Andeutungen über die Art der Ausführung eingeflochten worden. Immermann übernahm die Bearbeitung des Stücks, das Arrangement der Scenen, wie es die neue ungewöhnliche Form des Theaters erforderte, und die Leitung der Vorbereitungen. Professor Wiegmann, der geistvolle zu früh verstorbene Architekt, unterzog sich dem Bau der Bühne. Ueber die Construction derselben und alle Einzelheiten, hatten sich beide sehr bald verständigt und fanden, sobald sie der Sache näher traten, zu ihrer eigenen freudigen Ueberraschung die Vortheile der architektonischen Form noch viel größer, als sie sich dieselben gedacht hatten. Die Vorbereitungen begannen im Januar, und die Aufführung fand am 29. Februar auf einem Maskenfeste vor einem Kreise von mehr als zweihundert Zuschauern statt.

Eine Reihe Leseproben waren den Theaterproben vorausgegangen, welche auf einem improvisirten Gerüst in einem der weitläufigen Ateliers der Akademie gehalten wurden. Es fehlte dabei nicht an kleinen Reibungen und Verstimmungen, namentlich als der Dichter entschieden zeigte, daß das Einstudiren

eines Shakespeareschen Stückes in seinen Augen ein ernstes Geschäft sei, und nicht als leichte Unterhaltung behandelt werden dürfe.

Die folgende Stelle der Maskengespräche, die noch in den fertigen Text geschoben wurde, entsprang aus den jüngsten Erfahrungen. „Das Schauspielervölkchen hat noch Niemand erschöpfend beschrieben, man muß mit ihm zu thun bekommen, um es kennen zu lernen. Das Sonderbarste ist, daß seine Launen wirklich nach nothwendigen Naturgesetzen zu entstehen scheinen. Denn auch bei Dilettanten, wenn sie Komödie spielen, zeigen sich unverzüglich alle Nücken und Tücken ihrer Collegen vom Fach.“ Immermanns geistiges Uebergewicht führte aber immer wieder in das richtige Gleis, man sah bald was er zu erreichen verstand, einige der Darstellenden kamen ihm mit dem erfreulichsten Verständniß entgegen, und der Eindruck, den das reizendste aller Lustspiele hervorrief, war überraschend und unvergeßlich. Aus dem Bedürfniß demselben auch äußerlich ein kleines Denkmal zu stiften entstand eine Art Album, zu welchem Wiegmann die Ansicht des Theaters lieferte. Die Künstler verewigten in einer Reihe der gelungensten Scenen auch die reichen und schönen Kostüme, die Compositionen wurden eingefügt, die von einem musikalisch bedeutenden Dilettanten unter den Mitwirkenden herrührten, und Immerman vervollständigte das Heft durch einen erklärenden Text. Wir lassen Einiges von diesem folgen, soweit es ohne die dazu gehörigen Illustrationen verständlich ist.

„Unsere Bühne unterschied sich von der modernen, wie wir sie gewohnt sind, in folgenden Hauptpunkten:

„1) Die Moderne bildet den Wechsel des Schauplatzes durch Verwandlungen ab, und sucht besonders in neuester Zeit durch alle Kräfte illusorischer Decorationsmittel den Schauplatz in täuschendster Vergegenwärtigung den Zuschauern unter die Augen zu bringen. Die unsrige entsagte allen Ansprüchen

auf diese Täuschung, die man Naturwahrheit nennt; sie ruhte auf dem Grundsatze, daß im Drama die menschliche Handlung Hauptsache und der Schauplatz Nebensache ist, und wollte eben nichts weiter sein, als ein leicht andeutendes Gerüst. Sie verzichtete auf Verwandlungen, welche die Phantasie mehr verwirren, als beleben, und der Handlung fast nur ein herabziehendes Gewicht anhängen. Sie stellte den Scenenwechsel nur dadurch her, daß sie in zwei Theile sich zerlegte, nämlich in den vorderen breiten Raum, welcher Freies darstellte, und den hinteren kleinen, durch einen Vorhang verschließbaren, auf Stufen erhöhten Raum, der zu den Scenen, die in einem Innern — Zimmer, Saal und dergleichen — vorgingen, benutzt wurde.

„2) Die moderne Bühne ist sehr tief, und im Verhältniß zu dieser Tiefe wenig breit. Das Drücken und Zusammenballen der Gruppen kann daher auf ihr fast nur dadurch vermindert werden, daß man die Scene wieder durch Versatzstücke verbaut. Die unsrige war sehr breit und wenig tief, gab daher alle Anlässe zu der für das Drama so günstigen basreliefartigen Anordnung — die auf der modernen, wenn ihr ganzer Raum zu großen Gruppirungen benutzt wird, kaum durchzuführen ist, in reicher Fülle.

„Die Vortheile der so construirten Bühne, wenigstens für die Darstellung eines Shakespeareschen Werks, zeigten sich nun bei den Vorbereitungen und bei der Darstellung augenfällig. Ich weiß aus Erfahrung, welche Noth der dramatische Riese macht, wenn man seine Glieder in unsere Bühne quetschen muß, wie man überall dabei in Verlegenheit ist, und wie, selbst bei der sorfältigsten Behandlung, seine höchsten Schönheiten doch, um mich eines malerischen Ausdruckes zu bedienen, einzuschlagen pflegen.

„Bei dieser Gelegenheit fühlte ich mich zum Erstenmale bei der scenischen Durchführung seiner Poesie in gutem, helfendem

Elemente. Die Anordnungen, die Motive sprangen mir ganz von selbst zu, einfach, manigfaltig, wahr.

„Shakespeare verträgt unter allen Dichtern am wenigsten die Beimischung moderner Kleinlichkeit. Ihm ist es immer um das Große, Ganze, Ungeschminkte der Welt und Menschengeschicke zu thun; alles Illusorische, Opernhafte der Scene fällt von seinen Gliedern ab, wie schlechter Lack von einer schönen Bildsäule; in die vertraulichste Nähe zu den Hörenden muß er gerückt werden, wenn die Geheimnisse, die der Brust seiner Menschen entquellen, verstanden werden sollen. Fliegende Leinwand und rauschender Zindel darf sich nicht vorlaut machen, wo dieser erhabene Geist seine Offenbarungen mittheilt. Er erfordert das schlichteste Gerüst, welches aber in aller seiner Einfalt dennoch Gelegenheit zu reichhaltiger Aufstellung und Bewegung darbieten muß.

„Bei einer so neuen Sache, wie die hier versuchte Wiederbelebung Shakespeare's war, würde eine fortgesetzte Praxis und das durch sie gewährte weitere Nachdenken noch zu manchen Verbesserungen führen. Folgendes aber läßt sich mit Wahrheit von dem ersten Versuche aussagen.

„Dadurch, daß die Bühne nichts weiter sein wollte, als eine Bühne, nämlich ein symbolisch-andeutendes Gerüst mit festen Oertlichkeiten für jedes Kommen und Gehen, wurde erreicht, daß das Gedicht die Selbstthätigkeit der Phantasie bei den Zuschauern erweckte und, ungehindert von belastendem Beiwesen, leicht und schwebend zwischen festen Anhaltepunkten sich bewegte.

„Die geringe Tiefe der Bühne bewirkte, daß die Handlung sich nie vor den Zuschauern zurückzog, sondern mit deren Gemüth und Geist in unmittelbarem Contakt blieb.

„Die Breite der Scene erleichterte das Arrangement der Horche- und Lauschescenen und alles dessen ungemein, was einer gleichzeitigen Doppelhandlung sich nähert, wie z. B. wo Fieber-

wang und Viola zum Duell auf einander gehetzt werden sollen. Sie gab überall klare, lichte Gruppen.

„Die Menge der Auftritts- und Abgangspunkte ließ die Handlung in stätiger Bewegung bleiben und bot viele kleine günstige Motive dar.

„Endlich führte die Zerfällung des Schauplatzes in die große und kleine Bühne zu einer beständigen, sichtlichen Verbindung zwischen dem Außen und Innen der Handlung. Die Handlung bewegte sich vor den Augen der Zuschauer von der Straße in das Zimmer, sie drang aus diesem in das Freie. Zuweilen fühlte man unwillkürlich so das innerste Leben des Gedichtes pulsiren.

„Alle das Gedicht charakterisirenden Gegensätze und Schattirungen von grillenhafter Schönheit, kecker Caprice der verkleideten Jungfrau, pedantischem Puritanismus, Völlerei, Soubretten-Muthwillen und Narrenspaß kamen auf überraschende Weise zu Tage.

„Es wäre zu wünschen, daß einmal eine größere deutsche Bühne, den hier von Dilettanten gemachten Versuch nachahmte. Zur richtigen Behandlung Shakespeare's und dessen eigentlichen Erwerbung für unser deutsches Theater dürfte damit ein Fortschritt gethan sein."

Düsseldorf, den 26. April 1840.

Die Theaterproben hatten manchen Abend gekostet, sie erstreckten sich nicht selten bis in die tiefe Nacht, und waren nicht wenig anstrengend für alle Betheiligten. Dennoch ließ Immermann seine Arbeiten Morgens nicht darunter leiden, und die „Düsseldorfer Anfänge" schritten so schnell vorwärts, daß am Tage Felicitas, den 7. März, das letzte Blatt derselben vollendet war. —

Dieser Aufsatz, Immermann's letzte prosaische Arbeit, darf in Wahrheit ein Musterwerk in Form und Styl genannt wer-

den. Er giebt ihm den Titel „Maskengespräche“ und unter dem Schutze der leichten Verhüllung bringt er Bekenntnisse, Erinnerungen, Anschauungen des eigensten Lebens. Anmuthig und fein zieht sich der Faden geistreicher Wechselreden durch die sechs kürzern Abtheilungen aus welchen das Ganze besteht, und immer umweht uns die geistige Luft des Kreises, in welchem der Dichter sich zu seiner Höhe entfaltet hat. Ohne dem Gespräch eine lastende Schwere zu geben, werden scharf und klar schwebende Fragen der Zeit besprochen, politische und historische Gedanken erwogen, poetische Schöpfungen betrachtet, und jeder neue Stoff, der berührt wird, entwickelt sich in natürlicher Verbindung aus dem vorhergehenden, und zeigt jeden von einer neuen Seite. Bedeutende Kräfte hatten sich in den Jahren, die Immermann schildert, durch ein gütiges Geschick auf dem Düsseldorfer Boden berührt; aus den verschiedensten deutschen Gauen waren Männer zusammengeführt, die einander ebenbürtig, die frischesten Jahre des Lebens mit einander hatten theilen dürfen. Was für Immermann die Frucht dieser Gemeinschaft gewesen, das legt er den drei Dominos in den Mund, welche die hauptsächlichen Träger des Gespräches sind und in welchen er selbst und seine Freunde Schnaase und Uechtritz erkennbar sind. Zwar darf das nicht so verstanden werden, als ob der Dichter in einem seiner Dominos die ganze Eigenthümlichkeit der Genannten hätte darstellen wollen, denn er war ein entschiedener Gegner solches Porträtirens in freien Compositionen und mischte auch hier die Farben, doch ist er unverkennbar in den Aeußerungen des schwarzen Dominos zu finden, während der rothe viele Züge von Uechtritz trägt und der blaue Domino vorherrschend an Schnaase's Weise erinnert.

Der Künstler-Maskenball im Februar 1838 bot die äußere Scenerie zu Immermann's Erzählung, an das damals aufgeführte Wallensteinsche Lager knüpfen sich die ersten Reden, die zu einer historischen Betrachtung des Rheinlandes führen, in

denen Immermann bei aller Hinneigung für dieses, seine Abstammung aus den alten Provinzen deutlich in Anschauungen und Urtheilen zeigt. Namentlich hebt er den Mangel an ernstem Patriotismus im Rheinlande hervor, und äußert sich nicht ohne Schärfe gegen die damals viel Aufsehen erregenden Bestrebungen der Autonomen.

Ein Maskenscherz führt das Gespräch auf andere Bahnen und in die lustige Zeit der eigentlichen Anfänge, die der Dichter einen zweiten Studentenzustand nennt. Ihre Glanz- und Kehrseite wird rücksichtslos, vielleicht in persönlichen Beziehungen gar zu rücksichtslos besprochen. Erklärende und beleuchtende Blicke fallen dabei auf verschiedene Richtungen und Personen, auf die Physiognomie, welche der Künstler überhaupt durch seine Kunst bekommt, auf die Reizbarkeit, welche durch das Vorwalten des Künstlerischen in einem Zustande erzeugt wird. Doch ist's nicht nur ein Rückblick auf Persönliches, sondern Immermann spricht auch seine allgemeine Ansicht über die Richtung und Bedeutung der Schule und ihres Stifters so unumwunden aus, daß Viele sich durch diese Unbefangenheit verletzt fühlten, und daß seine letzten losen Beziehungen zu Schadow sich durch diese Urtheile löſten.

Die Bilder guter Stunden wurden zurückgerufen, dankbar gedenkt Immermann an sein gemeinschaftliches Leben mit Schnaase während der Merlin entstand, und spricht bei dieser Gelegenheit die Idee und den Mangel seiner größten Dichtung aus. Michael Beer und W. v. Normann treten in den Kreis der Erinnerung, die dann auch bei Uechtritzens frühen Dramen und bei Schnaases niederländischen Briefen weilt. Zu diesen Vorstellungen gesellt sich aber auch der Schatten des Platenschen Streites und Platen führt wiederum zu seinem Vorbilde Aristophanes, dessen gewaltige Natur Immermann zu zeichnen versucht. — Die von dem übermüthigen Liebling der Grazien hergenommene Betrachtung, daß man sich des Demos nur mit

einer gewissen Freiheit bemächtigen könne, erinnert nun wieder daran, wie einst der schwarze Domino sich des Düsseldorfer Demos bemächtigt habe. Er erzählt die Geschichte der dramatischen Anfänge, die dem Stadttheater vorhergingen. Bei dem Rückblick auf die Leistungen des Düsseldorfer Theaters kommt das Gespräch auf Calderon und auf den standhaften Prinzen. Die eingehende Besprechung dieses christlichen Dramas, auf das der Dichter mit Bewunderung hinweist, bildet die Glanzparthie des Aufsatzes, neben der wir aber auch in anderer Weise die anmuthige Episode über das Moos noch nennen möchten.

XXX.

Tristan und Isolde. Letzte Lebensmonate.

1840.

Nur wenig Tage liegen zwischen der Vollendung der Maskengespräche und der Wiederaufnahme des Tristan, die Zeit vom 7. bis 12. März. Das Verlangen nach dieser Dichtung, an der er lange gesonnen, deren Gestalten ihn namentlich wie tägliche Genossen durch den letzten Winter begleitet hatten, war zu einer innigen Sehnsucht angewachsen. Während er die Maskengespräche schrieb, hatte er manche Vorarbeiten für den Tristan gemacht, die gründlicher waren, als man vermuthen wird, wenn man den leicht hinströmenden Klängen des leider unvollendet gebliebenen Epos folgt. Unvollendet müssen wir dasselbe in doppeltem Sinne nennen, denn nicht allein hat der Dichter nur eilf Gesänge von den zwanzig niedergeschrieben, auf welche das Gedicht angelegt ist, er hat auch, vom jähen Tod übereilt, nur an die ersten beiden eine sorgfältige Ueberarbeitung legen können. Bei dem schnellen Fluge, in welchem das Ganze entstand, wäre eine solche sehr wünschenswerth, ja wir können sagen, nothwendig gewesen, und es ist tief zu beklagen, daß Immermann nicht vergönnt war, das Bruchstück seines letzten Liedes wenigstens als ein in der Form vollendetes Werk zu hinterlassen.

Obwohl wir wissen, daß er über Reim und Vers seine eigenen Gedanken hatte, und darum manches Rauhe und Harte

im Tristan nicht nur der flüchtigen Entstehung zuschreiben dürfen, so zeigt doch der Vergleich der ersten und zweiten Handschrift sowohl in Rivalin und Blancheflour, als in der Jagd, den hohen Gewinn, welche die Durchsicht derselben dem Verse gebracht hat. Immermann schrieb so schnell, daß er oft gegen sein Gesetz der Reimverschlingung fehlte, den Wechsel von männlichen und weiblichen Endsylben vergaß, ja es geschah sogar nicht ganz selten, daß er einen Vers zu viel oder zu wenig in die Strophe setzte. Auf solche Unebenheiten ließ er sich dann gern von seiner Frau aufmerksam machen und freute sich, wenn sie dieselben beim Vorlesen erkannt hatte.

Schon am 24. März war der am 12. März begonnene Gesang „die Jagd" beendigt. Am 29. März schrieb Immermann an Tieck: „Am Tristan wird fleißig geschrieben, der zweite Gesang ist fertig, der dritte wird's in dieser Woche. Ich habe sehr lange daran gesonnen, nun fließt es nur so, Gott gebe, nicht wie Wasser. Ich bin während der Arbeit ganz frei geworden über das Thema. Das conventionell Ritterliche oder Romantische, wie man es nennen will, würde mich geniren und kein Leben unter meiner Hand gewinnen; nun dichte ich ihn mir um in das menschliche und natürliche Element, und mache mir einen übersprudelnden Liebesjungen zurecht, wie er mutatis mutandis auch allenfalls heut zu Tage noch zur Welt kommen könnte."

Niemand kam in dieser Zeit in Berührung mit Immermann, der sich nicht seiner frischen Kraft gefreut, der nicht gefühlt hätte, daß sein Leben in neuer jugendlicher Fülle sich in die Poesie ergoß und daß sein ganzes Dasein leichter, einiger, schöner geworden war. Ein früher warmer Lenz leuchtete über seiner unaufhaltsam quellenden Dichterlust und beschien zum letzten Mal sein Leben. Die Umgebung von Düsseldorf pflegt im April besonders anmuthig zu sein, weil in dem leichten

Boden einige warme Tage das junge Laub fast sichtlich vor dem beobachtenden Beschauer entwickeln. Schon im Beginn des Monats erwachte in diesem Jahre das frische Grün an Baum und Strauch, am ersten Tage desselben umflatterte Immermann auf einsamem Spaziergange der erste Schmetterling, am nächsten Tage fand er das erste Veilchen, wie er neben den geschäftlichen Notizen im Terminkalender bemerkte; denn er hing so mit der Natur zusammen, daß diese kleinen Dinge ihm zu Ereignissen wurden.

An seinem Geburtstag begrüßte ihn die erste Nachtigall und er konnte unter dem grünen Schleier zartblättriger Birken am Grafenberge den milden Sonnenschein genießen, ehe der Abend einen Kreis von Freunden um ihn versammlte. Schon am Vorabende hatten ihm einige derselben eine Abendmusik gebracht, die ihn sehr erfreut hatte. Er ließ die Sänger nicht von sich, ohne sie um seinen Tisch zu versammeln, an welchem Poesie und Gesang noch lange ihre Zauber austauschten, und man in heitrer Gegenwart schöne Zukunftsträume spann.

Als der Dichter dann einige Tage später noch einmal einen größeren Kreis von Freunden und Bekannten einlud, und den Egmont von der Beethovenschen Musik begleitet im Beckerschen Saale vorlas, als man nachher bei fröhlichem Male beisammen blieb und spät in lauer Frühlingsnacht mit einander durch die grünen Gänge des Hofgartens heimkehrte, da ahnte Niemand, daß man zum letzten Male so beisammen gewesen war.

Während des Osterfestes hatte Immermann einen leichten Anfall von Podagra zu bestehen, doch konnte er vor demselben in diesem Jahre zum heiligen Abendmahle gehen, dessen Genuß er im vergangenen schmerzlich entbehrt hatte und erquickte sich in der Charwoche an den schönen Kirchenmusiken in der katholischen Kirche. Die nächsten Wochen verliefen ziemlich still, nur der Umgang mit den näheren Freunden wurde in

angenehmster Weise fortgesetzt; Zusammenkünfte in kleinern Kreisen wechselten in dem eignen, dem Uechtritzschen, Schnaaseschen und Sybelschen Hause, auch einige der Malerfamilien schlossen sich denselben an. Die treue Freundin Frau von Sybel brachte außerdem manche stille Abendstunde in der jungen Häuslichkeit zu, der Dichter führte sie in seine geistige Werkstatt, theilte mit ihr wie sonst, was ihn bewegte, sein wachsendes Glück, wie manchen noch immer auftauchenden Schmerzenslaut.

Der Tristan schritt in den Frühlingsmonaten mit einer Schnelligkeit vorwärts, die fast unbegreiflich scheint, denn am 21. Juni waren eilf Gesänge vollendet. „Es wird mir bei dieser Arbeit so gut, daß ein paar Enthusiasten sie ohne alle Kritik von Gesang zu Gesang begleiten, was bei einer Produktion die fast über eines Menschen Kräfte geht, beinahe nothwendig ist," schrieb Immermann im Juli an Tieck, und der Antheil, den einige jüngere Freunde der Dichtung widmeten, war der erste Lohn der Arbeit, wenn wiederum ein Abschnitt vollendet war, und unter diesen laut wurde. Der schon früher erwähnte Professor R. Wiegmann, ein begeisterter junger Arzt Dr. Hasenclever, der Maler Theodor Hildebrandt waren die Gäste, welche sich am häufigsten Abends um den Dichter vereinigten, doch fand sich auch nicht selten Dr. Windscheid aus Bonn, jetzt Professor in München ein, und bisweilen Heinrich von Sybel, den jedoch seine historischen Studien in dieser Zeit meist in Darmstadt gefesselt hielten. Diese Zusammenkünfte gehörten zu den fröhlichsten und reichsten Stunden des häuslichen Lebens, und werden denen unvergeßlich sein die daran Theil hatten. Immermann fand sich verstanden im Gemüth und Geist seiner Zuhörer und von ihrem Antheil getragen, löste sich sein Wesen in den vielseitigsten Mittheilungen. Er sah den Eindruck seiner Poesie in ungeschminkter Wahrheit in dieser Gemeinschaft lebendig wer-

den, fühlte sich jung und frisch in dem empfänglichen hingerissenen Kreise, und wurde angeregt zu neuem Schaffen. Bei der dampfenden Cigarre und einer Flasche edlen Rheinweins blieb man bis über die Mitternacht zusammen, genoß in wechselnden Gesprächen das Empfangne nach, oder lauschte des Dichters Mittheilungen über das noch Werdende, das er selbst freilich oft nur ahnungsvoll anzudeuten wußte. —

Seitdem Immermann mit dem Tristan beschäftigt, keiner wissenschaftlichen Vorbereitungen für sein Schaffen bedurfte, fehlte seinen Arbeiten, wie ihm däuchte, die solide Unterlage. Jacob Grimms Rechtsalterthümer, die er durchsah, um für die Darstellung des Gottesurtheils einen Anhalt zu gewinnen, wurden zwar getreu excerpirt und die deutschen Sagen W. Grimms, aus denen er für den Mittagszauber schöpfte, machten ihm viel Freude; aber er meinte doch, er müsse seinem Geiste eine gewisse Anstrengung zumuthen, ehe er der Phantasie gestatte, ihn auf ihren Flügeln in das Reich der Poesie zu tragen; darum griff er zu den Alten und nahm den Virgil zur Hand. An den Tagen, die nicht von Sitzungen beschränkt waren, las er einige der Eklogen und endlich die Georgica. Gleichsam als Morgensegen wurden regelmäßig fünfzig bis hundert Verse mit dem Lexicon zur Seite durchgenommen und selbst von Zeit zu Zeit wiederholt.

Den ruhigen Verlauf der Tage unterbrachen gelegentlich Ausfahrten in die Umgegend; da Immermann den Genuß der freien Natur in der engen Stadtwohnung nicht wenig entbehrte. In der Kirche zu Neuß zeigte er seiner Frau die frühsten Frescomalereien von Cornelius, die seitdem übertüncht worden sind; am Grafenberge und im Gestein erzählte er ihr von der Zeit der Düsseldorfer Anfänge, in Kaiserswerth bestiegen sie die Trümmer der alten Kaiserburg und schauten aus den zerfallenen Fensterbogen auf die mächtig anschlagenden brausenden Wellen des Rheines, den Immermann an dieser

Stelle besonders liebte. Ratingen und Cromford, Erckerath, Gerresheim, der Bilker-Busch wurden besucht. Durch den Letzteren wanderte der Dichter wohl auch stundenlang allein, und brachte von diesen Gängen immer etwas heim, ein neues Motiv für sein Gedicht, einen Namen, den er ersonnen, bisweilen sogar ganze Strophen des Tristan, die nur niedergeschrieben zu werden brauchten. Es machte ihm auf diesen Wegen eine Zeitlang Spaß, in den Astlöchern der Bäume kleine Geldstücke zu verbergen und später zu suchen, ob er Bäume und Geld wiederfände. Daraus entspann sich auch der Plan zu einer komischen Novelle: „der Goldsäer", der ihn für den Augenblick unterhielt, aber zur Ausführung kaum geeignet gewesen wäre.

Während des Mai hatte Immermann regen Antheil an den Vorbereitungen zu einem patriotischen Feste genommen, mit welchem man am 18. Juni die Erinnerung an den Sieg von Belle-Alliance, und an die fünfundzwanzigjährige Vereinigung der Rheinprovinz mit der Krone Preußens feiern wollte. Eine gottesdienstliche Feier in den verschiedenen Kirchen sollte das Fest einleiten, das dem gemeinsamen Gefühl für das Vaterland gewidmet, Theilnehmer aus allen Ständen vereinen sollte. Alles war bereits geordnet, das Programm fertig, da erklangen Ende des Monats schon ängstliche Nachrichten über das Befinden des Königs, Todesgerüchte tauchten auf, und am 10. Juni wußte man, daß Friedrich Wilhelm III. am 7. Juni entschlafen sei. Die Truppen huldigten noch an demselben Tage dem Nachfolger mit lautem Vivat, die Beamten leisteten den Eid, Alles war der aufgehenden Sonne zugewandt; aber man fühlte, daß es nicht an der Zeit sei, ein fröhliches Fest zu feiern und das Comite für dasselbe löste sich still auf.

Der Eindruck, den der Tod des Königs auf Immermann hervorrief, war ein gewaltiger, und in fast überraschender Weise sprach sich sein Gefühl für einen Herrscher aus, dessen etwas

enge Natur ihn so oft ungeduldig gemacht, von dessen Abneigung gegen Neuerungen er das Vaterland so oft in der freien Entwickelung gehemmt gefunden, der eigentlich kein Verständniß gehabt hatte für Alles, was Immermann erstrebte. Aber der Tod hatte jede Regung verwischt, die einmal in ihm wider den Monarchen gesprochen; geblieben war nur die angeborne Anhänglichkeit, die wie ein warmes Familiengefühl in seinem Herzen quoll, und sich als tiefer persönlicher Schmerz zeigte, verbunden mit ernsten Betrachtungen, welche der Tod des Königs hervorrief. „Die Aeußerungen seines Schmerzes, die Betrachtungen, welche sich daran knüpften," sagt Schnaase in seinem Nekrologe Immermann's, werden seinen Umgebungen unvergeßlich bleiben.

„Der Gedanke des großen Ganges der Weltregierung, die Hoffnung der Zukunft erhob und stärkte ihn wieder, aber doch schien es ihm, als sei die Gestalt des gerechten und mäßigen Herrschers, dessen lange schicksalsreiche Regierung die Dauer seines eignen Lebens umschloß, mit dem ihn die Gemeinsamkeit des Erlittenen und Errungenen verband, zu einer Art von Nothwendigkeit, zu einem Erforderniſſe seines Daseins geworden."

„Wir waren schon längere Zeit auf den Tod unsers guten Königs vorbereitet", schreibt er am 21. Juni an den Kanzler von Müller, „denn wir wußten seit Jahren, daß seine Gesundheit wanke. Dennoch erschütterte uns die Trauerpost heftig und ich mit vielen Andern betrauere ihn aufrichtig, nicht blos mit dem Flor um den Arm. Wir blickten auf ihn als einen Vater, Hort und Schirmherrn, als auf den redlichsten Mann des Landes, und zugleich war er uns der lebendige Anhalt für unsre größten historischen Erinnerungen. Es ist wahr, was irgendwo öffentlich gesagt worden ist, eine ganze Zeit geht mit Friedrich Wilhelm III. dahin, eine neue bricht an. — Was wird sie bringen? Doch muß man mit Vertrauen und

Hoffnung dem neuen Herrn begegnen, seine ersten Schritte beurkunden volles starkes Gefühl und ein edles Wesen."

Es regte sich der Gedanke, Gedächtnißvorträge in Erinnerung an den geschiedenen Monarchen zu halten, und wurde mit Schnaase und Uechtritz erwogen, aber ohne daß der Plan zur Ausführung kam; dagegen fand Immermanns Trauer einen würdigen Ausdruck in einer Ode, welche er in den nächsten Tagen niederschrieb und ohne seinen Namen zu nennen, an A. v. Stägemann nach Berlin sandte. Er begleitete das Gedicht mit den folgenden Zeilen: „Dem gepriesenen Sänger von Preußens Trauer und Glanz fliegt aus unbekannter Hand dieses Lied zu, hervorgerufen durch das große verhängnißvolle Ereigniß. Welchem Besseren könnte die Strophe sich anvertrauen? Der Wunsch begleitet sie, daß, in so fern sie dessen würdig erscheint, sie dort öffentlich bekannt werde. In einem Falle, der wie der gegenwärtige unsere Herzen bewegt, ist es an dem, daß die ernstere Muse laut ihre Stimme erhebe, Gefühle singe, die ihr eignen und Wahrheiten im Bunde mit der Geschichte zu befestigen suche."

Den 18. Juni 1840.

Immermann glaubte, seinem alten Freunde und Gönner in diesen Worten erkennbar zu sein. Zwar war das nicht der Fall, doch ist die Strophe damals in einer Zeitung abgedruckt, und nachher in dem Bande seiner Werke aufgenommen worden. Sie hat sowohl in der Gesinnung, als in der reinen edlen Form ihren Werth, wenn auch der Gegenwart die Stimmung fern liegt, aus der sie hervorgegangen ist.

Nachdem Immermann seinem Gefühl genügt hatte, indem er es poetisch ausgesprochen, wandte er sich wieder anderen

Beschäftigungen zu, blieb aber in großer Erregung. Mit steigender Spannung beobachtete er das Auftreten des jungen Monarchen, und bald gesellten sich zu den elegischen Empfindungen über den Verlust des Vaters die frischen Hoffnungen, welche überall die ersten Schritte Friedrich Wilhelm IV. hervorriefen. Als eine bedeutende Natur hatte Immermann schon den Kronprinzen erkannt, doch war damals nicht zu sagen, zu welchen Zielen er sich wenden, in welchem Geist und Sinn er die Zügel des Regiments einst fassen werde. Jetzt schien Alles verheißungsvoll, schön und groß, was von dem Herrscher ausging, der alte Versprechungen erneuerte, und schlimme Fesseln fallen ließ. Das Rheinland sah den alten Arndt in die lang entbehrten Rechte der Universitätswirksamkeit wieder eingesetzt, voll und frei schien ein neues Leben durch das Vaterland zu strömen, ein frischer Hauch sich überall zu regen. Des Dichters Herz füllte sich mit einer höheren Freude, mit heiliger Hoffnung für die Zukunft, und da sein Tristan ihm jetzt das köstliche Gefäß war, in welches sein Leben sich ergoß, so mußte es auch den neuen Ton aufnehmen, der seine Brust ernst und froh bewegte. Die eilf Gesänge, die den ersten Theil des Gedichtes bilden, lagen vollendet, und ihnen schloß nun der Dichter einen Nachgesang an, in welchem er sich von den poetischen Gestalten an die Wiege seines Liedes in seinem Inneren wendet, und den Blick zurücklenkt auf die durchlaufene Bahn des eigenen Lebens. In reinen vollklingenden Terzinen ist dieser Nachgesang geschrieben, der gleichsam ein Vermächtniß des Dichters ist, in welchem er die Wahrheit niederlegt, die ihn das Leben gelehrt, die Predigt verkündigt die ihm dasselbe in's Herz geschrieben hat.

Sie lautet also:

„Weit in die Bahn trug dich das Roß der Musen,
Mein Lied, mach halt, sieh um Dich und gieb Achtung
Auf Deine Wieg' in Deines Vaters Busen!

Aus Zeitenwettern, aus des Kampfs Umnachtung,
Darin die Parze stürzt des Edlen Seele,
Erringt der Dichter endlich die Betrachtung.

Sie ist ein Strom, deß Spiegel ohne Fehle,
Sie ist ein Strom, in dem die Welle fluthet
Zu klar und stolz, als daß sie was verhehle.

Viel wird uns aufgelegt und zugemuthet,
Bevor dies heil'ge Wasser bricht im Sitze
Des zärtsten Seins, das schmerzlich oft geblutet.

Ich klagt' um Könige, die vor dem Blitze
Der Geister in Gewissensängsten zagen,
Statt treu zu stehen an der Bildung Spitze!

Den König soll'n des Zelters Hufe tragen
Als Herzog vor den ebenbürt'gen Rittern,
Die der Geschichte große Schlachten schlagen.

Die Kronen wanken, wenn die Träger zittern,
Man färbt den Purpur nicht, zu hüll'n die Blöße,
Im Machtspruch ist der Feigling auszuwittern.

Ich klagte um ein Volk . . . doch nicht entblöße
Die Wunden ferner! Lieg' um sie die Binde
Und decke zu die Spuren arger Stöße!

Denn leise schlich auf sanftem Fuß gelinde
Mir in das Herz ein Tröften unzerstörbar,
Wie Rosenduft, gebracht vom Abendwinde.

An meiner Wiege rief der Genius hörbar
Und küßte mich: Du wardst gemacht zum Schauen!
Dein Glaub' ist ewig und dein Wahn verzehrbar.

Drum ging ich endlich ein in das Vertrauen,
Drum trockneten zuletzt Verzweiflungsthränen,
Darum erblickt ich ein unsterblich Bauen.

Die Welt, die heil'ge, baut ein treulich Sehnen,
Ein Tempel ist die Welt, kein Berg der Scherben,
Ja! sagt die Wahrheit, und das Nein ist Wähnen.

In diesem Licht erlebt' ich göttlich Sterben;
Es hatten Wünsche, Hoffnungen hienieden
Oft Furien gleich gehetzt mich in's Verderben.

Nun aber stillte sie ein Gott zum Frieden,
Wie Pallas einst mit goldner Redeblüthe
Aus den Erynnien schuf die Eumeniden.

Und wenn mir dunkel, was das Leben brüte,
Und steht zu fern sein Antlitz, daß ich's fasse,
So hilft zur Schwichtigung mir eine Mythe.

Es gab ein Heil'genbild, das über'm Maaße
Jedwedes war, der zu ihm mochte gehen
In die Kapelle auf der Andacht Straße.

Denn mochte nun der Kleinste vor ihm stehen,
Stehn, den das Volk um seine Größe priese,
Sie mußten kleiner als das Bild sich sehen.

Nicht war es vor dem kleinen Mann ein Riese,
Nein höher nur als er um wen'ge Zolle,
Doch vor dem Riesen stand's als Ueberriese.

Das Leben predigt, das gestaltenvolle,
Heut' mittler Art, Koloß am andern Tage:
Mit meiner Größe mißt sich nur der Tolle!

Ich ward gesetzt, daß ich euch überrage,
Ich ward gesetzt, daß ich von seiner Kleinheit
Dem Allerkleinsten, Allergrößten sage.

Und wer die Predigt hört in Herzensreinheit,
Der kauft den Segen, den er hielt in Pachtung
Und wird mit ihm zur liebevollsten Einheit.

Das ist, vernehmt! die selige Betrachtung,
Vor der hinweg der öde Schwaden rauchet,
Der uns geschieden von der Dinge Achtung.

Aus ihr, mein Lied bist du emporgetauchet,
Drum hast du badefrische, glänz'ge Glieder,
Von Tropfen funkelnde, zum Tanz gebrauchet.

In sie, mein Lied, tauchst du dich ewig nieder,
Und kühlst in ihr das heiße Blut am Herzen,
Und holst aus ihr die jungen Kräfte wieder.

Weil ich so ernst geworden, darf ich scherzen,
Weil ich so heiter, darf das Roß der Musen
Mich tragen durch die Wildniß grimmster Schmerzen,
Denn Alles kann und darf ein freier Busen.

Das ist der Schwanengesang des Dichters. Ahnungsvoll hat er wenige Wochen vor seinem Tode noch einmal auf sein Leben zurückgeschauet, und mit der Weihe die sein Wesen durchdrang, den Gang desselben bis zu der Höhe gezeigt, auf der er von uns geschieden ist. — Wohl erscheint uns dunkel, daß er in dem Augenblicke fortgehen mußte, wo wir seinen Genius frei entfaltet sehen, und wo aus der Fülle eines sittlich geläuterten Daseins die edelsten Früchte hervorbrachen. Aber wir sollen auch diese Fügung in seinem Geiste als eine Predigt des Lebens ansehen, dessen Größe jede Erscheinung überragt, dem wir uns beugen müssen, wenn wir sein Antlitz auch nicht zu fassen vermögen, und ein hoher Trost redet zu uns aus seinen letzten Worten. So viel der Dichter uns noch hätte geben können, er selbst hat das Ziel erreicht, das Kleinod gewonnen, nach dem er begehrt, und als ein Vollendeter hat er die irdische Bahn verlassen. In frommer Betrachtung

sind die Klagen um sein Volk verstummt, ein göttlich Vertrauen hat ihn erfüllt, in dem die Welt sich nun vor ihm erbaut, und alle heißen Wünsche zum Frieden gestillt sind. Ernst und Scherz füllen in schönem Bunde den freien Busen, sind treue Genossen seines Weges geworden und „endlich fügten die Götter ein weißes Loos dem still Begnügten." In dem Frieden des eigenen Hauses sieht er reichern Segen nahen, und im Vaterlande erblickt sein sehnendes Auge eine frisch quellende Saat neuen geistigen Lebens, was hätte ihm noch ferner werden können? Als er den Nachgesang zum ersten Theile seines Tristan schrieb, war er von dem Wunsche bewegt, das Ganze dem Fürsten zu Füßen zu legen, der sobald er den Thron bestiegen, der Poesie ein Schirmherr zu werden verhieß; ihm wollte er den Dank für die Erfüllung der Hoffnungen aussprechen, welche freudig durch das Vaterland zogen und ihn selbst mit Begeisterung erfüllten. Ein längeres Leben hätte den hohen Muth dieses Augenblicks doch wohl gedämpft; der Schmerz über manche getäuschte Hoffnung, die sich zur Liebe und Verehrung gesellt haben würde, ist ihm erspart geblieben.

Nachdem er jenen Terzinengesang vollendet hatte, ist Immermann noch einmal zum Tristan zurückgekehrt, hat den Plan zum zweiten Theile aufgezeichnet, einen Gesang desselben und die Anfangsstrophen zu dem darauf folgenden niedergeschrieben. Alles dieses ist aber in der Form unvollendet geblieben und entbehrt in viel höherem Maße der Ueberarbeitung als die früheren Gesänge, denn plötzlich ward des Dichters Arbeit abgebrochen. Wie einst dem alten Meister Gottfried nahm auch ihm der Tod sein Werk aus der Hand, und noch einmal blieb das Tristanlied ein Fragment; zwar ein schönes Bruchstück aber doch immer ein Bruchstück.

Während der angestrengten Arbeit der letzten Monate war Immermann bisweilen von leichten Fieberanfällen ergriffen worden, die aber so schnell vorübergingen, daß sie auch seine Frau nicht nachhaltig ängstigten; nur steigerten sie in Beiden das Verlangen, die engen niedrigen Zimmer der Grabenstraße gegen eine geräumigere Wohnung zu vertauschen.

So willig und freudig sich Immermann den Beschränkungen fügte, welche seine jetzige Häuslichkeit ihm auferlegte, so hatte er doch die freie Luft und den Garten, in welchem sein ehemaliges Landhaus lag, sehr entbehrt, und litt auch körperlich von der Enge der Zimmer, seitdem die Junihitze auf den Fenstern brannte. Folglich war es ein angenehmes Ereigniß, als am 1. Juli ein Haus in der Ratingerstraße, ganz dicht an der Allee gelegen, bezogen werden konnte, das geräumig genug für eine bald zu erwartende Erweiterung der Familie war. Nach hinten sahen die Fenster auf grüne Gärten und boten eine weite Aussicht zum Himmel, an welchem der Dichter wieder Abends die „Wolkenspiele beobachten konnte", eine Freude, die er lange vermißt hatte. Er fühlte sich ungemein wohl und behaglich in der neuen Wohnung, die Nähe des Thores und des Hofgartens gab ihm das Gefühl der Freiheit; er konnte behaglicher die Freunde bei sich versammeln, und ein schönes großes Arbeitszimmer bot Raum für die Wanderungen, in denen er sich stundenlang ergehen konnte, wenn er in dichterisches Schaffen versenkt war. Leider unterbrachen die Assisen die Freude an dem neuen Zustande schon nach dem Genuß weniger Tage, und was noch übler war, es stellte sich ein Fieberanfall ein, bedeutend heftiger als die früheren, so daß er Immermann nöthigte, die Sitzungen zu versäumen und einige Tage im Bett zu bleiben. Leider fiel dies Unwohlsein auch mit einem Besuche von Mariannens Großmutter zusammen und gab demselben ein unbehagliches Gepräge. Noch einmal erholte sich indessen Immermann völlig, ging viel spazie-

ren, arbeitete und las fleißig, unter Anderen das eben erschienene Leben von Arndt, mit dem er bei seiner Rehabilitation Briefe gewechselt hatte; Grimm's Mythologie, Savigny, vom Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung, und allerhand neues Dramatisches. Endlich langten auch die ersten Correcturbogen der Memorabilien an; aber der Verdruß, den er seit Monaten über das grundlose Verzögern dieses Druckes gehabt hatte, trat dadurch in neuer Weise auf. Campe hatte das Manuscript liegen lassen, weil er den Inhalt zu ernst fand, und glaubte das Buch müsse durch die für den zweiten Band verheißenen Kriegserinnerungen anziehender gemacht werden, wenn es gehen solle. Immermann ließ sich aber dadurch nicht bestimmen diesen Abschnitt noch in den ersten Band zu nehmen, theils weil er augenblicklich anderweitig beschäftigt war, theils weil er im Herbst eine Reise nach Belgien zu machen hoffte, wo er seine Einnerungen an jene Zeit auffrischen wollte. In unerfreulichem Briefwechsel schleppte sich die Sache fort, bis sich endlich Campe entschloß drucken zu lassen; aber die Aushängebogen, die er Immermann sandte, wimmelten nicht nur von einer ungeheuren Zahl von Druckfehlern, sondern in dem Aufsatz von der Familie fand sich zu höchster Ueberraschung des Autors ein Abschnitt mit der Ueberschrift: „Aus meinem Leben von Karl Immermann." Ohne seine Zustimmung war der Theil desselben, den Campe nach seinem Tode willkührlich als pädagogische Anekdoten bezeichnet hat, in dem Telegraphen mit dieser Bezeichnung abgedruckt worden, und es war bei der Correctur nicht einmal die dazu in das Manuscript geschriebene Ueberschrift getilgt worden. Immermann war sehr verstimmt über diese Dinge. Mit der größten Anstrengung hatte er fast vor einem Jahre seine Arbeit vollendet, und seitdem hatte diese ruhig in dem Pult des Verlegers gelegen. Das böse Fehlerverzeichniß war das letzte, was er an den Memorabilien that, die erst nach seinem Tode erschienen.

Sie wurden so gut es ging durch Bruchstücke ergänzt, welche dazu vorgearbeitet waren.

Schon war der Monat angebrochen, der Immermann von allem irdischen Wechsel abrief, da schien seinem Leben die Veränderung zu nahen, auf welche er seit Jahren gewartet hatte. Am 4. August starb in Cöln einer der ältesten Räthe des Appellhofes, und nach den Versprechungen, die ihm geworden waren, konnte er nicht zweifeln, daß er in seine Stelle treten würde. Noch an demselben Tage wandte er sich in besonderer Eingabe an den König und den Minister, und die fast sichre Aussicht auf eine Verbesserung seiner Lage befreite ihn von mancher Sorge, welche ihn in der letzten Zeit gedrückt hatte. Nur durch die angestrengteste literarische Thätigkeit hatte er so viel erwerben können, als er zum Leben mit einer Familie bedurfte. In der dankbarsten Stimmung freute er sich in den nächsten Tagen an den Besuchen zweier Freunde, des Dichters Zedlitz aus Wien und des Kanzlers von Müller aus Weimar, und that noch einmal gastlich sein Haus ihnen und dem Kreise der Düsseldorfer Freunde auf. Seine Lebensfrische und Heiterkeit, der Einblick in den stillen Frieden seines häuslichen Glückes that Allen wohl, froh und muthig sah Immermann in die Zukunft. Wenige Tage darauf schien dieses Glück den Gipfel zu erreichen, als ihm am 12. August eine Tochter geboren wurde. Innig hatte er nach diesem Segen verlangt, in dem neu geschenkten Leben hoffte er das seinige zu verjüngen. Als er nach schweren sorgenvollen Stunden ein gesundes Kind auf seinen Armen hielt, da empfand er, daß dieses Geschenk Gottes das Siegel des Friedens sei, den er gefunden; daß nun erst ganz die Vergangenheit vergangen war, daß Gegenwart und Zukunft allein in ihr heiliges Recht traten. Hatte er vorher sich mehr einen Sohn gewünscht, so sprach er jetzt aus, daß die Geburt einer Tochter viel glücklicher für ihn sei, daß die zartere Sorge,

die ein Mädchen fordere, sänftigend auf ihn wirken, sein rauhes Wesen mildern werde. Stundenlang saß er an der Wiege des Kindes, wagte in liebevoller Treue kaum das Haus zu verlassen, und man mußte ihm zureden den Bitten der Freunde zu folgen, die ihm durch Einladungen die einsamen Mittagsmahlzeiten oder Abendstunden verkürzen wollten.

Aber schon am Montage den 16. August wurde er von einem heftigen Fieberanfall ergriffen, der ihn nöthigte, das Bett zu hüten. Er versuchte zwar nach einigen Tagen noch einmal aufzustehen, und ließ sich in das Zimmer seiner Frau führen; aber diese erschrak bei dem Anblick seiner bleichen, veränderten Züge. Der Zustand war anfänglich wechselnd, die Anfälle wiederholten sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit, und der Arzt nannte die Krankheit Wechselfieber. Als die junge Wöchnerin ihr Lager verlassen und wenigstens einige Stunden an dem Bette des Kranken sitzen durfte, meinte dieser, nun werde sich Alles wieder zum Besseren wenden; aber er war äußerst reizbar, heftige Kopfschmerzen quälten ihn, und der Schlaf fehlte völlig. Nach einer scheinbaren Besserung trat am siebenten Tage eine heftige Verschlimmerung ein, Anfälle von Phantasien machten die Pflege eines männlichen Wärters nöthig, die ein katholischer Bruder aus Neuß dem Kranken auf die wohlthuendste Weise gewährte. Das Fieber war nervös geworden, der Arzt fand den Zustand sehr bedenklich. Nach heftiger Unruhe schien wieder der 25. August ein leidlicher Tag, bis Abends sich die Phantasien auf's neue einstellten, und um 9 Uhr ein Lungenschlag plötzlich das Leben des kräftigen Mannes endete. Seine Frau war mit zwanzig Jahren zur Wittwe, das Kind des Dichters zur Waise geworden, als kaum das Leben sie empfangen. Man verbarg der Frau während der Nacht was sie betroffen, erst am nächsten Morgen erfuhr sie durch die treue Freundin Frau von Sybel ihr Geschick. —

Wie ein Donnerschlag traf die Kunde: „Karl Immermann ist nicht mehr," die Freunde und Bekannten, ja die ganze Stadt in der er dreizehn Jahre lang gelebt hatte, geliebt und verehrt von allen Mitbürgern. Am 28. August wurde er beerdigt; zahlreiche Freunde und Verehrer folgten still dem Entschlafenen auf dem letzten Wege. Am Grabe sang ein Sängerchor: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir" u. s. w., und der ehrwürdige Jubilar der evangelischen Geistlichkeit von Düsseldorf, Consistorialrath Hartmann, betete ein Dankgebet.

Seit lange hatte auch in der literarischen Welt kein Ereigniß eine so schmerzliche Sensation erregt, als Karl Immermann's Tod. Ueberall erhoben sich Stimmen über die Bedeutung dieses Verlustes, die um so ergreifender waren, als Immermann's strenge gebieterische Persönlichkeit im Leben und in der Kunst vielfach auf Widerspruch gestoßen war. Die Anerkennung der Edelsten seines Stammes hatte er dennoch gefunden, und die dreißig Jahre, die nun fast über den Grabeshügel am grünen Rhein dahin gezogen sind, auf welchem Rose und Rebe sich verschlingen, haben seinen Namen nicht vergessen lassen. Manche seiner Werke sind erst jetzt zu erhöhter Geltung, zu rechter Würdigung gelangt.

Immermann's äußere Erscheinung ist oft beschrieben worden, auch er selbst läßt im 4. Bande des Münchhausen den bekannten Schriftsteller Immermann auftreten und schildert sich dort mit einer gewissen derben Realität. Darin stimmen alle anderen Beschreiber überein, daß die Persönlichkeit Immermann's auch äußerlich bedeutend erschien, daß in der Gestalt mittlerer Größe etwas Imperatorisches lag, welches das wirk-

liche Maß derselben zu erhöhen schien, und daß det geistige Ausdruck so überwiegend wirkte, daß man ihm gegenüber erst allmälig die Freiheit gewann, um auch das Detail der Züge zu beobachten. Seinem männlichen Geiste entsprechend, war diese Erscheinung stark und kräftig gebaut, mit breiter Brust und Schultern, war er in den letzten Jahren von einer Corpulenz, die ihm oft beschwerlich fiel, über die er aber nicht selten scherzte. Seine Haltung war bequem, obgleich Viele in seinem Benehmen den höheren Beamten erkennen wollten, seine Bewegungen waren weich und ausdrucksvoll, besonders in den feinen schönen Händen, deren Spiel seine Rede leicht zu begleiten pflegte. In seiner Kleidung war er sehr sauber und sorgfältig, aber auch höchst sparsam, und erhielt dieselbe so lange, daß der Schnitt derselben ihm oft einen bürgerlich altmodischen Anstrich gab. Sein Gesicht zu beschreiben, ist schwer, weil der Ausdruck desselben ein so wechselnder war und oft in einem Augenblick in seinen Zügen ein fast beklemmender Ernst zu der liebenswürdigsten Milde überging, oder sinnende Tiefe mit leichter Schalkheit wechselte. Eine breite prächtige Stirn von schlichtem Haar umgeben, dessen dunkle Farbe an den Schläfen zu ergrauen begann, zeigte Ruhe und Hoheit. Unter kräftigen Brauen lagen scharfblickende Augen von unbestimmter Farbe, die man für dunkler hielt, als sie waren, weil sie stark beschattet waren und die sein ernster und durchdringender, wunderschöner Blick beseelte. Die Nase war groß, der Mund scharf geschnitten, drückte Klugheit aus, um die dünnen festgeschlossenen Lippen spielten feine und liebenswürdige Züge und nicht selten eine heitre Ironie.

Am treusten giebt das von Keller nach einer Zeichnung von Hildebrandt gestochene Porträt die Formen Immermann's wieder; aber der Ausdruck ist auf demselben nicht genügend, obgleich er für gewisse Momente charakteristisch war. Es zeigt den scharfen Denker, den ernsten Arbeiter, den Mann von Cha-

rakter; aber nicht den Dichter, den Genius der aus ihm sprach, wenn sein Gemüth von seiner Fülle überströmte, sein Mund in begeisterter Rede aussprach, was die Muse ihm eingab. Dann leuchtete aus ihm eine höhere geistige Schönheit, wie sie Schadow in dem Porträt ausgedrückt, in welchen er uns des Dichters Wesen in voller künstlerischer Wahrheit erhalten hat.

Immermann behielt bis an sein Ende etwas von dem heimathlichen Dialekt, der stumpfen Aussprache der Magdeburger Gegend; er redete gut, klar, fließend, oft mit knapper Kürze den Gegenstand bezeichnend. Alle hergebrachten conventionellen Formen waren ihm fremd und ihm fehlte durchaus die Leichtigkeit der Unterhaltung, mit der man sich über ihren Inhalt täuschen, ein leeres Nichts mit anmuthigen Worten verbergen kann. Mit geistiger Vornehmheit trat er wohl Fremden entgegen, für die er noch kein Interesse empfand; aber mit freundlichem Wohlwollen gewährte er schnell seine Theilnahme, wo er Wahrheit und Natürlichkeit erkannte, und ertrug auch das weniger Bedeutende in solcher Erscheinung lieber, als den leisesten Anflug des Gemachten, Künstlichen, sich selbst Bespiegelnden. Sein Geist, der immer mit bedeutenden Dingen beschäftigt war, verlieh dem Verkehr mit ihm stets reichen Inhalt. „Nie habe ich wieder in solchem Maße den Vollgenuß eines geisterfüllten Gesprächs empfunden", sagt Stahr. „Nichts Geringfügiges, Kleines, Unbedeutendes hörte man von ihm. Nur im Würdigen, Großen, Gehaltvollen bewegten sich seine Mittheilungen und selbst dem Scherze fröhlicher Unterhaltung wußte er den Reiz und die Würze satyrisch-ironischer oder humoristischer Bedeutsamkeit zu geben. In solchen Gesprächen erst ward man den ganzen weitreichenden Umfang seiner Bildung und seines Wissens inne, dem keine Bestrebung der Gegenwart und ihrer Wissenschaft und Kunst fern und fremd geblieben war. Ueberall aber und in Allem, worüber sich der Austausch gegenseitiger Mittheilung verbreitete, trat

der Adel einer großen freien Seele hervor, die rückhaltslos, stets dem Gedachten das letzte Wort, den bestimmtesten Ausdruck, die schärfste Beziehung verlieh. Mochte er über Hegel und Strauß, über Preußenthum, Constitutionalismus, über die Literatur der Gegenwart und Vergangenheit, über Dinge und Personen reden, es blieb nichts in seiner Seele zurück. Ansicht und Ueberzeugung, Widerspruch und Zugeständniß traten stets ganz und unverschleiert hervor. Man wußte immer, woran man bei ihm war, und eben darum übte jene Freiheit geistiger Mittheilung auch bei den Andern zeugende Kraft der Wahrheit."

Immermann gab sich immer ganz und voll wie er war, und darum war auch das warme Gemüth und das starke Herz schnell zu erkennen, das fremde Noth gern zur eignen machte und sich an Anderer Glück erfreuen konnte, wie an dem selbst erfahrenen. Fern von Eitelkeit, war er doch nach eigenem Geständnisse nicht ohne Stolz, wenn er sich Etwas zugemuthet sah, wofür er sich zu gut dünkte; aber dieser Stolz wurde zu echter Demuth wahrer Größe gegenüber, und er war weit entfernt, die Gaben zu überschätzen die ihm die gütige Natur verliehen, und als deren treuer Haushalter er erfunden worden ist.

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Marienstraße Nr. 10.